GESCHICHTE DES DEUTSCHEN SCHULWESENS IM UEBERGANGE VOM MITTELALTER ZUR...

Heinrich Julius Kaemmel

Geschichte

des

Deutschen Schulwesens

im Uebergange vom

Mittelalter zur Neuzeit.

Von

Prof. **Heinr. Julius Kaemmel,**

Rector des Johanneums in Zittau, K. S. Schulrath,
C.V.O. R. I.

Aus seinem Nachlasse herausgegeben

von

Prof. **Dr. Otto Kaemmel,**

Conrector am Königl. Gymnasium zu Dresden.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1882.

Geschichte

des

Deutschen Schulwesens

im

Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit.

Geschichte

des

Deutschen Schulwesens

im Uebergange vom

Mittelalter zur Neuzeit.

Von

Prof. Heinrich Julius Kaemmel,
Rector des Johanneums in Zittau, K. S. Schulrath,
C.V.O. R. I.

Aus seinem Nachlasse herausgegeben

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel,
Conrector am Königl. Gymnasium zu Dresden.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1882.

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist leider ein Torso. Der Verfasser hatte den Plan einer Geschichte des deutschen Unterrichtswesens von der Reformation bis zur Gegenwart entworfen, zu welcher dieser Band die Einleitung darstellen sollte; aber amtliche und andere Geschäfte, denen er den grössten Theil seiner Zeit widmen musste, machten die Fortschritte der Arbeit langsamer als er wohl gewünscht hätte, und ein jäher Tod riss ihn am 24. September vorigen Jahres mitten aus seiner Berufsthätigkeit hinweg, ehe er noch, wie er für die nächste Zeit beabsichtigt, an die Weiterführung dessen gehen konnte, was hier vorliegt. Ob das grosse Material, welches er für die Fortsetzung bereits gesammelt hatte, mit Hilfe der von ihm entworfenen Disposition diese Fortführung ermöglichen wird, muss vorläufig noch dahin gestellt bleiben. Trotzdem habe ich geglaubt, das hier Gebotene dem wissenschaftlichen Publicum nicht vorenthalten zu sollen. Es ist das Werk eines durch reife Erfahrung in der Praxis des Schullebens geförderten Fleisses langer Jahre, die Zusammenfassung zahlreicher, zum Theil auch schon veröffentlichter Vorarbeiten, denen der Verfasser einen bekannten Namen verdankte, und zugleich in sich so abgeschlossen, dass es wohl als ein selbständiges Ganze gelten kann. Sachliche Veränderungen vorzunehmen lag kein Grund vor, da seit der

Beendigung der Ausarbeitung vor nunmehr ungefähr Jahresfrist erhebliche neue Resultate im Einzelnen kaum gefunden sein dürften. Nur einige kleinere Nachträge, die der Verewigte nach seinen Notizen noch beabsichtigt hatte, sind im ersten Theile hinzugekommen; sonst ist das Buch, von kleinen stilistischen Aenderungen abgesehen, durchaus so zum Druck gelangt, wie er es hinterlassen hat.

Dresden-N., im August 1882.

O. K.

Inhaltsverzeichniss.

Berichtigungen.

Seite	109	Zeile	2	von	oben	lies	Johann v. E.
-	220	-	13	-	unten	-	Timann statt Titmann.
-	234	-	16	-	oben	-	doctrinale statt doctornale.
-	259	-	1	-	unten	-	Emmeram statt Emmeran.
-	272	-	2	-	oben	-	Freiburg statt Ereiburg.
-	282	-	2	-	unten	-	Johannes statt Jahannes.

Einleitung.

Bei der ausserordentlichen Regsamkeit, welche in unsern Tagen auf allen Gebieten des Schulwesens herrscht und das mit umfassenden Mitteln Geförderte vielfach zu erfreulichster Entwickelung bringt, während doch zugleich die härtesten Gegensätze durch die Schulen hindurchgehn und selbst die Fundamente zu erschüttern drohen, fällt es uns schwer, ein irgendwie klares Bild der Zustände zu gewinnen, in denen sich oft schwach und unbeholfen, ohne rechten Zusammenhang, ohne wahre Freude, ohne erquickende Frucht das Schulwesen des späteren Mittelalters darstellte, obwohl ein bei grosser Mannigfaltigkeit einheitlich geschlossenes und glänzend ausgestattetes Kirchenthum die Möglichkeit zu umfassenden Wirkungen zu haben schien.

Wir treffen bei Betrachtung jener Zeit auf vielerlei Reformversuche und Verbesserungen im Einzelnen und sehen darin überall das Bedürfniss nach Erweiterung des Wissens, nach Erforschung des geistigen Lebens, nach Neubildungen auf den alten Grundlagen; aber wir bemerken auch, wie gross der Mangel an bahnbrechenden Männern ist, wie dem endlichen Aufstreben Unverstand und Trägheit das Emporkommen erschwert, wie man immer wieder das Ueberlieferte für das Beste hält und als unantastbar auch in sehr kleinen Dingen bewahrt. Dennoch haben wir in derselben Zeit die Regungen des Geistes vor uns, welcher seitdem, wie grosse Wechsel

und Schwankungen er auch durchzumachen gehabt hat, in immer weiteren Kreisen zu bildendem Einfluss gelangt, eine alles ergreifende Culturmacht geworden ist: es ist der Geist der Humanität, welcher in allem die unveräusserlichen Rechte der Menschennatur zur Anerkennung bringen will, auch in dem Geringsten ein Kind Gottes ehrt und ihn zum Bewusstsein, dass er es ist, verhelfen möchte, welcher also auch an die Stelle der Standesbildung die allgemeine Volksbildung setzt und in dieser, da sie die Elemente wahrer Menschenbildung gewährt, die Ausgangspunkte zu aller höheren Bildung wie aller Fachbildung erkennt. Gewiss kann es uns angemessen erscheinen, auf jene Anfänge einmal entschiedener die Aufmerksamkeit zurückzulenken und in billiger Würdigung der unscheinbaren Erstlinge einer fast unübersehbaren Entwickelung geneigter zu machen, beim Blick auf diese Entwickelung, welche ein hoch fliegender Idealismus nicht rasch genug weiter führen kann, daran zu denken, wie langsam gerade in diesen Dingen auf dem harten Boden der Wirklichkeit der wahre Fortschritt ist und wie dankbar man eben deshalb auch schon für einen guten Anfang sein muss. Dabei werden wir ja zugleich in der Vielheit der Thatsachen, die, wenn man sie einzeln betrachtet, als geringfügig erscheinen können, die lebendig treibenden Kräfte zu erkennen suchen und das, was in den düsteren Räumen der Schule vor sich geht, mit dem ganzen geistigen Leben der Zeit in Verbindung setzen.

Es ist dieses Leben freilich von seltsamstem Charakter. Zwei Thatsachen, die sich gegenseitig auszuschliessen scheinen, aber doch zusammen wirken, bezeichnen es. „Auf der einen Seite hat der Sieg der centrifugalen Kräfte im deutschen Reiche den Staat und die Nation beinahe aufgelöst. Die Absonderung und Abgrenzung der Stände erscheint aufs höchste getrieben; wie im politischen Leben herrscht auch auf socialem Gebiete der Kriegszustand. Innerhalb der grossen ständischen Unterschiede drängen sich neben und gegen einander zahlreiche kleinere Gruppen; nicht nur Geburt und Beruf, auch die unendliche Mannigfaltigkeit der Sonderrechte und Freiheiten trennen die Glieder des Volkes. Die Interessen der Fürsten und der

Städte, des Adels und der Bürger und Bauern, des Grosshandels und der kleinen Producenten, der besser und minder Berechtigten liegen in unversöhnlichem Streite. Ueberall fehlt das Vermögen oder die Neigung, sich in das Denken und Fühlen der anderen zu versetzen. Und doch ist auch eine entgegengesetzte Strömung lebendig und nicht zu verkennen. Die nämlichen Menschen, die auf alle Angehörigen anderer Gesellschaftskreise mit Misstrauen oder Geringschätzung, zum mindesten ohne Theilnahme blicken, arbeiteten zugleich darauf hin, den Gegenständen ihres Hasses oder Spottes immer ähnlicher zu werden. Das Streben, in der äusseren Erscheinung sich über die Schranken des Standes hinwegzusetzen, geht durch alle Schichten der Gesellschaft. Trotz aller moralisirenden Klagen der geistlichen und weltlichen Literatur, trotz aller Kleiderordnungen und Luxusgesetze wirkte die Pracht und Ueppigkeit der höheren Stände unausgesetzt und unwiderstehlich auf die anderen; niemand wollte mehr „seinen Staat halten". Und während der Bürger und selbst der Bauer Trachten und Sitten ihrer adeligen Gegner nachzuahmen suchten, stiegen die Vornehmen in ihren Gewohnheiten und Anschauungen immer mehr auf das Niveau der niederen Volksklassen herab. Längst hatte die ritterliche Lebensart ihre vormalige Zierlichkeit abgestreift; der überfeine Frauendienst war vielfach durch eifrige Pflege des „Vollsaufens" und durch die wüste Jagd nach fremdem Eigenthum verdrängt worden; die mühsame Kunst des Minnegesanges begann auch bei den Höheren dem freieren Ton des Volksliedes zu weichen. Und wie die Herren und Ritter die Sprache des gemeinen Mannes annahmen, so gewann die deutsche Prosa mehr und mehr an literarischem Boden und bemächtigte sich nicht nur der Geschichtschreibung, sondern auch der Predigt, hier und da selbst der wissenschaftlichen Erörterung. Im Ganzen und Grossen lässt sich diese Doppelbewegung der ständischen Sonderung und Vermischung dahin kennzeichnen, dass während und trotz einer gesteigerten Entfremdung ihrer Elemente die deutsche Gesellschaft sich popularisirte. Die Interessen schieden sich schroffer als je, aber die Sitten wurden gleichartiger. Daher

kommt es, dass der literarische Ausdruck der herrschenden Ansichten und Stimmungen in der Regel ein schroffes Sondergefühl offenbart, aber eben so regelmässig in eine populäre Form gekleidet ist. Diese letztere Thatsache allein spricht schon deutlich genug für das veränderte Verhältniss der privilegirten Stände und der Masse des Volkes" [1]).

Welches sind nun aber im Schulwesen des ausgehenden Mittelalters die charakteristischen Züge? Zuerst ohne Zweifel das Zurücktreten der wesentlich klerikalen Schulen hinter den Stadtschulen auf der einen und hinter den Hochschulen auf der andern Seite; dann bei fortdauernder Abhängigkeit der Schulen von den kirchlichen Gewalten nur beschränkte Verbesserungen im Unterricht, weiterhin doch vielfacher Einfluss der Schulen auf das Volksleben und rege Theilnahme der Bevölkerungen für die Schulen; endlich Leben und Bewegung im Schulwesen durch das Eindringen des Humanismus als Vorbereitung durchgreifender Reformen. Wir haben eine Uebergangszeit vor uns; Altes und Neues wissen oft noch sehr wenig sich auseinander zu setzen, manches edlere Streben bleibt in beschränkten Verhältnissen ohne rechten Erfolg, ja wir finden an vielen Punkten gute Ansätze ohne Fortgang; aber wir sehen doch immer Grosses sich vorbereiten und wenn nicht mit vollem und freiem Verständniss, so doch mit sicherem Instinkte näher und näher gebracht. Wir haben es nicht mit grossen bahnbrechenden Geistern zu thun bei Betrachtung der Schulen jener Zeit; doch treten uns viele treue und eifrige Arbeiter entgegen, die zuweilen gerade deshalb rührende Erscheinungen für uns sind, weil sie in der matten Beleuchtung, worin wir sie sehn, wie schüchtern sich vor uns zurückziehn.

Im allgemeinen lässt sich auch für das deutsche Mittelalter die Entwickelung des Schulwesens nur aus der Ent-

1) v. Bezold, Die „armen Leute" und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters in der Historischen Zeitschrift 1879, 1, 3 f. Derselbe dann sehr eingehend über die in der Volksliteratur vielfach zum Ausdruck kommende Gährung, die mehr und mehr eine sociale Revolution besorgen liess. Volkslieder, Predigten, Weissagungen, astrologische Träumereien, poetische Lobpreisung der Arbeit wirkten zusammen.

wickelung der Kirche erklären, die durch drei Perioden hindurch sich vollzogen hat, die Periode der Aufnahme und Aneignung, die Periode der Ausbreitung und Organisation, die Periode des Hinstrebens auf Neugestaltungen bei zunehmender Veräusserlichung. Obgleich nun aber die universale Aufgabe der Kirche auch in Deutschland niemals zuerst und zumeist die nationalen Bedürfnisse und Angelegenheiten beachten und fördern liess, vielmehr die ganze abendländische Christenheit unter der Oberleitung der Päpste als eine in Ueberzeugungen und Bestrebungen innig verbundene Gemeinschaft auch den Laien oft über das eigene Volk und Reich erhob, so war doch eben dieses Volk und Reich in seiner besonderen Entwickelung etwas so Gewaltiges, dass es zu Zeiten Aufmerksamkeit und Theilnahme vor allem für sich in Anspruch nehmen konnte, wie denn die Kämpfe unserer Kaiser mit den Päpsten zur Steigerung des Nationalgefühls in hohem Grade beigetragen haben. Aber auch für unser Volk ist die Kirche des Mittelalters Erzieherin gewesen, und wie es nach den Anschauungen der abendländischen Nationen nur Eine Kirche gab, so kannten sie in langen Jahrhunderten auch nur Eine Wissenschaft, die kirchliche, nur Eine Bildung, die durch die Kirche vermittelte, was zur Folge hatte, dass auch die Völkersagen und die weltliche Poesie für Romanen und Germanen als ein Gemeingut erschienen [1]).

Dem Klerus nun werden wir es nicht verargen dürfen, dass er das festgefügte Fundament der Bildung gerade darum, weil es ein gemeinsames war, nicht verlassen mochte und in Fällen, wo weltliche Bildung neben der geistlichen nicht bloss Dienerin sein, sondern ein eigenes Leben führen wollte, sich abwehrend verhielt; solche Abwehr kam sehr oft nicht aus Verkennung dieser Bildung oder aus Trägheit und Unwissenheit, sondern aus einem sicheren Instinct, und wenn auch der geistige Horizont der Abwehrenden in den meisten Fällen

1) „Durch den Staat sind die besseren Völker des Alterthums erzogen worden, durch die Kirche die des Mittelalters". Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters IV, 292.

ziemlich eng war, so hinderte dies nicht gerade an klarer Auffassung des für den überschauten Kreis Angemessenen. Wir werden hierbei auch die Zeiten zu unterscheiden haben. Der Klerus in der Periode der sächsischen Kaiser, deren Einsicht staatliche und kirchliche Interessen in so enge Verbindung zu setzen wusste und der geistigen Bildung unseres Volkes so grosse Förderung bereitete, wie hoch und würdig steht er vor uns, wenn wir ihn mit der Geistlichkeit des späteren Mittelalters vergleichen, die, weil sie geheim und offen überall eine ärgerliche Opposition sich rüsten sieht, nicht selten unduldsam und hart für das von ihr Gepflegte auftritt und alles, was Neuerung heissen kann, mit Leidenschaft bekämpft! Wird es doch überhaupt recht düster im kirchlichen Leben dieser späteren Zeit. Wir wissen, wie traurig es damals mit der wissenschaftlichen Bildung des deutschen Klerus in weiten Kreisen stand. Felix Faber, welcher um das Jahr 1490 eine Chronik von Ulm schrieb, sagt uns, dass in seiner Jugend, also um die Mitte jenes Jahrhunderts, unter tausend Geistlichen kaum einer gewesen, der eine Universitätsstadt gesehen, ein Magister aber oder ein Baccalaureus als ein Wunder angestaunt wurden[1]). Zu höheren Pfründen konnten nicht selten solche gelangen, die nur zu lesen, zu singen und lateinisch zu sprechen verstanden; aber in Klöstern wie St. Gallen und Murbach konnten der Abt und viele Brüder nicht einmal ihre Namen schreiben, und in der Benedictiner-Abtei Melk war die Klage gerechtfertigt, dass manche Mönche die täglichen Festgesänge, die sie sangen, nicht verstanden und wenige im Stande waren, einen Codex abzuschreiben oder einen geschriebenen zu corrigiren[2]). Auch in Meissen waren 1358 der Propst und vier Domherren nicht fähig zu unterschreiben[3]). Ganz trostlos sah es auch in Mecklenburg und in Pommern aus[4]). Die lebendigste Schilderung aber von dem Verfalle des wissen-

1) Goldast, Scriptores rerum Suevic. p. 67.

2) Czerny, Die Klosterschule von St. Florian (Linz 1873). S. 50 f.

3) Tittmann, Heinrich der Erlauchte. Bd. II. S. 79 f.

4) Krabbe, Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert (Rostock 1854). 26 f., 6 f., 31, 32.

schaftlichen Lebens bei den Geistlichen gibt uns die Rede, womit 1460 die Albertus-Universität zu Freiburg der erste Rector derselben, Matthäus Hummel, eingeweiht hat [1]). Indess stand es doch nicht überall gleich schlecht. Sehr leicht könnten hier einzelne Männer in grosser Zahl aufgezählt werden, welche damals durch wissenschaftliches Streben und Arbeiten bei ihren Zeitgenossen Anerkennung sich verdienten. Indem wir aber darauf verzichten, dürfen wir um so mehr hervorheben, dass Domcapitel und Abteien ihren Statuten gemäss nicht selten jüngere Mitglieder auf Universitäten sendeten, wo sie, wenn sie Theologie studiren wollten, fünf Jahre, wenn sie anderen Studien sich zuwendeten, drei Jahre im unverkümmerten Genusse ihrer Pfründen verweilen, auch akademische Grade erwerben konnten, wie denn auch besondere Stiftungen zu Gunsten strebsamer Kleriker gemacht wurden. Dass unter diesen Studirenden es solche gab, die ihre Einkünfte in Paris, Bologna, Padua oder auf deutschen Universitäten leichtsinnig verbrauchten, dafür lassen sich Belege in grösserer Zahl finden; aber es ist eben so gewiss, dass andere es sehr ernstlich nahmen und bei ihrer Heimkehr ehrende Zeugnisse vorlegen konnten [2]). Wie sehr die in deutschen Landen gegründeten Hochschulen auch für Bildung des Klerus benutzt worden sind, davon wird an anderer Stelle die Rede sein. Als dann der Humanismus diesseits der Alpen Eingang gewann, fand er überall auch unter den Prälaten und in den Klöstern freundliche Beschützer und Förderer, was ebenfalls noch zu besonderer Betrachtung kommen wird [3]). Im Ganzen

---

1) Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation (Erlangen 1866). 4 f.

2) S. z. B. Reiche, Geschichte des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau I, 8. Johann von Jenstein, später in bewegter Zeit (1379—96) Erzbischof von Prag, hatte schon in früher Jugend nach einander sieben kirchliche Beneficien erlangt und die Einkünfte derselben als lebenslustiger Student an den Universitäten zu Prag, Padua, Montpellier und Paris aufgewendet. Friend, Kirchengeschichte Böhmens III, 14 f.

3) Hier mag nur an die beiden mit Erasmus in enge Verbindung eingetretenen Brüder Thurzo, Bischof Johann V. von Breslau und Bischof

darf man sagen, dass in den letzten Zeiten des Mittelalters ein Emporstreben aus weit gehendem Verfalle an vielen Stellen sich angekündigt habe.

Dass der Klerus des späteren Mittelalters in seiner Verweltlichung vielfach trägem Genussleben und eitler Sorge um das Zeitliche sich überlassen und darum auch die hohe Aufgabe, dem Volke edlere Bildung zu vermitteln und erweckende Vorbilder darzubieten, oft aus dem Auge verloren hat, das ist von jeher für alle, die das Ideal der Kirche an die Wirklichkeit gehalten, Anlass zu schmerzvoller Klage und zu bitterem Tadel gewesen. Aber es muss doch anerkannt werden, dass auch in dieser Beziehung, ganz abgesehen von den grossen Reform-Concilien[1]), in sehr verschiedenen Kreisen und von sehr wackeren Männern Versuche gemacht worden sind, die beiden Musterstände, Weltgeistlichkeit und Klostergeistlichkeit, zu pflichtmässiger, den strengen Gelübden entsprechender Lebensführung zurückzubringen. Und nicht bloss solche, die ausserhalb dieser Stände stehend freie Betrachtung und freies Urtheil sich zu bewahren wussten, sondern auch Mitglieder derselben haben mit eindringlichem Eifer der Kirche zu helfen gesucht. Die ganze Geschichte der „Reformation vor der Reformation“ ist ein zusammenhängender Beleg dafür. Könnten wir aber von Sprengel zu Sprengel gehen, so würden wir fast überall Bemühungen wohlgesinnter Bischöfe zur Abstellung eingerissener Missbräuche und zur Wiederaufrichtung fester Zucht und Ordnung wahrzunehmen haben. Die von Bischöfen versuchten Klosterreformen, zu denen seit dem Jahre 1451, auf Veranlassung des Papstes Nikolaus V., der entschieden durchgreifende Nikolaus von Cusa den Anstoss gegeben hatte, wurden in mehreren Diöcesen mit grosser Kraft und Ausdauer und zu derselben Zeit betrieben[2]). Denn während der

---

Stanislaus von Olmütz, erinnert werden. Jenen hat Luther gelegentlich den besten unter allen Bischöfen des Jahrhunderts genannt.

1) Vgl. Günthner, Literarische Anstalten in Bayern III, 35 f. und Czerny, S. 16 ff.

2) Ueber Nikolaus von Cusa, Herzogs R.-E. III, 212 und XVIII, 184, Ullmann I, 173.

Wormser Bischof Bernhard von Sickingen (1445—62) in solcher Weise thätig war [1]), bot der Magdeburger Erzbischof Johann III. (1445—64) den höchsten Ernst auf, wie andre Orden, so auch die Barfüsser in Zelle und Magdeburg zu treuer Befolgung der Ordensregeln zurückzuführen, was ihm übrigens erst mit der vollen Unterstützung des Papstes Pius II. gelang, aber ähnliches Einwirken seiner beiden Nachfolger Johann (1464—1475) und Ernst (1475—1513) noch immer nöthig machte; die drei Erzbischöfe gelten übrigens durchaus als persönlich wackere, durch Frömmigkeit und zum Theil auch durch wissenschaftlichen Sinn ausgezeichnete Männer [2]). Bekannt sind die Bestrebungen der Bursfelder Congregation für Erneuerung des Benedictinerordens, die weithin über das nordwestliche Deutschland und westlich bis in die Rheinlande, östlich bis Thüringen und Meissen Einfluss gewann [3]). Und auch die Nonnenklöster erfuhren weit und breit den reformatorischen Ernst der Bischöfe [4]). Wir brauchen aber kaum zu bemerken, dass diese und alle sonst gemachten Reformbestrebungen im wesent-

1) Ullmann I, 266.

2) Rathmann III, 154 f., 167. 196 f., 261. Ueber die Bemühungen des ermländischen Bischofs Lukas Watzelrode um Hebung des Unterrichts Reusch, Wilhelm Gnapheus I (1868) S. 32 f. Der Bischof Konrad von Breslau (1417—47) arbeitete darauf hin, dass alle Geistlichen der Landessprache mächtig sein sollten, und wollte auch verhüten, dass neue Fabeln in Umlauf gesetzt würden. Wuttke, Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens I, 100.

3) Manche sehr anziehende Nachrichten über diese Congregation in Becker, Chronica eines fahrenden Schülers (Regensburg 1869) S. 156 f., 162 f., 178 f., 190 f., 265 f., 267, 270. Die zu derselben Zeit von den Augustiner-Chorherren in Windesheim ausgehende und besonders von dem trefflichen Johann Busch († 1479) in weiten Kreisen durchgeführte Klosterreformation scheint dem Unterrichtswesen keine Förderung gebracht zu haben. Vgl. Herzogs R.-E. XVIII, 182 ff. und XIX, 297 ff. Sehr unsicher sind die Erzählungen von der Stiftsschule zu Wetter, wenn Krause in seiner Schrift Euricius Cordus (Hanau 1863) S. 8 f. gegen Döppings Darstellung in dem Buche Die Kirche zu Wetter (Marburg 1860) recht hat.

4) Als Beispiel mag dienen das Kloster zu Ueberwasser bei Münster, das der Bischof Heinrich von Schwarzburg zu reformiren unternahm. Parmet, Rudolf von Langen (Münster 1869) 60 f.

lichen schon deshalb zu keinem nachhaltigen Erfolge es brachten, weil man meist bei Aeusserlichkeiten stehen blieb und nicht bis zu den Wurzeln der Uebel hinabreichte, die man auch nur zum Theil in ihrem tiefen Zusammenhange und in ihren nach allen Seiten hin verderblichen Wirkungen erkannte.

Indess behauptete sich der Klerus bei unermesslichem Besitze fort und fort in so machtvoller Stellung innerhalb des Volkslebens, das in hundertfacher äusserlicher Abhängigkeit, ja Gebundenheit auch sein geistiges Leben stets wieder zumeist vom Klerus bestimmen liess. Wir wundern uns darüber nicht, wenn wir uns, und wäre es in flüchtigstem Ueberblicke, den Status ecclesiasticus auch des deutschen Reichs vergegenwärtigen, jene zum Theil über weite Länderstrecken ausgebreiteten Erzbisthümer und Bisthümer, mit den zahlreichen geistlichen Genossenschaften, mit Hunderten von Kirchen und Pfarreien, mit den mannigfaltigsten Einkünften und Rechten, jene in mehr oder weniger festem Verbande stehenden Orden der Benedictiner, der Prämonstratenser, der Cistercienser, der Karthäuser, der Dominicaner, der Franciscaner, der Augustiner, der Johanniter, der deutschen Herren, jene ganze hierarchische Ordnung, die, wie oft auch angefochten von den weltlichen Mächten, doch fast immer den Sieg über diese davon trug, die mit hundert Armen in die weltlichen Verhältnisse hinein griff und Grosse wie Geringe mit ihren Machtmitteln schreckte, bändigte, gefügig machte. Und dieses gewaltige Kirchenthum empfahl sich auch wieder durch den blendenden Glanz seines Gottesdienstes, durch die erhabene Pracht seiner Münster und Dome, durch die Mannigfaltigkeit seiner Wohlthätigkeitsanstalten; es wirkte auf die Herzen auch durch Predigt und Lied, durch Schrift und Bild, durch Wunder und Zeichen der seltsamsten Art; es verfügte über einen reichen Schatz der Gnaden und hielt die Schlüssel zum Himmelreich in fester Hand, wie es beängstigende Blicke in den Höllenabgrund thun liess. Und die Interessen der weltlichen Stände verflochten sich mit denen des Klerus in den verschiedensten Beziehungen. Fürstensöhne wurden Bischöfe und Erzbischöfe, der Adel er-

füllte die Domcapitel mit ihren reichen Pfründen, die Abteien mit ihrem ausgedehnten Besitz, die Bürger der Städte schlossen sich in Brüderschaften an die kirchlichen Institute an und widmeten diesen zahllose Stiftungen, die ihnen und ihren Kindern selbst wieder zu Gute kommen sollten, das Landvolk wohnte doch am liebsten, weil am sichersten, unter dem Krummstabe und gab dem Pleban oder dem Bettelmönche, der wenigstens ein Wort des Segens hatte, das Verlangte lieber als dem herrischen Junker, der fluchend das ihm Gebührende eintrieb.

Loszukommen von der Kirchenmacht war auch in den Zeiten der grossen Aergernisse für Hunderttausende kein Bedürfniss. Und wo das Bedürfniss doch sich regte, da fehlte die Kraft, und selbst die mit klarem Bewusstsein Neues erstrebende Opposition scheute entschiedene Lossagung, scheute den Bruch, der unheilvoller schien als die Uebelstände, über die man zürnte. Auch schien freiere Bewegung innerhalb der gezogenen Schranken möglich. Aber Vieles drängte doch auf solche Bewegung hin, machte sie nothwendig. Seit dem Zeitalter der Kreuzzüge hatte sich für die ganze abendländische Christenheit der geistige Horizont erweitert, und was im Zusammenhange mit jenen Unternehmungen für den Verkehr der Völker, für die Mannigfaltigkeit politischer Combinationen, für die Besitz- und Rechtsverhältnisse als Neuerung sich ergeben hatte, das brachte auch in dem Fühlen und Denken der Menschen Veränderungen hervor, deren Bedeutsamkeit, deren treibende Kraft den allermeisten lange verborgen blieb, so dass sie für die neuen Bedürfnisse oft noch in den alten Formen Befriedigung suchten. Die Kirche hat es leider nicht verstanden, diese Formen nach den hervortretenden Bedürfnissen zu erweitern oder umzubilden, die von ihr gepflegte Bildung mit der mehr und mehr bereicherten Laienbildung besonnen auszugleichen, was bei dem ernsten, tüchtigen Sinn unseres Volkes vielleicht doch möglich gewesen wäre und seinem Leben wehvolle Krisen erspart hätte; aber es nützt hier nichts, von Möglichkeiten zu reden, nachdem grosse Entscheidungen zu unendlich reicher Entwickelung den Uebergang gebildet haben,

und der schwere Unterlassungssünden treffende Tadel mag eine Befriedigung für das sittliche Gefühl sein, muss aber bei historischer Betrachtung mit billiger Rücksichtnahme auf die in sehr verwickelten Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten sich verbinden.

Wir wenden uns jetzt zu der eingehenden Darstellung der dem Schulwesen des späteren Mittelalters eigenthümlichen Entwickelungen, wobei es zulässig sein wird, manches, was in die einleitenden Bemerkungen gehören könnte, mit dem Besonderen in lebendigen Zusammenhang zu setzen. Den zu nehmenden Gang haben wir schon oben bezeichnet.

Erster Abschnitt.

Das Zurücktreten der wesentlich klerikalen Schulen hinter den Stadtschulen und Hochschulen.

I.

Blicke auf die früheren Jahrhunderte des Mittelalters.

Die unmittelbar und ausschliesslich unter kirchlicher Leitung stehenden Unterrichtsanstalten des Mittelalters, wie sie in Folge der von Karl dem Grossen ausgehenden Impulse auch in Deutschland begründet wurden, die Domschulen und Klosterschulen, sind Jahrhunderte lang die einzigen geblieben und haben den zunächst vorliegenden Bedürfnissen zum Theil in ausgezeichneter Weise entsprochen. Eine Reihe grosser Namen wäre hier aufzuführen und wenn wir nur als Beispiele Hildesheim, Paderborn, Halberstadt oder St. Gallen, Fulda, Corvey nennen, so soll damit vielen anderen Anstalten dieser Art kein Unrecht angethan sein. Aber freilich: diese Anstalten waren zunächst nur für den Dienst der Kirche bestimmt, und wenn sie neben den Zöglingen, die späterhin das priesterliche Gewand oder die Mönchskutte tragen sollten, oft auch solche zuliessen, die, nachdem sie als Chorknaben bei den zahlreichen Cultusacten einige Jahre mitgewirkt hatten, in das Leben der Welt zurücktraten, so bildeten diese im Grunde doch keine Ausnahmen. Wurden daneben zumal in Klosterschulen noch solche aufgenommen, welche, weil es eben andere Unterrichtsanstalten nicht gab, die für die äusseren Bedürfnisse nöthige Schulbildung unter geistlicher Leitung erwerben sollten, so war dies eine Erweiterung, die man zu Zeiten lieber vermied und nie mit Eifer beförderte.

Aber bei der Beschränkung, welche diese Unterrichtsanstalten für zweckmässig hielten, hatten sie in früheren Jahrhunderten doch Grosses geleistet, und was uns als klerikale Einseitigkeit erscheinen kann, war für das Gefühl der Menschen jener Zeit etwas Berechtigtes und Genügendes gewesen. Jene Anstalten hatten lange der Kirche tüchtige Diener und Vertreter erzogen, damit aber auch für die von der Kirche so vielfach bedingte Ordnung des Staates gethan, was dieser, so unklar über seine Aufgabe und so arm an Mitteln, von sich aus zu beschaffen nicht vermocht hätte. Alle Pflege der Wissenschaft knüpfte sich mehr oder weniger an diese Anstalten; was die geweihten Stätten an Handschriften besassen oder erwarben, das diente vorzugsweise ihrem Unterrichte; die frommen und heiligen, die weltklugen und thatkräftigen Bischöfe des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts gingen aus ihnen hervor; die scharfsinnigen, zuweilen tiefsinnigen Förderer der Scholastik verdankten ihnen die Grundlage ihrer Bildung, die Anleitung zu jener geistigen Thätigkeit, die ihnen das Vertrauen und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erwarb; die Kanzler der Könige hatten als Domschüler oder Klosterschüler begonnen, mancher Ritter und Held, der für die grossen Herrscher im Reiche grosse Erfolge mit erringen half und gelegentlich auch mit verständigem Rath und gewichtigem Wort Dienste leistete, führte mit Wohlgefallen und Dankbarkeit das, was er vermochte, auf einen schlichten, der Welt unbekannt gebliebenen Priester oder Mönch zurück. Wir sind schwerlich je im Stande, ein klares, abgerundetes Bild von dem, was eine Dom- und Klosterschule damals war, zu gewinnen, und werden, auch wenn wir, wie Scheffel oder Freytag, mit der ausmalenden Phantasie nachhelfen, manche Lücke nur schwer ausfüllen können; aber wenn wir uns vergegenwärtigen, wie unter besonderen Verhältnissen auch minder bedeutende Anstalten dieser Art selbst in weiterer Entfernung wohlthätig wirkten, so machen wir um so lieber einen günstigen Schluss auf das, was die Schulen der kirchlichen Metropolen zu Zeiten im Rahmen des Triennium und Quadriennium darzubieten vermochten. Die Münsterschule in Herford hatte im ersten

Drittel des elften Jahrhunderts die Genugthuung, — wir wissen nicht, wie es gekommen — dass isländische Häuptlinge ihre Söhne ihr zusandten, die später, nachdem sie ausreichende Bildung gewonnen hatten, in ihre rauhe Heimath zurückkehrten, um Bischöfe von Skalholt zu werden [1]. Die Jünglinge aber, welche bald aus Deutschland nach Paris oder Bologna zogen und dort in das wundersamste geistige Treiben geriethen, in Dom- und Klosterschulen hatten sie sich vorbereitet.

Der Unterricht dieser Anstalten hat Jahrhunderte lang eine merkwürdige Stetigkeit bewahrt. Was für das Abendland Cassiodor und Alcuin begründet hatten, das war durch Hrabanus Maurus in Fulda für die weiten Gebiete des Frankenreiches in ein sorgfältig ausgeführtes System gebracht worden, und dieses hatte überall eine fast gleichmässige Geltung und Anwendung gefunden. Die argen Zerrüttungen der nachfolgenden Zeiten haben in dieses Schulwesen keine irgendwie erhebliche Veränderung gebracht; das zehnte Jahrhundert hat einen neuen Aufschwung der Studien herbeigeführt, dessen Höhepunkt in dem Wirken Gerberts zu erkennen ist, aber die alten Fundamente bewahrt; die Kämpfe zwischen Päpsten und Kaisern haben die Schulen geschädigt, aber die Studienweise unberührt gelassen, die selbst im dreizehnten Jahrhundert, wo durchgreifende Umgestaltungen in das Unterrichtswesen kamen, noch wesentlich dieselbe blieb. Es ist überall wieder das Trivium von Grammatik, Dialektik und Rhetorik für die untere Stufe des Unterrichts und das Quadrivium mit Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie für die obere Stufe; es sind überall die Werke des Cassiodor und des Marcianus Capella, des Priscianus und des Donatus, des Boethius und des Porphyrius, die man als Lehrbücher gebraucht; es wird beim grammatischen Unterricht überall wieder die Lektüre der lateinischen Dichter bevorzugt, aber auch für das Studium des Cicero und des Quintilian, des Sallustius und Suetonius ist gesorgt; wenn das Griechische selbst in der grossen Zeit der Ottonen beim Unterrichte zurücktritt, so treffen wir doch

1) Hölscher, Geschichte des Gymnasiums zu Herford (1869) S. 8.

auch bedeutsame Anfänge, deren Fortsetzung durch die äusseren Verhältnisse gehindert, nicht durch Nachlässigkeit der Lehrenden vereitelt worden ist. Und so begegnen wir durch alle Unterrichtsfächer hindurch einer sicher bewahrten Tradition, die auch dadurch keine Störungen erfahren hat, dass zu den Lehrbüchern mancherlei Commentare kamen, dass individueller Fleiss in einzelnen Richtungen den Unterrichtsstoff zu erweitern und hie und da nach besonderem Bedürfniss die Methode in Einzelheiten zu modificiren suchte. Was aber an Büchern für den Unterricht erforderlich war, das bot der Fleiss und die Sorgfalt der Abschreiber in grösserer Menge und Auswahl, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Dass zur Erhaltung der so wunderbaren Stetigkeit und Uebereinstimmung im Unterrichte das Meiste die den Benedictiner-Orden zusammenhaltenden Formen und Normen beigetragen, darf als unbestreitbar gelten. Ihm ist ja fast ausschliesslich durch Jahrhunderte die Aufgabe zugefallen, die aus dem Zusammensturz der alten Welt geretteten Schätze der Literatur und Gelehrsamkeit zu bewahren, zugänglich zu machen, für die Bildung der Jugend zu verwenden, und es musste so in diesem geschlossenen Kreise die vielfach erprobte Lehrtradition dem immer wieder sich erneuernden Nachwuchs von Lehrern sich empfehlen. Man kann mit vollem Rechte im geschichtlichen Verlaufe des Unterrichtswesens von einer Benedictiner-Periode reden, die, wenn sie schon in weiter greifender und genauer eingehender Weise beschrieben wäre, auch durch den gewissermassen genealogischen Zusammenhang der Schulen in Deutschland, Frankreich, England, der zum Theil doch auch schon nachgewiesen ist, bedeutungsvoll erscheinen und eine grosse Zahl ausgezeichneter Männer in lebendigen Bildern uns vorführen könnte. Aber das zu verarbeitende Material ist unermesslich und manches besonders Wichtige noch ungedruckt und schwer zu erreichen.

Neben den an den Bischofssitzen und im Zusammenhange mit den Domcapiteln bestehenden Schulen entstanden später, als in den einzelnen Sprengeln die grösseren Orte den Klerus ihrer Hauptkirchen in Collegien oder Collegiatcapiteln zu ka-

nonischem Leben, gleich dem Klerus der Bischofssitze, zusammentreten sahen, besondere Schulen, die man gewöhnlich **Stiftsschulen** nennt, obwohl diese Bezeichnung etwas schwankend ist und bisweilen wohl auch für die eigentlichen Domschulen, ja wohl selbst für manche Klosterschulen gebraucht wird. So lange das kanonische Leben nach Chrodegangs Vorschriften sich erhielt, war auch der Weltklerus durch klösterliche Gelübde und Einrichtungen gebunden und zwischen ihm und der Klostergeistlichkeit eine Uebereinstimmung hergestellt, die nach aussen hin die doch vorhandenen Unterschiede nicht gerade leicht erkennen liess und nothwendig auch in die Einrichtungen der Schulen eine Gleichförmigkeit brachte, welche unter Umständen den Gebrauch desselben Namens für verschiedene Anstalten rechtfertigte. Die Zahl der Stiftsschulen in engerem Sinne war natürlich sehr gross; das heilige Köln zählte deren noch in der letzten Zeit des Mittelalters elf[1]), und auch sonst bestanden in den bischöflichen Städten neben den Domschulen besondere Stiftsschulen. Dass solche Anstalten überhaupt in den grösseren Städten fast überall vorhanden waren, dürfen wir annehmen. Wir erinnern hier nur an die Stiftsschulen in Frankfurt und Braunschweig. Dort erhoben sich noch ziemlich spät neben der Domschule zu St. Bartholomäus zwei verwandte Anstalten in Verbindung mit den Stiftern zu St. Leonhard, das 1317 gegründet wurde, und zu U. L. F. auf dem Berge, das wenige Jahre nachher (1322) entstand[2]); in Braunschweig hatte man neben der Benedictinerschule St. Egidii zwei Stiftsschulen, St. Cyriaci und St. Blasii[3]). Und auch in kleineren Orten fehlten solche Schulen nicht, ja es würden aus jeder deutschen Landschaft Beispiele hierzu leicht zu beschaffen sein[4]).

---

1) **Krafft**, Aufzeichnungen des schweizer Reformators Bullinger (Elberfeld 1870) S. 57 f.

2) **Helfenstein**, Geschichte des Schulwesens der Fr. Stadt Frankfurt I (1858).

3) **Dürre**, Geschichte der Gelehrtenschulen zu Braunschweig I (1861) und **Sack**, Geschichte der Schulen zu Braunschweig I (1861).

4) Die Stiftsschule in Freiberg seit 1480, **Süss**, Gesch. des Gymnasiums zu Freiberg (1876) I, 4 f.

Aber wir müssen nach den bisher genannten Lehranstalten auch der Pfarrschulen gedenken, in denen wir immerhin die Anfänge unseres Volksschulwesens erkennen dürfen. Es lag doch nahe, dass die Pfarrer innerhalb ihrer Gemeinden auch der nachwachsenden Jugend sich annahmen, und wenn sie gleich nicht zu regelmässigem und irgendwie ausgedehnterem Unterrichte sich entschlossen, doch die Verpflichtung fühlten, die von ihnen Getauften mit den Grundwahrheiten des Christenthums bekannt zu machen und zugleich aus den sie umgebenden Knaben immer einige auch für eine gewisse Mitwirkung bei den Hauptacten des Gottesdienstes heranzuziehen. Und was sie selbst nicht thaten, das übernahmen wohl in vielen Fällen ihre Kapläne oder ihre Küster (Messner, Sigristen, Glöckner), die gelegentlich auch noch andere Functionen kirchlicher und weltlicher Art (als Organisten, als Stadtschreiber) besorgten. Dass aber solche „Küsterschulen“ seit dem dreizehnten Jahrhundert selbst in kleineren Dörfern keine Seltenheit waren, lässt sich aus Urkunden verschiedener Gegenden nachweisen [1]). Dabei blieb freilich im Ganzen der Zustand der Landbevölkerung fortwährend ein sehr trauriger, und an vielen Orten fehlte ohne Zweifel jeglicher Unterricht. Doch werden wir zu beachten haben, dass die Landbevölkerung nicht in allen Landschaften und zu allen Zeiten gleich gedrückt war, im Ganzen aber gegen das Ende des Mittelalters schwerer zu tragen hatte [2]). Wenn übrigens

---

1) Anziehende Einzelheiten stellt zusammen Meister, Das deutsche Stadtschulwesen des Mittelalters (Weilburg 1868) S. 4—6; vgl. für Böhmen Friend, Kirchengeschichte Böhmens II, S. 342 f., für Nieder-Oesterreich A. Mayer, Die geistige Cultur in Nieder-Oesterreich. 1878 (herausgegeben vom Verein für Landeskunde in Nieder-Oesterreich) I, 87 ff. Keiblinger, Geschichte von Melk I, 353, 400; II, 12; III, 169, 180, 614, 734 f., 737 f. Hier waren die Unterrichtsgegenstände Lesen, Schreiben, Singen und etwas Latein.

2) Vgl. die belebte Darstellung bei Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit II, 1, 46 ff. Wie sehr die Landherren in Mähren seit dem Ende der Hussiten-Unruhen das Landvolk niederdrückten, zeigt Chlumecky, Karl von Zěrotin, 5 ff. Ueber die Zustände in der Oberlausitz O. Kaemmel, Joh. Hass (Görlitz 1874) 6 ff.

hier von Anfängen des Volksschulwesens gesprochen wird, so wird sich dies immerhin denen gegenüber rechtfertigen lassen, welche das Vorhandensein einer Volksschule auch für die letzten Jahrhunderte des Mittelalters nicht anerkennen [1]).

Dass neben den vom Klerus unterhaltenen Schulen, die doch vor allem kirchlichen Zwecken dienten und meist auf eine kleinere Schülerzahl sich beschränkten, auch mancherlei Privatlehrer ihr Wesen trieben, dafür gibt es zwar, der Natur der Sache nach, nicht gerade viele, aber einzelne sehr zuverlässige Belege. Jener freiere Unterricht, der schon in früheren Jahrhunderten dem geistigen Leben Italiens so vielseitige und so starke Anregungen gegeben hatte und nachher auch in Frankreich eine bemerkenswerthe Geltung gewann, kam zwar in Deutschland nicht zu gleicher Bedeutung, weil hier für das, was solcher Unterricht darbot, das anders geartete nationale Leben viel geringere Empfänglichkeit entgegenbrachte, aber an Theilnahme fehlte es doch nicht. Die Lehrmeister der kirchlichen Schulen, wie Gozechin von Lüttich und Wilhelm von Hirschau, waren freilich voll Entrüstung über die Pseudomagister, welche, ohne bestimmten Aufenthalt zu nehmen, durch Städte und Dörfer zögen, über sehr Verschiedenes Vorlesungen hielten und die leichtfertige, neuerungssüchtige, strenger Zucht abholde Jugend durch schwächliche Nachgiebigkeit und oberflächliches Geschwätz verdürben [2]). Unter den Zerrüttungen des Investiturstreits konnte solcher Unterricht sich kaum erhalten.

Aber durch die bisher gegebene Skizze sollte die Darstellung des bedeutsamen Ueberganges, der in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters sich vollzog, eben nur vorbereitet werden. Wir haben es mit dem Zurücktreten der

1) K. v. Raumer, Geschichte der Pädadogik I, 126 (2. Ausg.) und Heppe, Das Schulwesen des Mittelalters (Marburg 1860) 43 ff.

2) Floto, Heinrich IV, Bd. I S. 124 f. Ueber die Scholae privatae in Italien, die wir als eine Fortsetzung der alten Grammatikschulen ansehen können, vgl. Giesebrecht, de litterarum studiis apud Italos primis medii aevi seculis p. 12 ff; über die Clericuli vagantes in Frankreich Floto 124.

wesentlich klerikalen Schulen hinter den Stadtschulen auf der einen und hinter den Hochschulen auf der andern Seite zu thun. Und hierbei handelt es sich nun freilich zuerst um den Verfall jener, der jedoch keineswegs ein vollständiger ist, vielmehr durch mancherlei Reformversuche, ja durch wirkliche Reformen im Einzelnen aufgehalten wird; aber besondere Aufmerksamkeit werden wir dann doch den Stadtschulen und den Hochschulen zuzuwenden haben. Wir treten damit in vielgestaltige Bewegungen ein.

II.

Verfall der klerikalen Schulen.

Dass die Dom- und Stiftsschulen verfielen, davon war der Hauptgrund die Auflösung des kanonischen Lebens, die in manchen Städten schon sehr früh, in anderen auch wieder ziemlich spät das Zusammenwirken der klerikalen Corporationen für grosse Zwecke erschwerte, hier und da unmöglich machte. Indem die Capitularen und Kanoniker darauf verzichteten, unter der Leitung ihrer Bischöfe und Pröpste täglich zu frommen Uebungen, zu ernsten Berathungen an derselben Tafel sich zu versammeln, kamen sie bald auch dazu, die gemeinsamen Interessen und Pflichten hinter die persönlichen Angelegenheiten zurückzustellen, und indem sie durch Theilung der Stiftsgüter den eigenen Besitz, der ihnen nach Chrodegangs Regeln und nach den Aachener Concilien von 789 und 816 gestattet war, für die Zeit ihres Lebens vermehrten, gaben sie sich um so leichter den Lockungen der Welt, dem Genusse und der Trägheit hin. Es ist anzuerkennen, dass einige Päpste und grosse Kirchenversammlungen dieser Entartung der bedeutsamsten kirchlichen Institute entgegengewirkt haben; aber wenn auch in einzelnen Kreisen nach der neuen Regel Augustins oder nach den Satzungen der Prämonstratenser das kanonische Leben wieder hergestellt wurde, wie es in Passau durch den Bischof Altmann (1091) und in Toul durch den Bischof Ludolf (1095) geschah, so wirkten doch solche Beispiele nicht genug, vielmehr ging fast überall die Zersetzung und Verweltlichung

weiter, und als es Brauch geworden war, die Domcapitel und Collegiatkirchen zu Versorgungsanstalten für jüngere Söhne der umwohnenden Adelsfamilien zu machen, dabei die reichen Pfründen selbst solchen, die nicht Kleriker waren, zuzuweisen und zur Verwaltung der kirchlichen Functionen Vicare zu bestellen, die man nur dürftig besoldete, da wurde alles Sache der eigensüchtigen Berechnung, bis man endlich dazu kam, die Aufnahme von einer strengen Ahnenprobe abhängig zu machen und, um Eindringlinge desto sicherer fern zu halten, die Pfründen auf eine genau bestimmte Zahl einzuschränken. Bei dieser Entwicklung der Dinge kann es nun freilich nicht auffallen, dass die Anforderungen in Bezug auf persönliche Würdigkeit und wissenschaftliche Tüchtigkeit allmählich sehr ermässigt worden sind. Man verlangte von den Aufzunehmenden, abgesehen von dem Nachweise altadeliger Abstammung, nur dreierlei: dass sie wenigstens ein Alter von vierzehn Jahren hätten, dass sie lateinisch lesen und singen könnten, dass sie für die kirchlichen Verrichtungen in einem Probejahre die nöthige Sicherheit sich aneigneten. Nach Einführung der sogenannten Exspectanzen hing zuletzt alles von der Erlegung der vorbestimmten Einkaufsgelder und von der Wirksamkeit der Familienverbindungen ab.

Unter solchen Umständen durfte man die Erhaltung der Dom- und Stiftsschulen, die doch vor allem einen tüchtigen Klerus heranbilden sollten, fast für entbehrlich halten, und Thatsache ist es, dass die bequemlich lebenden Pfründner eine unmittelbare Fürsorge und Thätigkeit für diese Anstalten überall als lästig ablehnten. Manche derselben gingen wirklich ein, viele verkümmerten. Wo solche Schulen fortbestanden, da übertrug der Scholasticus (Scholaster), unter den Kanonikern einer der ersten, sein Schulamt einem Rector Scholarum, der kärglich besoldet wurde und wieder nach eigenem Ermessen Gehilfen — sie hiessen meist Locati — zu dingen hatte [1]. Indessen haben hierbei doch, wie auch

1) Meyer, Geschichte des Hamburgischen Schul- und Unterrichtswesens im Mittelalter (Hamburg 1843) S. 46 ff.

bei der Auflösung des kanonischen Lebens, nach Verschiedenheit der Orte und Umstände, mannigfache Uebergänge stattgefunden. So erfahren wir z. B. von Osnabrück, wo das gemeinsame Leben der Kanoniker wahrscheinlich seit dem Brande des Doms im Jahre 1100 aufhörte — denn auch das Monasterium (das gemeinschaftliche Wohnhaus der Kanoniker) war in Asche gesunken —, dass noch in zwei Urkunden von 1170 ein Godofrithus erst als Scholasticus und dann als Magister Scolarum, und zwar unmittelbar nach dem Domcustos, erscheint, dass dann 1221 neben dem Scholasticus Olricus ein Magister Lothwicus vorkommt, der in einer Urkunde desselben Jahres als Canonicus und später als Domcustos genannt wird, dass 1225 neben Olricus ein Magister Jacobus unter den Kanonikern eintritt, der 1231 Scholaster ist; ein Rector Scholarum als Stellvertreter des Scholasters wird in Osnabrück erst 1315 erwähnt[1]. — Dem Vorgange der Scholaster folgten übrigens auch die unter den Kanonikern ihnen ohnehin so nahe stehenden Cantoren, die zur Besorgung ihrer Geschäfte Succentores bestellten; an manchen Orten versah der Rector Scholarum die Geschäfte beider Prälaten.

Oft haben freilich auch die Zerrüttungen, welche der Investiturstreit und die damit zusammenhängenden inneren Kämpfe herbeiführten, den Dom- und Stiftsschulen noch besonderen Nachtheil bereitet. In Zeiten, wo die Bisthümer in den Gegensatz zwischen Kaiserthum und Papstthum hineingerissen waren, wo dieselben Sitze jetzt Freunde des ersteren, dann Streiter für das andere zu gewinnen strebten und unter solchem Hader auch die Domcapitel sich spalteten, in solchen Zeiten mussten jene Anstalten zuweilen völligem Ruine überlassen sein. Wie es dann wohl an dem Nöthigsten selbst zum Unterhalte der Domschulen fehlte, zeigen die beweglichen Vorstellungen, welche gleich in den Anfängen des Investiturstreits die Domschüler von Hildesheim an den Bischof Hezil

---

1) Hartmann, Beiträge zur Geschichte der Schulen in Osnabrück (1861) S. 3 f.

gerichtet haben; die oratorische Form des Schreibens darf über den bittern Ernst der Sache nicht täuschen [1]).

Wie ganz anders erschienen doch noch unmittelbar vor dem Ausbruche des Investiturstreites die Zustände dieser Schulen! Versetzen wir uns einmal in die Mitte des Frankenlandes, wo im fruchtbaren Thalkessel Würzburg mit dem Marienberge sich erhebt. Diese bischöfliche Stadt, einen weiten Sprengel auf beiden Seiten des Mittelmains und nordwärts bis an die deutschen Mittelgebirge, südwärts bis an den Neckar und bis zu den Quellen der Altmühl beherrschend, war in der That von der Natur selbst zur Wiege und zum Ausgangspunkte der Cultur für das herrliche Frankenland bestimmt, und wie sie die Landschaften umher mit Kirchen, Klöstern und Stiften erfüllt hatte, so war sie selbst früh eine wundersame Vereinigung geistlicher Anlagen geworden, unter denen die Domschule eine bevorzugte Stellung einnahm [2]). An dieser hatte schon der aus Schottland berufene Meister David mit Ruhm gewirkt; unter den Bischöfen Bruno († 1043), Adalbert († 1090) gingen aus ihr viele tüchtige Männer hervor, die zu hohen Würden in der Kirche gelangten, während in derselben Zeit auch im Kloster St. Burkard eine treffliche Schule bestand [3]). Etwas verschieden waren die Verhältnisse in Bamberg, dessen Bischof die Gebiete am Obermain aufwärts bis zu den Quellen des Mains, bis zum Frankenwalde und zum Fichtelgebirge und längs der Regnitz bis an die Wasserscheide der Naab beherrschte; aber auch diese

1) Sudendorf, Capitularium für die deutsche Geschichte (Berlin 1851) S. 17 f. Da heisst es: Famis et inediae diram asperitatem, quae nobis miseris non solum aufert voluntatem studendi, sed etiam infert taedium vivendi, tibi pro rei asperitate describeremus, nisi quod venae viribus exhaustae, fauces longa inedia siccae, ipse patulus scabra rubigine asper vocem nobis intercludunt, privantes et linguam volubilitate loquendi et debiles manus officio scribendi. — Am Ende der Klage die Bemerkung, dass die Mönche des Moritzklosters viel besser versorgt seien.

2) Kohl, Der Rhein, Bd. I, S. 333 und Kutzen, Das deutsche Land S. 247.

3) Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg XV (2/3) S. 183, 208 f.

Stadt, die für die am Maine heraufdringenden Deutschen gleichsam ein Waffenplatz zur Unterwerfung der benachbarten Sorben geworden war und zur Befestigung christlicher Bildung zahlreiche Kirchen und Klöster in Thälern und auf Höhen gegründet hatte, besass wohl schon seit der Begründung des Bisthums durch König Heinrich II. den Frommen eine Domschule; der berühmte Hanno von Köln war hier gebildet. Das benachbarte Eichstädt im engen Thale der Altmühl sah besonders unter dem Bischof Heribert (1022—42) seine Domschule blühen [1]).

Aehnlich war es im nordwestlichen Deutschland, z. B. in Münster, wo auch nach der Einäscherung der Stadt und der Domkirche sowie des Domklosters im Jahre 1121 das kanonische Leben, wenngleich in beschränkter Weise, sich fortsetzte, die Domschule aber besonders unter dem Bischofe Hermann (1032—42) in fröhlicher Entwicklung aufstrebte [2]). Wie kräftig in Paderborn der Bischof Meinwerk (1009—36) und nach ihm sein Neffe Imad für die Studien der Domschule gesorgt, mag doch auch hier erwähnt werden [3]). Und wie Vieles wäre von den Studien in den Niederlanden, in den Rheingegenden, in Schwaben und Bayern zu sagen! Wir müssten dann auch die an die kirchlichen Lehranstalten Böhmens und Mährens sich anschliessende deutsche Cultur berücksichtigen, die ja von Regensburg und Mainz her immer neue Förderungen erhielt [4]). Als im Jahre 1063 für Mähren ein von Prag unabhängiges Bisthum begründet worden war und in Olmütz seinen Mittelpunkt erhalten hatte, erhob sich

---

1) Sax, Geschichte des Hochstiftes und der Stadt Eichstädt (Nürnberg 1858) S. 41 ff.

2) K. F. Krabbe, Geschichtliche Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster (1852) S. 52 f.

3) Meinwerks Biographie, zwischen 1155 und 1160 in dem von ihm gestifteten Kloster Addinghof geschrieben, am besten bei Pertz, Monum. Germ. T. XI, p. 104—161.

4) Ueber den Zusammenhang des Bisthums Prag mit Regensburg und Mainz vgl. Friend I, 39 ff., 352 f., 360 ff., — I, 51 ff., 159 ff., über die Dom- und Stiftsschulen in Böhmen I, 174 f, II, 26 f., 28, 43, 49, 63.

sofort auch eine Domschule mit einem deutschen Scholasticus Namens Hagen, und diese Anstalt blühte noch in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts [1]).

Aber es lassen sich doch auch aus dem zwölften Jahrhundert noch Beispiele von fortdauerndem Gedeihen der Dom- und Stiftsschulen nachweisen. Wir wissen, dass die Domschule in Augsburg gerade in diesem Jahrhundert ihre beste Zeit hatte, als Gerhoch, später Propst von Reichersberg († 1169), durch seinen Eifer für strenges Kirchenthum und seine schriftstellerische Thätigkeit ausgezeichnet, als Scholasticus ihr vorstand; er veranstaltete mit seinen Zöglingen auch geistliche Schauspiele an den grossen Festen, namentlich zu Weihnachten und Epiphanien. Im dreizehnten Jahrhundert aber begann der Verfall, von welchem die Domschulen sich niemals wieder erholten [2]). Immerhin dürfen wir annehmen, dass manche Anstalten dieser Art noch immer eine gewisse Regsamkeit bewahrten und namentlich in den grösseren Städten es niemals ganz an Männern fehlte, die mit der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, welche zum Unterricht nöthig ist, auch den guten Willen zum Unterricht verbanden. Der Mangel an Nachrichten gibt uns nicht ohne Weiteres das Recht, auf tieferen Verfall solcher Anstalten zu schliessen, und wenn wir auf Spuren eines gewissen Gedeihens treffen, ist doch vielleicht Ergänzung in freundlichem Sinne erlaubt [3]). Von Päpsten und Concilien gingen gerade damals mancherlei Anregungen aus, die wieder einen höheren theologischen Unterricht als Aufgabe erscheinen

1) d'Elvert, Gesch. der Studien-, Schul- und Erziehungs-Anstalten in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien (Brünn 1857) XV.

2) Hans, Beiträge zur Gesch. des Augsburger Schulwesens im Mittelalter in der Zeitschrift des hist. Vereins für Schwaben und Neuburg II (1875) 1.

3) Gewiss war im Ganzen die Zahl der Stiftsschulen fortwährend eine ziemlich grosse. So hatte zwar das Bartholomäusstift in Frankfurt a. M. erst 1257 eine eigene Pfründe für die Scholaster erhalten; aber das 1317 gegründete St. Leonhardsstift scheint sofort auch eine Schule und einen Rector erhalten zu haben, und gewiss ist dies von dem 1347 errichteten Liebfrauenstifte, dessen erster Rector einer angesehenen Familie der Stadt angehörte. Mone, 296 f.

liessen. So war in Lübeck bereits während des dreizehnten Jahrhunderts ein Baccalaureus oder Doctor der Theologie als Leiter für solchen Unterricht thätig; er wurde vom Decan berufen, aus der Domkirchenkasse honorirt, auch mit einer Stiftspfründe bedacht. Wie dies gemeint war, erkennt man deutlich aus einer in Hamburg am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts gemachten Stiftung des frommen, einsichtsvollen und begüterten Kanonikus M. Johannes Writze, der eine ziemlich bedeutende Summe aussetzte zur Dotation einer Praebenda doctoralis oder lectoralis für einen überzähligen Domherrn, welcher Doctor oder doch Baccalaureus der Theologie sein und den übrigen Mitgliedern des Capitels, sowie den Geistlichen anderer Kirchen und allen nach Weiterbildung verlangenden Literaten regelmässige Vorlesungen halten sollte; beigegeben wurde ihm ein Vicar, und eine spätere Stiftung fügte sogar einen zweiten Lector hinzu [1]). Mit der Münsterschule in Herford verband sich in demselben Jahrhundert ein reich ausgestattetes (anfangs selbständiges) Collegium, welches Hermann Devery, ein aus dieser Stadt stammender päpstlicher Protonotarius und Assessor Rotae 1435 gestiftet hatte [2]).

An anderen Anstalten dieser Art suchte man dadurch zu helfen, dass bestimmte Pfründen mit dem Lehramt verbunden wurden, und nur solche, die zur Uebernahme desselben bereit waren, in den Genuss einer solchen eintreten durften [3]); aber man regelte auch genauer Rechte und Pflichten des Rector Scholarum, um ihn der Willkür des Scholasticus zu entziehen und zu treuem Wirken williger zu machen [4]). Im Stift zu Oehringen

1) Meyer, S. 54 ff.; Ueber die Bibliothek dieser Praebenda lectoralis ebenda S. 73 f.

2) Hölscher, S. 14 ff.

3) So das St. Germannsstift in Speier 1219. Mone in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins I, 270 f.

4) Ebendaselbst 272 f. Der Rector sollte 30 Scheffel Weizen erhalten, dafür aber sich verpflichten, die armen Schüler unentgeltlich zu unterrichten, während er von den wohlhabenden ein pretium und iura minuta zu beanspruchen hatte; ausserdem übernahm er es, jedem Kanoniker einen von diesem unterhaltenen Schüler gratis zu unterrichten, sollte von solchen aber jura minuta erhalten.

hatte der Rector ebenfalls eine Chorherrenpfründe und für Abfassung der Urkunden des Stifts und seiner Angehörigen erhielt er noch besonderen Lohn [1]).

Allein wie sehr man auch bemüht sein mag, Momente aufzufinden, welche gegen die hergebrachte Auffassung, dass die Dom- und Stiftsschulen seit dem zwölften Jahrhundert in argen Verfall gerathen, benutzt werden können, so wenig lässt sich im allgemeinen diese Auffassung bestreiten. Denn abgesehen davon, dass viele dieser Anstalten nach zuverlässigen Nachrichten nur noch ein Scheinleben geführt haben, so ist aus dem vollständigen Schweigen ein sicherer Schluss auf ihren haltlosen Zustand gerechtfertigt [2]). Am meisten aber spricht für den Verfall derselben das überall hervortretende Streben der Bevölkerungen, für ihre Kinder, die sie jenen nicht zuführen mögen, neue Schulen zu gewinnen. Wie traurig es im Ganzen am Ende des Mittelalters mit jenen klerikalen Anstalten stand, mag nur noch durch zwei Thatsachen belegt werden. Die Domschule in Magdeburg, unter den sächsischen Kaisern bedeutend, aber schon unter Konrad II. herabgekommen, war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wie verschwunden [3]). Die Domschule in Augsburg aber, deren

---

1) Pfaff, Versuch einer Gesch. des gelehrten Unterrichtswesens in Württemberg (Ulm 1842) S. 5. Ein ziemlich befriedigendes Bild gewinnen wir von der Schule in St. Florian, als dort 1071 der eifrige Bischof Altmann von Passau die Augustiner Chorherren einführte, die dann wirklich des Unterrichts mit Treue sich annahmen. Czerny, S. 17 ff.

2) Die Augustiner Chorherren in Meissen blieben doch auch hinter den billigsten Ansprüchen zurück. S. noch Müller, Fürstenschule in Meissen Bd. I, S. 3 und Oertel, Das Münster zu St. Afra in Meissen (1843) 19—24, 50—52, die kritischen Bemerkungen von Flathe im Archiv für sächsische Gesch. N. F. III, S. 74 ff. Vgl. über die Augustiner Chorherren in Leipzig Stallbaum, Die Thomasschule in Leipzig (1839) S. 7—19. Ueber die Ausbreitung der Anstalten in den sächsischen Ländern im Allgemeinen s. noch Winter, Prämonstratenser S. 84 f.

3) Rathmann, Gesch. der Stadt Magdeburg II, 491 und III, 296. Auch die Schule des nahen Klosters Bergen, das an die Stelle des Moritzklosters getreten und unter der Leitung Othrichs eine Pflegestätte edler Bildung geworden war (s. bes. die anziehende Stelle aus Richeri Hist. III, 55—65 bei Pertz III, 619 f.), ist später kaum noch vorhanden.

Scholasticus noch 1439 die Oberaufsicht über sämmtliche Schulen nicht bloss der Stadt, sondern der ganzen Diöcese durch das Domcapitel wieder bestätigt sah, konnte 1462 geschehen lassen, dass ein Bürger der Stadt seinen Sohn zu einem Schulmeister in Kaufbeuren in Kost gab.

Ueberblickt man diesen Gang der Dinge, so erscheint doch die Frage sehr gerechtfertigt: Konnten die hohen Prälaten, die über so reiche Einkünfte verfügten, nicht wenigstens durch Darbietung äusserer Mittel dem Verfalle entgegenwirken? Die Antwort aber ist unschwer zu geben. Lassen wir Thatsachen sprechen. Während in Magdeburg die Domschule in so trauriger Weise verkümmerte, schien der Erzbischof Günther II. (1405—45), freilich als unerfahrener Jüngling zur Leitung der grossen Diöcese gekommen, seinen Beruf allein in Veranstaltung von Jagden, Gastmählern, Bällen, Schützenfesten und anderen Ergötzlichkeiten zu erkennen; ausserdem verwickelte er sich oft wieder in Fehden und Kriege. Deshalb war er in beständiger Geldnoth, und um nun die nöthigen Summen zu erlangen, liess er keine Gelegenheit vorübergehen, die es ihm möglich machte, Geld von seinen Unterthanen zu erpressen oder wenigstens zu erborgen. Dass er wohlthätige Einrichtungen getroffen, davon findet sich in seiner langen Regierung keine Spur [1]. Der Erzbischof Ernst (1476—1513), sonst als ein frommer und wohlgesinnter Mann gerühmt, verwendete auf die Erbauung der Moritzburg in Halle 100,000 Gulden; der dazu gehörigen Schlosskapelle schenkte er viele Reliquien, heilige Gefässe und andere Kostbarkeiten, über 20,000 Gulden an Werth, darunter einen ganz goldenen $10^1/_2$ Mk. schweren Kelch, welcher bloss an Gold und Arbeitslohn 1000 Gulden kostete und ausserdem noch mit 250 kostbaren Edelsteinen und 193 sehr schönen Perlen besetzt war; aber auch er hatte dann für andere Zwecke kein Geld [2]. Sein Nachfolger Albert V. (von Brandenburg), schon 1514 auch auf den Stuhl von Mainz berufen und ausserdem Bischof von

---

1) Rathmann III, 91 f. und 108 f.
2) Rathmann III, 253 ff.

Halberstadt, hatte das Erzstift von Mainz, wo in verhältnissmässig kurzer Zeit durch sieben Vacanzen eine siebenmalige Erwerbung das Pallium (und jedesmal um 30,000 Ducaten) nöthig geworden war und alle Mittel zu abermaliger Bezahlung an Rom fehlten, nur unter der Bedingung erhalten, dass er die wieder erforderlichen 30,000 Ducaten aus eigenen Mitteln bezahle; er musste aber diese Summe von den reichen Fuggern in Augsburg borgen, und wie er dann, um diese Schuld abtragen zu können, durch schmählichen Ablasshandel das Geld zusammenzubringen suchte, davon ist hier nicht weiter zu reden [1]). Wollten wir von diesem Punkte aus von Sprengel zu Sprengel gehen, so würden wir viele ähnliche Thatsachen sammeln können. Indess dürften wir bei solchem Rundgang in immer höherem Grade auch die Ueberzeugung gewinnen, dass die Prälaten durch die oft schwierigen Verhältnisse zu ihren Capiteln, zu ihren Ständen und Städten, zu ihren fürstlichen Nachbarn viel mehr gehemmt waren, als wir uns zu denken pflegen.

Wenden wir uns zu den Klosterschulen. Im Ganzen war bei diesen der Verfall nicht minder gross. Denn obgleich die Geschlossenheit der klösterlichen Vereine fort und fort auch den Lehranstalten, die aus früheren Zeiten innerhalb der stillen Mauern sich erhalten hatten, eine gewisse Sicherheit zu bieten schien, die den Dom- und Stiftsschulen durch Auflösung des kanonischen Lebens entzogen wurde, so war doch auch für sie im Ganzen die Lage nicht eben günstig. Die Erschlaffung der Klosterzucht, die zunehmende Trägheit und Genusssucht der Mönche, die doch fortdauernde, zum Theil vermehrte Umständlichkeit der Gottesdienste an zahlreichen Fest- und Feiertagen, die Exemtion vieler Abteien von bischöflicher Aufsicht und die dadurch möglich gewordene Willkür der Aebte, aber auch viele von aussen kommende Bedrängnisse und Verlegenheiten wirkten zu immer weiter gehender Schädigung der Klosterschulen zusammen. Ein besonderer Nachtheil ergab sich daraus, dass die begüterten Klöster mehr

---

1) **Rathmann** III, 302.

und mehr „Spittel des Adels“ wurden oder auch durch willkürliche Eingriffe der Curie sich genöthigt sahen, Fremdlingen, die gefüttert sein wollten, ihre Pforten zu eröffnen [1]). Im Allgemeinen muss man sagen, dass im Verhältniss zu der ausserordentlichen Menge und Mannigfaltigkeit der ascetischen Corporationen, denen doch auch die Frömmigkeit der ihnen zugewandten Bevölkerungen zum Theil sehr reiche Mittel übergeben hatte, für Zwecke der Bildung in diesen späteren Zeiten wohl weniger gethan worden ist, als man anzunehmen berechtigt wäre. Manche der in diesen erst hervorgetretenen Orden betrachteten es nach den für sie aufgestellten Normen kaum als Aufgabe, Schulen zu halten; andere richteten sie wohl ein, aber oft nur für ihre Novizen oder für die zum Gottesdienste unentbehrlichen Schüler. Einer hohen und würdigen Auffassung der so nahe gelegten Pflichten wird man kaum irgendwo in diesen Kreisen begegnen.

Wir beginnen mit den Benedictinern, wie sie seit dem elften Jahrhundert sich darstellten. Und da ist zunächst der Beachtung werth, dass die in ihrer Art bewundernswürdige Erneuerung des kirchlichen Lebens, die in Gregor VII. einen so energischen Ausdruck erhielt, wie sie grossentheils von den Benedictinern ausging, auch auf sie wieder anregend zurückwirkte und allen ihren Bestrebungen die Richtung auf hohe Ziele gab. Für Deutschland zeigt uns der eine Wilhelm von Hirschau, wie damit auch die Studien zu neuem Aufschwunge kamen [2]). Es scheint, dass man damals auch den jungen Adel in den Benedictinerschulen für die grosse Kirchen-

1) Vierordt, Gesch. der Reformation in Baden S. 30 f. Auch Czerny, S. 51 sieht das Eindringen des Adels in die Klöster seit dem dreizehnten Jahrhundert als einen Hauptgrund vom Sinken edlerer Bestrebungen an. Die Benedictiner-Abteien im Schwarzwalde wehrten adelige Eindringlinge mit Erfolg ab. Bader, Das ehemalige Kloster St. Blasien (1874) 26 f., 39 ff.

2) Auszug aus seinem wissenschaftlichen Hauptwerke Philosophicarum et astronomicarum institutionum libri III bei Floto Bd. I, 126 ff. Eingehender über dasselbe Prantl in den Sitzungsberichten der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1861, I, 1 ff. Ueber ihn Helmsdörfer, Forschungen zur Gesch. des Abtes Wilhelm von Hirschau, Göttingen 1874.

reform zu gewinnen strebte. So erfahren wir, dass das von Hirschau aus bevölkerte Kloster Vischbach in Bayern, vom Abte Erchambold mit Weisheit geleitet, viele junge Adelige, die ihm zugeführt wurden, trefflich erzog[1]). Aber in ganz Bayern herrschte damals in den Benedictinerklöstern reges Leben: Tegernsee, Benedictbeuern, St. Emmeram, Niederaltaich, Wessobrunn waren Pflegestätten wissenschaftlicher Studien, und manche Männer, die dort wirkten, wie Othlo von St. Emmeram († 1083), überragten mit ihren Kenntnissen die meisten ihrer Zeitgenossen[2]). Auch erhielt sich solche Blüthe in den bayrischen Klöstern bis in das dreizehnte Jahrhundert; es braucht hier nur an Wernher von Tegernsee († 1197) erinnert zu werden[3]). Dasselbe gilt von den Benedictinerklöstern Oesterreichs. In Melk z. B. wird eine Klosterschule zuerst 1191 erwähnt, neben ihr 1308 und 1312 und bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein ein Convict für Heranbildung zum geistlichen Stande[4]). Die von Göttweih war schon unter dem Abt Hartmann (von St. Blasien) zahlreich besucht (1093 bis 1114) und wird dann häufig genannt; um 1448 erscheint neben der inneren auch eine äussere Schule[5]). Im steirischen Admont kommen pueri oblati bereits in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vor, der erste mit Namen genannte „Schulmeister“ im Jahre 1349, und wenn man, wie wahrscheinlich, den Zustand des sechzehnten Jahrhunderts, in dessen das Kloster fast auflösenden Wirren an Neuschöpfungen doch sicherlich nicht gedacht worden ist, auf eine frühere Zeit übertragen darf, so besass Admont gegen Ende des Mittelalters eine vierfach gegliederte Schule für Conventuales (Novizen und junge Kleriker), Ephebi („Junker“, Edelleute), Chorales (Sänger-

---

1) Gfrörer, Papst Gregorius VII., Bd. 1, 665 f. Aehnliches geschah in Alemannien und Lothringen.

2) Eine Fülle von Thatsachen bei Günthner, Gesch. der lit. Anstalten in Bayern I, 166 ff., 184 ff., 204 ff.

3) Ueber ihn Günthner I, 297 ff.

4) Keiblinger, Melk I, 294 ff. Vgl. Mayer, Gesch. der geistigen Cultur in Nieder-Oesterreich 87.

5) Mayer a. a. O.

knaben) und Scholares („deutsche Schüler", arme, für den niedern Kirchendienst verwendete Knaben, die im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet und auf Kosten des Klosters unterhalten wurden [1]). Von den schwäbischen Benedictinerklöstern zeichnete sich Ottobeuren noch im zwölften Jahrhundert durch den vom Abte Otto gemachten Versuch aus, für die niederen Volksklassen Schulunterricht in Gang zu bringen [2]).

Aber was ist sonst seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert von der Thätigkeit der Benedictiner in den Rheinlanden und Westfalen, in den Ländern an der Elbe und Oder, in Böhmen und Mähren, in Oesterreich und Steiermark zu sagen [3])? Die reichen Klosterherren genossen das aus früheren Zeiten Ueberkommene, wo nicht Sorglosigkeit der Aebte oder Verschwendung die ökonomische Lage unerfreulich machte, Einzelne widmeten wohl noch einen Theil ihrer Musse den Wissenschaften, aber ohne Beziehung auf die zu bildende Jugend, und wo noch einzelne Schulen fortgeführt wurden, da kamen diese nicht mehr zu rechtem Gedeihen. Es war, als käme über den Orden mehr und mehr das lähmende Gefühl, dass seine Zeit vorüber sei und die mehr und mehr sich verwandelnde Welt nach anderer Leitung in Wissenschaft und Bildung verlange. Was die Päpste Clemens V. (1311) und Benedict XII. (1336) in vollkommener Anerkennung der Verdienste, welche der Orden in den früheren Jahrhunderten sich erworben hatte, und des Segens, der von ihm in die ganze abendländische Christenheit ausgegangen war, zu seiner Erneuerung anordneten, das ist im Ganzen ohne die erwartete Wirkung geblieben. Es sollten freilich in jedem Kloster Lehrer für Grammatik und Philosophie angestellt, auch junge befähigte

1) Wichner, Gesch. des Benediktinerstiftes Admont I, 180 f., III, 57. Vgl. S. 29 f. IV, 46. 169. 284.

2) Ueber St. Blasien Bader 52 ff. (84 A.).

3) Einzelne Notizen über Benedictinerschulen lassen sich zwar in ziemlich grosser Anzahl zusammenbringen; aber sie berühren meist äusserliche Verhältnisse. S. über die Schule zu St. Egidien in Braunschweig Dürre I, 6 und Sack 38 f.

Mönche, von je zwanzigen wenigstens einer, auf Kosten des Klosters zum Studium theils der Theologie theils des kanonischen Rechts an Universitäten gesendet werden und hier unter der Aufsicht eines Priors zusammenlebend für höhere Thätigkeit sich vorbereiten; aber diese vortreffliche Anordnung begegnete weit und breit hartnäckigem Widerstande, und wo man zu einer gewissen Ausführung sich entschloss, ergab sich daraus doch für die vorbereitenden Studien des Klosters kein rechter Gewinn. Uebrigens kommt hier überall in Betracht, dass bei manchen Reformversuchen gerade strengere Männer, welche die Mönche vom Leben der Welt zurückziehen wollten, die Berührung derselben mit der aus der Welt kommenden Jugend eher zu verhindern suchten. Hatte doch schon Desiderius als Abt von Monte Cassino (er wurde Gregors VII. Nachfolger als Victor III.) die altberühmte Schule dieses Klosters geschlossen, um die alte Disciplin desto sicherer wieder herzustellen, und Petrus Damiani hatte dies gebilligt, quia pueri saepe rigorem sanctitatis enervant; dasselbe war später aus demselben Grunde in Cluny durch Petrus den Ehrwürdigen († 1156) geschehen.

Wo die Benedictiner doch in dunkler Erinnerung an das, was ihr Orden einst im ganzen Abendlande für Bildung geleistet hatte, das Halten von Schulen noch als angemessen ansahen, da thaten sie wenig für das Gedeihen derselben, und den Bemühungen der an sie gewiesenen Stadtgemeinden, bessere Schulen zu erlangen, setzten sie gelegentlich harten Widerstand entgegen, wie in Lüneburg, wo sie die den Bürgern willig entgegenkommenden Prämonstratenser zurückzudrängen suchten [1]). Auf anderen Punkten gaben sie rasch die Concurrenz auf, wie in Amorbach, wo bis zum Jahre 1400 eine grössere Schule bestanden zu haben scheint, nachher aber, gegenüber den neuen Schulen der benachbarten Städte, nur

1) Görges, Kurze Gesch. des Johanneums in Lüneburg (1869) S. 4. Die Prämonstratenserschule behauptete sich übrigens bis zum Schlusse des Mittelalters und scheint auch da noch Tüchtiges geleistet zu haben. Nach Meyer 141, A. 2 stand sie höher als die Nikolaischule in Hamburg, die doch auch nicht schlecht war.

noch durch dürftigen Unterricht für die Kinder der Stadt Amorbach und der nächsten Umgegend gesorgt wurde[1]). Manche stattliche Abteien dieses Ordens verwandelten sich in Collegiatkirchen für Weltgeistliche und konnten dann um so leichter höheren Zwecken entfremdet werden[2]). In Fulda, Corvey, Hirschau, Lorsch, St. Blasien, die früher auf bewundernswürdige Weise die Studien gepflegt hatten, sah es seit dem zwölften Jahrhundert öde aus[3]). Die Anregungen zu Reformen, welche von den Benedictinern in Oesterreich (Melk) für das südliche, von der Bursfelder Congregation für das nördliche Deutschland ausgingen, sind für einige Zeit auch den Lehranstalten zu Gute gekommen; doch an eine kräftige Erneuerung der Studien ist wohl auch in diesen Kreisen nicht ernstlicher gedacht worden[4]). Das Beste, was in solchen Klöstern geschah, ging von den Novizenmeistern aus und hatte doch eben nur klösterliche Zwecke[5]). Es war also wohl auch nicht von sonderlicher Wirkung, wenn die Bursfelder zu einer Zeit, wo die Buchdruckerkunst bereits in ausgedehntere Anwendung kam, das Abschreiben von Büchern wieder als Ordenspflicht bezeichneten und übten[6]).

Von den Schulen der Cistercienser und Prämonstratenser ist wenig zu sagen. Für die Verehrung des Volkes hatten beide schon in ihren Stiftern befreundete und

1) Archiv des hist. Vereins von Unterfranken etc. XIV, I, 32.

2) Leonhard, Gesch. der höheren Lehranstalt in Ellwangen I (1861) S. 7 ff.

3) S. z. B. Bader 57 f.

4) Von Melk her kam in die Schule zu St. Ulrich in Augsburg, die seit dem zwölften Jahrhundert verfallen war, noch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts für einige Zeit wieder ein neuer Geist; der Abt Melchior von Stammheim legte bereits 1472 eine Druckerei im Kloster an. Hans a. a. O.

5) So bei den Benedictinern in Laach. Becker, Chronica eines fahrenden Schülers S. 219 f. und 234 f.

6) Martini, Beiträge zur Kenntniss des Klosters St. Michaelis in Lüneburg (1824) S. 4 und 7. Es mag nebenbei bemerkt werden, dass auch in jenen Zeiten noch Klosterfrauen als Abschreiberinnen thätig gewesen sind. Serapeum 1863, S. 19 ff.

dann vielfach treu zusammenwirkende Orden während des zwölften Jahrhunderts durch ascetische Heiligkeit und rastlos vordringende Culturarbeit weit umher in deutschen Landen und bis an die Oder und nach Böhmen hinein eine solche Stellung gewonnen, dass die Benedictiner hinter ihnen zurücktraten, ja manche Besitzungen an sie verloren; aber gerade die Strenge, womit sie das ascetische Ideal zu verwirklichen suchten, und die Entschiedenheit, welche sie zunächst die Lösung äusserlicher Aufgaben standhaft erstreben liess, hielt sie von wissenschaftlichen Studien und den hiermit zusammenhängenden Schularbeiten eher ab. Sie haben beide in wenigen Jahrzehnten durch das Vorbild, das sie den Bevölkerungen gaben, durch die Begeisterung, womit sie das Kreuz verkündigten, vor allem aber durch die Sorge für den Anbau der weiten Landstrecken, die ihnen zufielen, ausserordentliche Verdienste sich erworben, aber in Vertretung und Förderung der höheren Culturinteressen kamen sie den Benedictinern nicht gleich, und schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sahen sie sich von den Bettelmönchen überflügelt, die noch in ganz anderer Weise das Leben des Volkes ergriffen [1]). Dass die Cistercienser eine unendliche Menge der seltsamsten Geschichten von Wundern und Zeichen, von Marienerscheinungen und Teufelsanfechtungen gläubig bewahrten und überall hin verbreiteten, wie dies aus dem Dialogus magnus visionum et miraculorum des Cäsarius von Heisterbach, einem Buche von hohem culturgeschichtlichen Werthe, zu erkennen ist, das darf nicht ohne weiteres als Beweis von der im Orden herrschenden Ignoranz angesehen werden; aber man findet im Ganzen doch wenig Thatsachen,

1) Vgl. die beiden sehr anziehenden Schriften von Winter, Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland (Berlin 1865) und Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands bis zum Auftreten der Bettelorden (Gotha 1868). Ueber die Ausbreitung beider Orden in Böhmen, wohin sie aus Deutschland kamen und deutsche Ansiedler nachzogen, Friend I, 274 ff., II, 192 ff. und Böttcher, Die Cisterc. und ihre in Böhmen und Sachsen noch bestehenden Klöster, in der Zeitschrift für die historische Theologie 1847.

welche ein Zeugniss gäben für wissenschaftliche Strebsamkeit der Cistercienser. Wir wissen, dass auch sie zum Bücherabschreiben und dabei zum Verbessern der Handschriften angehalten wurden [1], wir erfahren auch, dass sie einzelne durch Sorglosigkeit der Benedictiner verfallene Klosterschulen übernahmen, wir finden, dass sie später Mitglieder des Ordens zu theologischen Studien an die Universitäten sandten und in einzelnen Klöstern, wie in Altenzelle unter dem trefflichen Abte Martin von Lochau († 1522), eine regere geistige Thätigkeit entfalteten [2]; aber wissenschaftlich bedeutende Männer treten aus dem Verzeichnisse der dem Orden angehörigen Schriftsteller — wenn wir für Deutschland Otto von Freisingen ausnehmen — nicht hervor und von ihren Lehranstalten ist eben doch wenig zu sagen [3]. Ziemlich dasselbe wird auch von den Prämonstratensern anzunehmen sein [4]. Dass die

---

1) Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter (Leipzig 1871) 253 und 260. Vgl. Heeren, Gesch. des Studiums der classischen Litteratur Bd. I, S. 206 f.

2) Beyer, Das Cistercienser-Stift und Kloster Altenzelle S. 81 ff. und 97 ff., vgl. Müller, Gesch. der Fürstenschule zu Meissen (Leipzig 1787) Bd. I, S. 130, 132 f.

3) Ueber die erziehende Thätigkeit der Cistercienserinnen ist unten zu reden. Sehr charakteristisch ist folgende Erzählung im Dialogus mir. des Cäsarius von Heisterbach XII, 46 von einer Inclusa, welche Nachts durch ein auf den Kirchhof gehendes Fenster blickt. Juxta caput sepulchri cujusdam scholaris recenter illuc sepulti miri decoris feminam clare conspexit. Gloria corporis ejus eandem lucem creaverat. Stabat et columba nivea supra tumulum, quam illa rapiens misit in sinum suum. Inclusa vero, licet iam intelligeret, quae esset, tamen cum reverentia quaenam foret requisivit. Cui illa: ego sum mater Christi et animam scholaris hujus, qui vere martyr est, tollere veni. Re vera scholares, si innocentes vivunt et libenter discunt, martyres sunt. Quodsi postea artes doctas in caritate, maxime in Dei servitio exercuerunt, magnam ex hoc mercedem consequentur. Von einem Knaben, der apud Monasterium Westfaliae positus erat ad litteras, ist VII, 24 die Rede. Ueber das Kloster Brombach an der Tauber Becker 282 ff.

4) Was im Prämonstratenserkloster Belbuck bei Stettin noch in der letzten Zeit die Anstellung eines Rectors (Joh. Bugenhagen) bezweckte, war Bildung der Mönche, nicht Schulunterricht. Hasselbach, Gesch. des ehemaligen Pädagogium in Stettin (1844) S. 4f. Vgl. Klippel I, 35 f.

Karthäuser bei noch grösserer Strenge der Ascese noch geringere Neigung zu schulmässiger Thätigkeit hatten und Allem, was in weltliche Studien hineinziehen konnte, entgegen waren, verstand sich fast von selbst. Das Copiren von Büchern freilich war ihnen durch ihre Statuten zur Pflicht gemacht und beschäftigte schon die Novizen; aber sie beschränkten sich wohl besonders auf kirchliche Schriften, denen sie auch eine in Vergleichung der Texte bestehende und gewiss nur äusserliche Kritik zu Theil werden liessen[1]). An wissenschaftlich tüchtigen Männern fehlte es übrigens diesem Orden auch in der letzten Zeit nicht. So entstand in der Stille der umfangreichen Karthause zu Köln die damals gelesenste Weltgeschichte, der fasciculus temporum des Priors Werner Rolevinck; sie erlebte von 1474—1492 über 30 Auflagen[2]).

Die Schulen, welche hier und da der deutsche Orden besass — für Thüringen z. B. sind Weimar, Mühlhausen, Erfurt, Altenburg und Schleiz zu nennen —, waren wohl nicht bloss für den Unterricht und die Einübung von Schülern für den Kirchendienst bestimmt; aber sie hatten kaum eine höhere Bedeutung als die von Pfarrschulen oder Trivialschulen[3]). Sehr dürftig sind die Nachrichten von Schulen der Johanniter. Aber in Goslar hatte das Kloster zum heiligen Grabe, das während des vierzehnten Jahrhunderts nur wenig erwähnt wird, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten eine Schule, die in Aufnahme kam, bis der Prior Johann von Dornten, weil er die unter seiner Verwaltung stehenden Güter vergeudet hatte, die Anstalt aufhob und den Rector derselben verjagte (1489); die durch solche Willkür erregten Unruhen dauerten acht Jahre, führten jedoch nicht zur Wiederherstellung der Schule[4]).

---

1) Wattenbach 257 und Heeren a. a. O.

2) Krafft 62. Der Einfluss der Karthäuser auf das geistige Leben ihrer Umgebungen war doch zum Theil ein bedeutender. Vgl. über das Kloster Marienehe bei Rostock Krabbe, 108 und 134.

3) Tittmann II, 72 f. Heiland, Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Weimar (1859) S. 1 f. und Weissenborn, Hierana I, S. 8. Vgl. Tittmann, Heinrich der Erlauchte Bd. II, S. 72 f.

4) Crusius, Geschichte der Reichsstadt Goslar S. 201 f.

In dem fern davon gelegenen Glaz war um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Schule der Johanniter so überfüllt, dass der zweite Erzbischof von Prag Johannes im Jahre 1365 ein sogenanntes Seminarium puerorum für 16 tugendhafte Bürgerskinder zu freiem Unterrichte und guter Zucht begründen und den erst kurze Zeit vorher dort eingeführten Augustiner-Chorherrn übergeben wollte. Weil aber der Stifter der Augustiner-Propstei, der Erzbischof Ernst von Pardubitz, den Versuch zu einer andern Schule, welche die der Johanniter — in dieser war er selbst gebildet — beeinträchtigen könnte, mit dem Bannfluche bedroht hatte, so war den Augustiner-Chorherren, die zur Uebernahme der neuen Schule wenig Neigung gehabt zu haben scheinen, ein willkommener Anlass zur Ablehnung des Antrages gegeben. Allein die Bürger liessen nicht ab und erwirkten endlich, den Johannitern und den Augustinern zum Trotz, 1412 eine Verordnung des Königs Wenzel zu Gunsten der neuen Anstalt, für welche übrigens schon neun Freistellen begründet worden waren; und als weitere Schwierigkeiten sich erhoben, setzten die Bürger ihre Bemühungen unverdrossen fort, bis 1435 die Augustiner sich entschlossen, die Leitung der Anstalt zu übernehmen. Als sie dann aber an die saure Schularbeit gegangen waren und der Propst aus seinen Ordensbrüdern einen Rector ernannt hatte, gedieh die Sache noch immer nicht; die Stelle des Rectors wurde mit einem Kleriker besetzt, der weniger durch ascetische Pflichten in Anspruch genommen wurde, und dieser sollte dann im Stifte freien Unterhalt haben, auch durch ein gewisses Schulgeld für seine Mühe entschädigt werden. Von der Johanniterschule in Glaz ist nichts weiter bekannt [1]).

Kamen denn aber die Bettelmönche, die zu allem Volke rasch in ein so inniges Verhältniss traten und mit unglaublicher Schnelligkeit sich ausbreiteten, innerhalb der Städte, in denen sie ihre Klöster bauten, dem überall sich regenden Bildungsbedürfnisse williger entgegen? Die Franciscaner

1) Müller, Chronik des kathol. Gymnasiums in Glaz (1842) S. 10 f.

hatten durch die Bewilligungen der Päpste Innocenz III. und Clemens VI. das Recht, an allen Orten zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen und Schulen zu errichten. Aber es ist für viele Städte erwiesen, dass die in ihnen aufgenommenen Franciscaner entweder gar keine Schule eingerichtet oder für die doch eingerichteten nur sehr wenig gethan haben. Selbst in grossen Städten war in dieser Beziehung ihre Thätigkeit eine äusserst beschränkte. So erfahren wir von Strassburg, dass die dortige Franciscanerschule erst gegen Ende des Mittelalters sich etwas hob, wenn auch nicht gerade durch Thomas Murner, aber auch damals, als ringsumher die Geister schon in lebhafteste Bewegung kamen, zu keiner bemerkbaren Wirksamkeit sich bestimmt sah [1]). Bei den Franciscanern in Magdeburg soll bekanntlich Luther als Knabe Unterricht empfangen haben; es ist aber in neuerer Zeit dargethan worden, dass sie dort gar keine Schule gehabt haben [2]). Etwas besser scheint es mit ihrem Unterrichte in Zwickau gestanden zu haben, wo sie bereits 1231 eingezogen waren. Dort bestand ihre Schule noch fort, als die durch Bergbau wohlhabende Stadt schon eine selbständige Unterrichtsanstalt sich gegeben hatte; noch 1482 wurde für sie ein neues Gebäude aufgeführt und 1508—1517 wurde das ganze Kloster, das auch eine „Liberey“ hatte, sammt der Kirche durchaus massiv wieder aufgeführt [3]). — In den Städten der Oberlausitz hatten die Franciscaner fast überall freundliche Aufnahme gefunden und auch Schulen hatten sie gegründet. In Görlitz besassen sie um 1350 ebenfalls eine Bibliothek, ja 1372 (oder

---

1) Röhrich in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie 1848, S. 587 und 605. Vgl. Schmidt, Jean Sturm S. 18 f. Man hatte am Ende des Mittelalters von Strassburg folgendes Distichon:

Doctrina vacuis est urbs Strassburgia mater,
Doctis atque bonis esse noverca solet.

2) So bei Jürgens, Luthers Leben Bd. I, S. 258 ff. Wiggert, Ueber Martin Luthers Schülerleben in Magdeburg (1851) S. 6. Dasselbe hat von Eisenach Funkhänel im Programm von 1844 gezeigt.

3) Herzog, Chronik der Kreisstadt Zwickau Bd. I, S. 154 f.; vgl. derselbe, Gesch. des Zwickauer Gymnasiums S. 3.

1376) legte der Guardian Nikolaus von Hersberg eine neue Liberey an, im Jahre 1458 aber erklärte der Minister provincialis Bruder Matthias Döring vor dem Rathe der Stadt, dass die Errichtung eines Studium im dortigen Kloster beschlossen und dazu sechs bis acht Brüder und zwei verständige und wohltüchtige Lesemeister (lectores) bestimmt seien[1]. In Zittau besassen sie wohl auch eine kleine Liberey, und eine im dortigen Kloster von einem Franciscaner gefertigte Abschrift des Ciceronischen Büchleins de senectute (cum notis interlinearibus et marginalibus) befindet sich noch in der königlichen Bibliothek zu Dresden. Dass sie aber dort eine Schule unterhalten, lässt sich nicht nachweisen[2]. Dagegen wird angenommen, dass sie eine wenn auch mangelhafte Schule in Bautzen gehalten[3]. In Brünn, wo die Franciscaner 1230 eine Heimath gewonnen hatten, eröffneten sie bald auch eine Schule bei St. Johann, die erst der Hussitenkrieg verödete, wie die neben ihr bestehende Pfarrschule bei St. Peter; aber in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erstanden beide wieder durch die Bemühungen des Olmützer Propstes (dann Bischofs) Prothas von Boskowitz, der ausgedehnte Gelehrsamkeit in Italien sich erworben hatte und von dort für die erneuerte Franciscanerschule auch einige neue Lehrer berief[4]. — Es hing dies doch mit allgemeineren Reformbestrebungen zusammen. Wenn in Siegen die erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgenommenen Franciscaner alsbald auch eine Schule einrichteten, so lässt sich denken, dass die so späte Berufung in dem Verlangen der Bevölkerung, eine Schule zu erhalten, ihren Grund

1) Knauth, Das Gymnasium Augustum zu Görlitz (1765) S. 16 f. und Schütt, Zur Gesch. des städtischen Gymnasiums in Görlitz (1865) S. 20. Vgl. O. Kaemmel, Joh. Hass S. 25, 27, 119.

2) Pescheck, Gesch. von Zittau Bd. I, S. 374 f. Vgl. desselben Aufsatz: Wissenschaftliche Bildung der Minoriten in der Oberlausitz, im Neuen Lausitzischen Magazin XXVI, 209 f.

3) Klien, Kurze Nachricht über die Begründung des Budissiner Gymnasiums S. 5.

4) d'Elvert S. XVI.

hatte [1]). In Ulm hatten neben den Franciscanern auch die Dominicaner eine Schule [2]). Dass die letzteren Lehranstalten unterhielten, dafür finden wir nicht eben viele Belege, doch hatten sie eine solche auch in Halberstadt [3]). Wir dürfen indess bei so dürftigen Nachrichten daran erinnern, dass Franciscaner und Dominicaner, die von vorn herein an den Universitäten eine ausserordentliche Regsamkeit entfalteten und in heftigstem Wetteifer neben einander wirkten, auch in den Städten, wo ihre Klöster sich erhoben, die Wissenschaft und den Unterricht nicht ganz vernachlässigen konnten. Auch machten sie wohl hier und da an den Pfarrschulen und später an den Stadtschulen sich nützlich. In manchen Landschaften freilich verzichteten sie auf solche Wirksamkeit ausserhalb der Klostermauern, weil die sie umgebende Bevölkerung ihre Unterstützung nicht suchte oder sie selbst aus Trägheit sich fern hielten. Konnte doch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Klage erhoben werden: Socordia, luxus et vita inordinata omnes istos fratres superinduxit [4]). Thätiger erscheinen die Augustiner-Eremiten. Sie besassen in der Mark Brandenburg und im Preussenlande mehrere Klöster seit der Mitte des 13. Jahrhunderts; selbst kleine Städte, wie Rössel im Ermlande (gegründet 1337 [5]) hatten ein solches Kloster. Dieselben scheinen auch (wenigstens für die Novizen) Schulen gehabt zu haben, und sehr bemerkenswerth erscheint seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Einrichtung, dass die sämmtlichen Augustiner-Klöster in der Mark und in Preussen (acht an der Zahl), zu Königsberg in der Neumark,

1) Lorsbach, Beiträge zur Gesch. der ehem. lateinischen Schule in Siegen (1841) I, S. 7.

2) Pfaff S. 4.

3) Siderer, Gesch. des Halberstädter Martineums (1845) S. 2. Weshalb die Dominicaner in Freiberg es zu keiner Schule brachten, darüber Süss, Gesch. des Gymnasiums zu Freiberg (1876) I, 3 f.

4) Ruhkopf S. 76 f. Für das nordöstliche Deutschland besonders Möhsen, Gesch. der Wissenschaften in der Mark Brandenburg S. 156 ff.

5) Frey, Gesch. des Gymnasiums zu Rössel bis zum Jahre 1780, I (Rössel 1880), 4.

Friedberg in der Neumark, Stargard, Konitz, Rössel, Heiligenbeil, Anklam, Garz, eine gemeinschaftliche höhere Lehranstalt unterhielten, die alljährlich ihren Sitz wechselte, also eine Wanderschule war und zu welcher die einzelnen Klöster einzelne Novizen entsenden konnten, die in den einfachen Klosterschulen ihre Vorbildung erhalten hatten und in der Wanderschule (studium provinciae) die völlige Ausrüstung für den Eintritt in den Orden bekamen. Der Unterricht bestand in grammatica, logica, philosophia und theologia. Die Lehrer hatten ihre höhere Wissenschaft unstreitig auf Universitäten erlangt. Uebrigens bestand für die ganze sächsische Ordensprovinz der Augustiner-Eremiten eine ähnliche Wanderschule.

In grösseren Städten, wo klerikale Schulen verschiedener Art neben einander bestanden, musste es öfter zu Reibungen und Collisionen kommen. Bald fand ein Ueberlaufen der Schüler von einer Anstalt zur andern statt, bald suchten die Domscholaster den Unterricht der anderen Schulen zu beschränken, sobald diese eine gefährliche Concurrenz begannen, bald geriethen die Schüler der verschiedenen Anstalten, zumal bei Processionen oder Spielen, mit einander in Streit[1]. Wir treffen auf zahlreiche Urkunden, welche solche Verhältnisse behandeln und zu regeln bestimmt sind. So ist für die zur Propstei des Marienstifts in Erfurt gehörigen Schulen im Jahre 1184 oder 1185 angeordnet worden, dass die Processionen, da auf ihnen Ungebührnisse vorkämen und die würdige Festfeier der Conventualkirchen (Klosterkirchen) gehindert würde, in Wegfall kommen und nur bei den letzteren Schule gehalten werden sollte, jede Kirche aber dürfe nur Schüler ihres Bekenntnisses (suae professionis pueros scolares, d. h. solche, die einmal in denselben Mönchsorden eintreten würden) aufnehmen; zugleich wurde für die noch unter der Schuldisciplin stehenden Kirchenknaben (pueri canonici) bestimmt, dass sie

1) So hatte 1390 in Freising der Bischof Berthold zwischen dem Domscholaster Franz von Preysing und der Schule zu St. Andreae einen Streit zu schlichten, den er zu Gunsten der letzteren entschied. Günthner I, 247, A. 8.

bei ihrem Magister mit ihrem Solde bleiben, von ihm in litteralibus disciplinis gehörig unterrichtet, mit Kost und Kleidung versorgt und streng überwacht werden sollten [1]). In Worms vereinigten sich 1260 die Decane und Capitel von vier Kirchen für eben so viele Schulen, um eingetretene Unordnungen zu beseitigen, zu einer gemeinsamen Schulordnung. Hiernach unterschied man zweierlei Schüler, gereiftere, die bereits in die Stellung von Kanonikern eingetreten waren, und Elementarschüler. Jene sollten, wenn sie ihre Pfründe nicht verlieren wollten, so lange in der Schule bleiben, bis sie in die tractatus capitulares aufgenommen würden; vergriffe sich aber ein solcher an seinem Lehrer, so sollte er auf ein Jahr seine Pfründe verlieren, falls er nicht noch Genugthuung leistete. Für die jüngeren Schüler, deren manche von ihren armen Eltern nur um der Speisung willen zur Schule gebracht wurden, hatte man die Bestimmung getroffen, dass zwar keinem Armen die Aufnahme in die Schule verweigert, aber von jedem ein Schulgeld von 20 Hellern gefordert werden sollte; würde aber ein Schüler, der nicht Kanoniker wäre, an seinem Lehrer sich vergreifen, so sollte er von allen Schulen der Stadt ausgeschlossen sein, bis der Beleidigte selbst für ihn sich verwenden würde. Uebrigens wurde jedem Magister verboten, die Schüler eines anderen an sich zu ziehen, und wenn ein Schüler in solcher Beziehung sich vergangen, sollte er in keiner Schule aufgenommen werden [2]). In Halberstadt verordnete 1316 der Bischof Albert, dass die Schüler, deren Eltern und Pfleger der Martini-Parochie angehörten, nur in die Domschule eintreten sollten, weil er erfahren, dass wegen des eingetretenen Schülermangels in seiner Hauptkirche, die doch die Mutter und das Haupt der Diöcese sei, die kirchlichen Feierlichkeiten weniger würdig begangen würden und auch Streitigkeiten unter den Rectoren der Stadt entstanden wären; er verbot demgemäss auch den Lehrern der oberen

1) Weissenborn, Hierana. Beiträge zur Gesch. des Erfurtischen Gelehrtenschulwesens, Erfurt 1861, S. 112.

2) Schannat, hist. episcopatus Wormat. II, 128.

Schulen bei Strafe der Excommunication, als nach einem schon gefällten Urtheile, solche Schüler aufzunehmen, erklärte indess zugleich, dass damit frühere Statuten nicht ausser Kraft gesetzt würden, auch die in den anderen Parochien wohnenden Schüler die Befugniss haben sollten, eine ihnen gerade gelegene Schule zu besuchen [1]). In Braunschweig kam es 1370 zu einem Vertrage zwischen der Benedictinerschule bei St. Egidien und den beiden Stiftsschulen von St. Cyriacus und St. Blasius, wodurch sie sich verpflichteten, wechselseitig ihr Bestes wahrzunehmen und auf Ordnung zu halten [2]). Dass es zwischen den Schulen der sonst im Leben oft mit einander kämpfenden Orden in Schulangelegenheiten zu stärkeren und über örtliche Interessen hinausgehenden Collisionen gekommen, davon finden sich, wenn man von den Universitäten absieht, keine Spuren. Die Orden legten ja dem Schulwesen keine so grosse Wichtigkeit bei, dass in diesem Anlass zu bedeutenderen Streitigkeiten hätte liegen können.

Es scheint hier der Ort zu sein, wo einige Bemerkungen über die weibliche Bildung sich einfügen lassen. Wir haben aber dabei nicht hinter die Periode der Kreuzzüge zurückzugehen, nicht zu betrachten, wie es im Zeitalter der Hrotsvitha von Gandersheim oder der heil. Kunigunde stand, sondern wir vergegenwärtigen uns zunächst, wie seit den Kreuzzügen, welche dem weiblichen Geschlechte eine so wunderbare Erhebung in den Anspannungen des Ritterthums und in den Exaltationen des Mariendienstes brachten, die Dinge sich gestaltet haben. In derselben Zeit, in welcher Gregor VII. dem Klerus den Cölibat aufnöthigte und jeden Verkehr mit dem Weibe nach den Anforderungen der Ascese und den Zwecken der Hierarchie untersagte, erkannte der Ritterstand im „Frauendienst" eine hohe Aufgabe, erschien ihm der Einfluss des weiblichen Geschlechts auf Geist und Herz des männlichen, auf Sitte und Zucht in aller menschlichen Ver-

1) Siderer S. 2 f. Das Original der Urkunden bei Arthur Richter, Beiträge zur Geschichte des Stephaneums in Halberstadt (1875) S. 11 f.

2) Sack, Gesch. der Schulen zu Braunschweig (1861) S. 40 f.

bindung als ein überaus bedeutsamer. Indess ist in Deutschland das Weib, wenn es für Manche auch Gegenstand schwärmerischer Verehrung war — wir brauchen nur an Ulrich von Lichtenstein zu erinnern —, stets innerhalb gewisser Schranken geblieben: unser Mittelalter kennt keine einem hohen Philosophen sich hingebende Heloise, keine Dichterin wie Marie de France, keine Heldin wie Jeanne d'Arc, und wenn bei uns in einzelnen Frauen die Mystik begeisterungsvolle Vertreterinnen gefunden hat, so ist doch keine so völlig wie Katharina von Siena in frommen Phantasien gleichsam aufgegangen[1]. Wir haben nun freilich anzunehmen, dass die ideale Erhebung, zu welcher auch in Deutschland der Ritterstand es brachte, nur in sehr engen Kreisen einen bestimmten Charakter gewonnen hat, und gerade die späteren Jahrhunderte, die uns hier vorzugsweise beschäftigen, sahen ja weit und breit den Adel wieder in Rohheit sinken und edleren Gefühlen sich entfremden. Der deutsche Bürgerstand aber, in kluger Betriebsamkeit und harter Mannhaftigkeit alle Hemmnisse des Gedeihens überwindend, sah im Weibe am liebsten die treue, ehrbare Gattin, die sorgsam und verständig waltende Hausfrau, und in diese Kreise müssen wir uns versetzen, wenn wir ein wahres und frisches Bild des deutschen Frauenlebens in jener Zeit gewinnen wollen.

Aber was hierbei an sich das Anziehendste ist, die häusliche Erziehung der Mädchen, das haben wir in diesem Zusammenhange eben nur zu berühren. Es war der Mutter erste und höchste Pflicht, ihre Töchter zur Frömmigkeit und Sittsamkeit anzuhalten, Fleiss und Wirthlichkeit ihnen zum Bedürfniss zu machen und dabei vor Allem im Spinnen, Weben, Nähen und Sticken sie zu üben; was in vornehmen Häusern die „Zuchtmeisterin" zu besorgen hatte, das war im Bürgerhause die Sorge der Mutter allein. Dass diese in ihrem ganzen Walten durch die fest ausgeprägte Gewohnheit hundertfach unterstützt wurde und dann manches

1) Vgl. Cramer, Gesch. der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters (Strassburg 1843) S. 158 ff.

pädagogische Resultat wie von selbst sich darbot, versteht sich von selbst. Der Ernst des Vaters, gelegentlich auch Rath und Zuspruch eines der Familie näher stehenden Mönchs that das Uebrige. Inniges Gemüthsleben kam bei solcher Erziehung kaum sonderlich zur Geltung; eher trat der persönlichen Neigung ein rauhes Verbot entgegen. Dass es doch auch an sittlichen Verirrungen in diesen bürgerlichen Kreisen nicht fehlte, das verkünden laut genug die Poeten und die Prediger jener Jahrhunderte [1]).

Wenn aber besondere Verhältnisse eine rechte häusliche Erziehung erschwerten oder gar unmöglich machten, zuweilen auch, wenn die Frömmigkeit der Eltern den Töchtern eine vollkommen beruhigende Sicherheit vor den Versuchungen der Welt und die beste Vorbereitung auf das himmlische Leben vermitteln wollte, dann suchte man die Pforten der Frauenklöster auf. Leider haben wir über die klösterliche Erziehung der Mädchen nur unvollkommene Nachrichten. Und doch müssen wir annehmen, dass fort und fort Hunderte von Mädchen entweder nur auf Zeit oder für das ganze Leben den Klöstern zugeführt worden sind, dass also den Nonnen ein ziemlich grosser Theil der weiblichen Erziehung zufiel. Wie von selbst geschah es dann freilich, dass ein etwas trüber Geist, eine weltscheue Gesinnung diejenigen, welche nach Jahren in das Vaterhaus und in das Leben der Welt zurückkehrten, begleitete, wenn nicht etwa die aus dieser stammenden Eindrücke einen gefährlichen Umschwung bewirkten. Nach Verschiedenheit der weiblichen Orden war auch Erziehung und Unterricht verschieden, und manche der Orden hielten solche Thätigkeit überhaupt für bedenklich, wie wir dies bei einzelnen Mönchsorden bemerken, andere beschränkten sich auf Unterweisung derjenigen, die den Schleier nehmen sollten. Gewiss ist in den Frauenklöstern den Bedürfnissen derer, welche gebildet werden sollten, oft mit zartem Sinne und weichem Herzen entsprochen worden.

1) Eine fast verwirrende, aber doch sehr anziehende Mannigfaltigkeit von Thatsachen gibt Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter (Wien 1851) S. 74 f.

Wir heben einige Einzelheiten heraus, um in diese abgeschiedenen Räume wenn nicht einzuführen, doch einen irgendwie befriedigenden Einblick gewinnen zu lassen. Dass die Benedictinerinnen mit weiblicher Erziehung sich befassten, zeigten die Beispiele von Göttweih und von Admont, wo Nonnenklöster neben den Mönchsklöstern bestanden [1]). Ueber die Schulen der Cistercienserinnen gibt uns Cäsarius von Heisterbach manche beachtenswerthe Notizen. Wie anmuthig ist jene Erzählung von den beiden Mägdlein, die, von brennender Lernbegierde ergriffen, einander fort und fort zu übertreffen suchen. Nun wird die eine Schülerin krank und nichts bekümmert ihr Herz dabei so tief, als dass inzwischen die andere im Lernen ihr zuvorkommen werde. Sie lässt also die Priorin an ihr Bett rufen und verspricht ihr, von ihrer Mutter, wenn diese sie besuchen werde, sechs Groschen zu erbitten, die sie der Domina schenken wolle, dass sie die kleine Nebenbuhlerin einstweilen nicht weiter lernen lasse. Und die Domina lächelt über solchen Eifer, den sie bewundert [2]). Derselbe Cäsarius berichtet von einer alten Cistercienserin in einem Kloster an der Mosel, die, eine virgo casta, devota, rigida, religiosa, alle ihre Schülerinnen zu grösserer Zucht und Frömmigkeit erzogen habe als die anderen Klosterjungfrauen, was ihm die Magistra eines benachbarten Klosters erzählt habe [3]).

Sehr eigenthümlich war die Einrichtung, dass die Augustiner - Chorherren in Oesterreich neben sich Schwesterklöster hatten. So gab es ein Nonnenkloster (zu St. Magdalena) in Kloster-Neuburg und bei St. Florian, wo die frommen Frauen mit Chordienst, Gebet, Gesang, weiblichen Handarbeiten sich beschäftigten, aber auch die Mädchen, die

---

1) Ueber Göttweih A. Mayer, Die geistige Cultur in Nieder-Oesterreich I, 86 A. 24. Hier vertraute z. B. im dreizehnten Jahrhundert Eigil urbanus (Bürger) de Chremisia (Krems) dem Kloster seine Tochter an. In Admont wurden im zwölften Jahrhundert Mädchen von den Nonnen erzogen. Wichner, Geschichte des Benediktinerstifts Admont II, 40.

2) Dial. miraculorum IV, 25.

3) IV, 40. Vgl. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach 38.

als puellae oblatae im Alter von sechs Jahren ihnen übergeben wurden, im Lesen, Schreiben, in der lateinischen Sprache, im Psalter und in weltlichen Arbeiten unterwiesen. Dies geschah auch da, wo die Zahl der Kanonissen klein war. Wie es um die Bildung dieser Lehrerinnen stand, geht daraus hervor, dass sie zur Zeit Gerhochs von Reichersberg die eifrigsten Leserinnen seiner Psalmen-Erklärung waren, die er auch den Nonnen von Admont in Steiermark widmete. Indess erhielt sich dieses Frauenstift nur bis zum Jahre 1337, wo der Propst Heinrich III. die Einkünfte desselben zur Erweiterung des Armenspitals verwandte[1]).

In Nürnberg war gegen das Ende des Mittelalters das Kloster der Clarissinnen für die Töchter der Patricier von eigenthümlicher Bedeutung. Aus einer Verbindung von Reuerinnen oder Schwestern der heil. Magdalena hervorgegangen, hatte es 1279 mit Nonnen aus Söflingen bei Ulm die Ordensregel der Clarissinnen angenommen und war seitdem durch Könige und Herren reich begnadigt, besonders aber mit Schenkungen der Nürnberger Patricierfamilien ausgestattet worden. In den Jahren 1452—54 hatten Rath und Bürgerschaft das Klostergebäude beträchtlich erweitert, andere Wohlthäter aber für Ausschmückung der Kirche gesorgt. Es lebten hier ja fast ausschliesslich ihre eigenen Kinder, Bürgerstöchter der Reichsstadt und zum Theil aus den vornehmsten Geschlechtern, meist mit einander auch verwandt und in näherem oder entfernterem Grade unter einander Basen und „Mümelein". Darum ging nun auch die Bildung dieser Familien in das Kloster mit über, und indem die älteren Nonnen die ihnen zugeführten Mägdlein und Jungfrauen unterwiesen, bildete sich ein um so innigeres Verhältniss. Die geistliche Leitung der Clarissinnen lag in den Händen der Franciscaner von der Observanz, und so hatte auch das Clarakloster in Nürnberg 1452 eine gründliche Reform erfahren. Seitdem aber war der Zudrang so gross, dass 1476 die Zulassung beschränkt werden

1) Mayer, a. a. O. I, 86 A. 24. Czerny, Die Klosterschule von St. Florian (Linz 1873) S. 14 f.

musste; aber man berief dann auch Nürnberger Clarissinnen zur Erneuerung der Disciplin nach Brixen (1455), nach Pfullingen (1460), nach Bamberg (1460), nach Eger (1465), nach München (1480). Welche Bildung in diesem Kloster herrschte, kann allein die Thatsache zeigen, dass, schon im Anbrechen einer neuen Zeit, nach einander zwei Schwestern Wilibald Pirkheimers Charitas und Clara und seine Tochter Katharina dieser Klostergemeinschaft vorstanden [1]).

In ähnlicher, wenn auch nicht in so familienhafter Weise dienten andern Städten andere Frauenklöster. Die Braunschweiger z. B. übergaben ihre Töchter den Frauenklöstern zum Rinnelberge und zu Steierburg, die für nicht zu verheirathende Jungfrauen geradezu als Versorgungsanstalten erschienen, mit Hinzufügung entsprechender Geschenke; so brachte 1297 ein Bürger dieser Stadt sechs Töchter auf einmal in verschiedenen Klöstern unter, deren jede ein Pfund Gold erhielt [2]). Die Lübecker schickten ihre Töchter in die Mecklenburgischen Klöster Rhene und Zarenthin, bevor sie 1302 das St. Annenkloster in ihrer eigenen Stadt erbauten [3]). Die Hamburger benutzten die nahen Klöster Frauenthal (Harvstehude) und Reinbeck [4]). Aehnliche Verhältnisse bildeten sich für kleinere Städte. So benutzten die Görlitzer für Erziehung ihrer Töchter das Kloster Liebenthal bei Greifenberg [5]). Nicht immer lässt sich aus den dürftigen Nachrichten, die über diese Dinge uns erhalten sind, erkennen, ob Frauenklöster, die so für die weibliche Jugend als Zufluchtsstätten dienten, auch Schulen eingerichtet hatten. Wo aber in einem solchen Kloster eine Scholastica oder eine Schulmeisterin erscheint, wie in Weissenfels, in Geringswalde und anderwärts [6]),

---

1) Binder, Charitas Pirkheimer (Freiburg i. Br. 1873). Ueber die Bildung der Nürnbergerinnen im Allg. Ruhkopf S. 287.

2) Sack S. 35 f.

3) Ruhkopf S. 286.

4) Mayer S. 152.

5) O. Kaemmel, Johannes Hass S. 29. Vgl. Script. rer. Lusat. IV, pag. 23. 37.

6) Tittmann II, S. 74.

da ist das Vorhandensein einer Schule vorauszusetzen. — Dass überall nur vornehmere und reichere Bürgerfamilien ihre Töchter zur Bildung aber auch zur Versorgung in Klöster brachten, dürfen wir annehmen. Aermere benutzten wohl für solche Zwecke die Häuser der Beghinen, die in den Niederlanden so zahlreich waren und auch im eigentlichen Deutschland, wie in Hannover und Braunschweig, Einfluss gewonnen hatten [1]). An andern Orten sorgten für weiblichen Unterricht einzelne Frauen (Schulmütter) oder auch Priester, die dazu übrigens doch einer besondern Erlaubniss der geistlichen Behörde (des Scholasticus) bedurften und diese zuweilen nur für Geld erlangen konnten. Freiere Mädchenschulen gab es nirgends.

Die reicheren Frauenstifte eröffneten den Töchtern des Adels ein freundliches Asyl, und diejenigen, welche der Welt entsagen wollten, waren für das übrige Leben wohl geborgen. Sie wurden oft sehr jung dem Kloster zugeführt und wohl noch als Kinder eingekleidet; bei dem in solchen Fällen zu Ehren der Bräute Christi veranstalteten „Hochzeitmale“ erhielten auch Arme Fleisch, Muss, Brot und Wein [2]). Die Mädchen dieses Standes lernten übrigens in vielen Fällen mehr als die „Junkherrelîn“, denen es lange Zeit fast unziemlich schien, mit den Künsten des Lesens und Schreibens sich abzugeben. Wir wissen ja, dass Ulrich von Lichtenstein die schön gereimten Büchlein (Briefe), welche er seiner Gebieterin sendet, durch einen Schreiber herstellen lässt, die Briefe der Geliebten aber, wenn er den Schreiber, der zugleich sein Vorleser ist, nicht bei sich hat, Tage lang mit sich herumtragen muss, ohne sie lesen zu können [3]). Uebrigens

1) E. Meyer, Gesch. des Hamburger Schul- und Unterrichtswesens S. 152. Dasselbe gilt von Iglau in Mähren, J. Wallner, Gesch. des k. k. Gymnasiums zu Iglau (1880) 25. Ueber die Niederlande Nettesheim, Gesch. der Unterrichtsanstalten im Herzogthum Geldern S. 50.

2) So im adeligen Cistercienserinnen-Stifte Günthersthal bei Freiburg i. Br. Mone, Schulwesen vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert S. 147.

3) Dass die Frauen des dreizehnten Jahrhunderts das Lesen ver-

wurden die Töchter des Adels gewiss oft im Hause erzogen, wo dann gelegentlich ein Spielmann nachhalf, oder sie lernten feinere Bildung auch in verwandten und befreundeten Familien.

Der Unterricht der Frauenklöster war in den meisten Fällen wohl ein sehr beschränkter. Nächst dem Lesen und Schreiben — das letztere war übrigens doch auch zum Theil mit Ungunst angesehen — beschränkte man sich auf das Lernen der kirchlich vorgeschriebenen Gebete und Glaubensformulare, womit die Einführung in die Psalmen sich verband [1]). Die Beschäftigung mit dem Lateinischen konnte auch für Frauen als nöthig erscheinen, weil diese Sprache weit und breit die höhere Umgangssprache war; in den früheren Jahrhunderten freilich hatten Frauen damit auch den Zugang in eine reiche Literatur sich eröffnet. Dass aber diese Beschäftigung als ein Bestandtheil des Unterrichts angesehen wurde, geht auch daraus hervor, dass man in Jerusalem den Pilgern aus dem Abendlande an der Via dolorosa die Stätte zeigte, „wo unser lieben Frauen Schule sich befand, da sie Latein lernte [2]).“ Eine Hauptsache war immer der Unterricht in weiblichen Handarbeiten, in denen ja die Nonnen des Mittelalters ganz Ausgezeichnetes leisteten; die Kunst des Stickens zumal hatten sie zu seltener Vollkommenheit ausgebildet, wenn auch die Erzählung im Gedichte vom Meiersohne Helmbrecht, dem eine entsprungene Nonne eine Mütze mit Bildern von Tänzen und Schlachten gestickt hatte, fast ebenso ins Wunderbare geht wie die Geschichte vom Schild

standen, ersieht man auch aus einer Stelle des Sachsenspiegels. Barthold, Gesch. der deutschen Städte III, 24, vgl. 15. Im Allgem. Tittmann II, 80.

1) Einzelne Bischöfe sorgten in besonderer Weise für religiöse Unterweisung in den Nonnenklöstern. Heppe, Das Schulwesen des Mittelalters S. 41.

2) Nach einem Reiseberichte Hans Lochners aus dem Jahre 1435 bei Griesheim, Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem (1858) S. 39. Es hing dies mit der Neigung jenes Zeitalters zusammen, alle denkbaren Lebensmomente der heiligen Personen mit bestimmten Oertlichkeiten in Verbindung zu bringen.

des Achilles[1]. Von Nonnen, welche die Kunst des Bücherabschreibens verstanden, hat das spätere Mittelalter wenig mehr zu berichten[2]. Uebrigens muss doch hervorgehoben werden, dass den Bemühungen des 15. Jahrhunderts, Klosterreformen durchzusetzen, die Frauenklöster noch hartnäckiger Widerstand leisteten als die Mönchsklöster; an Wiederherstellung von Unterrichtsanstalten konnte unter solchen Umständen kaum gedacht werden.

1) Weinhold S. 113 ff, Sack S. 35.

2) Ausgezeichnet waren noch im fünfzehnten Jahrhundert durch Bücherschreiben die Frauen im St. Anna-Convent zu Kempen (von drei Orden des heil. Franciscus). Nettesheim S. 49.

III.

Die Stadtschulen.

Schon längst hatte das Bürgerthum dadurch sich zu helfen gesucht, dass es neben den klerikalen Schulen oder zum Ersatz für solche Stadtschulen errichtete. Waren jene doch immer wieder vorzugsweise in klerikalem Geiste und für klerikale Zwecke geleitet worden und den näher liegenden Bedürfnissen des Lebens fern geblieben, so sollten diese in höherem Grade dem Leben dienen und auf dem festen Boden der Wirklichkeit heimisch machen. Jene hatten sich nun auch in den meisten Fällen auf eine kleinere Schülerzahl beschränkt, oft schon deshalb, weil man eine grössere in den Klostergebäuden nicht unterbringen, manchmal auch nicht unterhalten konnte; bei diesen dagegen war die Zulassung eine freiere und leichtere, also auch die Frequenz eine viel grössere, da die Schüler eben nur für die Stunden des Unterrichtes herbeikamen, sonst aber im Vaterhause bleiben durften. Es kam damit nicht sogleich eine selbständige Ansicht von den Aufgaben der Schule und den für sie nöthigen Mitteln zur Geltung; aber eine Scheidung begann doch, und je unfreundlicher oft das Verhalten der Geistlichen und Mönche zu den neuen Schulen war, desto rascher gelangte man zum Bewusstsein eines gewissen Gegensatzes, der jenen zuletzt gefährlich wurde. Die Stadtschulen traten zunächst gar nicht sonderlich bedeutend hervor und waren am wenigsten Schöpfungen einer unwiderstehlich wirkenden Begeisterung,

aber die klerikalen Schulen traten doch immer entschieden hinter sie zurück. Und wieder ein anderes Bedürfniss führte in derselben Zeit zur Begründung der Hochschulen, in denen die Wissenschaft, wie lange sie auch noch der Kirche dienstbar blieb, doch eine breitere Existenz zu gewinnen strebte und wirklich auch allmählich in vielfachem Zusammenwirken der Kräfte einen vorher kaum geahnten Einfluss sich sicherte, bis sie in den grossen Angelegenheiten der Gesammtkirche eine fast unabhängige und in den weitesten Kreisen anerkannte Autorität ausübten. Vor den Hochschulen zogen sich die klerikalen Schulen in dem Gefühle, eine solche Concurrenz nicht aushalten zu können, entschieden zurück oder sie traten zu ihnen in ein eigenthümliches Abhängigkeitsverhältniss, indem sie das von den Hochschulen Dargebotene den aus ihren Räumen Entlassenen zur Aneignung empfahlen. In die Entwicklung dieser Dinge treten wir jetzt ein.

Die Städte hatten seit den Kreuzzügen, ungeachtet aller Schwierigkeiten, die ihrem Emporstreben sich entgegenstellten, zu grossem Gedeihen sich erhoben. Der Feindschaft der Fürsten und des Adels hatten sie starke Verbindungen entgegengestellt und durch Waffentüchtigkeit einzeln auch dem nächsten Kreise Achtung abgezwungen; in ihrem Inneren war es zwischen den regierenden Geschlechtern und den festgeschlossenen Zünften vielfach zu hartem Kampfe gekommen, aber niemals zu dauernder Zerrüttung; die Betriebsamkeit strebte weiter und höher, je lebhafter der Handelsverkehr wurde, und dieser brachte in die Städte einen Wohlstand, der auch bei aller Einfachheit der Sitten heiteren Genuss möglich machte und lebendigere Bildung als Bedürfniss empfinden liess [1]). Die Poesie, vom Adel mehr und mehr aufgegeben, fand Aufnahme beim Bürgerthum, das, ungeschickt zu Aneignung und Nachbildung feinerer Formen, dem schlicht und derb oder auch in seltsamer Verkünstelung Ausgesprochenen durch sittlichen Ernst eine dem Leben förderliche Bedeutung gab. Dabei begann man in der eigenen Sprache Urkunden

1) Vgl. J. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I, 360.

abzufassen, Chroniken zu schreiben, mancherlei Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Und von Gewicht war dabei doch auch, was Franciscaner und Dominicaner in den Städten als deutsche Prediger dem Volke ins Herz redeten, was der Klerus in seinen geistlichen Spielen vorführte. Dürften wir an dieser Stelle genauer auf diese Culturzustände eingehen, so würden wir freilich auch auf die Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden des grossen Vaterlandes hinzuweisen haben, auf die wunderbare Entwickelung der Hansa, die dort den Zusammenhang mit dem Reiche fast verlieren liess, und auf den glänzenden Aufschwung, den im Süden die Reichsstädte nahmen [1]); aber wir fänden überall zu den erfreulichsten Bildern reichsten Stoff. Und dabei war als ausgemacht anzusehen, dass, je unabhängiger eine Stadt von bischöflicher Gewalt und klerikaler Einwirkung sich gemacht hatte, um so besser ihr Leben gedieh. Um so leichter kamen die betriebsamen Bevölkerungen auch über die Bedenken hinweg, welche das kirchliche Verbot hervorrufen konnte; die Bischöfe, die durch Verwicklung in weltliche Händel, durch Aufwand ihres Hofhalts, durch Zahlungen nach Rom sich genöthigt sahen, bei Christen und Juden in den Städten Gelder gegen hohe Zinsen aufzunehmen, rechtfertigten gewissermassen die Verletzung des kirchlichen Verbots und geriethen überhaupt in lästige Abhängigkeit von den Städten [2]).

Indem wir aber die Entwickelung der Stadtschulen

---

1) Meisterhafte Schilderung Nürnbergs von Conrad Celtes in seinem Libellus de origine, situ, moribus et institutis Norimbergae; in den Opp. W. Pirkheimeri ed. Goldast (1670); ähnlicher Verhältnisse Strassburgs durch Jakob Wimpheling. Roscher, Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland S. 35 f. Bekannt ist auch, welche Anerkennung schon Arnold Sylvius den deutschen Städten gewidmet hatte. Ein Bild der Gegensätze zwischen den Regierenden in Nürnberg und der auf Umsturz hinstrebenden Masse nach Meisterlins Chronik siehe bei v. Bezold in der Historischen Zeitschrift 1879, I, S. 15 f.

2) Vgl. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters S. 36 ff., 53 ff. und Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation S. 153 ff. Beachtenswerth die Ansicht des Cäsarius von Heisterbach im Dial. miraculorum II, S. 8.

zu betrachten unternehmen, haben wir eine ausserordentliche Fülle und Mannigfaltigkeit von Thatsachen vor uns. Obwohl es nun an zusammenfassenden Darstellungen nicht fehlt, so dürfte es doch nicht überflüssig sein, den in hohem Grade anziehenden Gegenstand in besonderer Weise zu behandeln, obwohl wir auch gern bekennen, dass wir, wenn auch die zahlreichen Geschichten einzelner Städte in grösserer Ausdehnung benutzt werden sollten, uns ausser Stande fühlen würden, den von allen Seiten heranfluthenden Stoff zu bewältigen [1]). Eine besondere Schwierigkeit dürfte sich bei dem Versuche ergeben, das Stadtschulwesen der einzelnen Landschaften nach den eigenthümlichen Verhältnissen, in denen es sich entwickelt hat, genauer zu betrachten.

Die deutschen Stadtschulen entstanden aus gleichem Bedürfniss und unter wesentlich gleichen Verhältnissen wie zahlreiche Lehranstalten in Italien, Frankreich und den Niederlanden. In Italien, das mit Deutschland ja auch in hundertfacher Verbindung stand, hatten zumal die Kämpfe der Hohenstaufenzeit die Städte so gewaltig erregt, dass besondere, von den klerikalen Anstalten mehr oder weniger unabhängige Schulbildung als nöthig erkannt wurde; schon wirkten auch auf diese streitbaren Stadtgemeinden die vom Alterthum dargebotenen Vorbilder republikanischen Lebens. Langsamer entwickelten sich die Dinge in Frankreich. In den Niederlanden aber hatte Gent bereits 1192, freilich nur in vorübergehender Aufwallung, erklärt, wenn jemand in Gent Schule zu halten geneigt sei und es verstehe und könne, so solle es ihm erlaubt sein und niemand ihn daran verhindern, was dann, wenn es auch nicht festgehalten werden konnte, doch immer der Anfang zu freierer Entwickelung des Schulwesens

---

1) Zusammenstellende Darstellungen haben versucht: Ruhkopf S. 81—100, Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters IV, 331—346; v. Maurer, Gesch. der Stadtverfassungen Deutschlands III, 61—67; Meyer, Hamburger Schul- und Unterrichtswesen im Mittelalter 119—127; Heppe, Schulwesen des Mittelalters 25 ff.; Meister, Die deutschen Stadtschulen im Mittelalter.

war[1]). Diese liess sich auch in den städtereichen Landschaften nicht mehr aufhalten. In Deutschland waren die Städte zuerst wohl durch ihre entschlossene Parteinahme für die Sache der von der Kirche bedrängten Kaiser auch zu freieren Anschauungen über ihr Verhältniss zur Kirche gekommen, und die Ereignisse des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete machten die Geister auch zu Neuerungen im Schulwesen geneigt. Dazu trugen nun die klerikalen Schulen selbst bei, nicht sowohl durch die doch sehr fühlbaren Mängel ihres Unterrichts, als vielmehr durch die Beschränkung desselben auf verhältnissmässig wenige Schüler, wobei sie den Bedürfnissen der rasch zunehmenden Städte nicht genügen konnten, und dann wieder durch die Hartnäckigkeit des Widerstandes gegen die Errichtung von Schulen, welche die Stadtgemeinden erstrebten. Es handelte sich in Wahrheit für diese darum, Bürgerschulen zu gewinnen. Aber indem man über das von der Kirche Dargebotene hinausstrebte, wollte man sich doch nicht gerade in schärferen Gegensatz zur Kirche und zu den von ihr gehegten Schulen stellen, eher hätte man, wenn die Kirche mit hohem Sinne den unverkennbaren Bedürfnissen entgegengekommen wäre, das so Gewährte dankbar angenommen und benutzt. Wenn in manchen volkreichen Städten besondere Schulen nicht entstanden, so lag dies wohl daran, dass die vorhandenen klerikalen Schulen genügten. Sonst könnte man sich z. B. nicht erklären, weshalb Frankfurt a. M. vor der Reformation keine Stadtschule erhalten hat[2]). Auch fand man für die neuen Schulen zunächst kaum bessere Einrichtungen und als Lehrer dienten doch oft wieder Kleriker. Die Hauptfrage bei diesen Schulen bezog sich vor Allem auf den Patronat, den die Magistrate, welche sie mit den äusseren Mitteln der Stadtgemeinden begründeten und unterhielten, für sich in Anspruch nahmen, während die kirchlichen Behörden, an erster Stelle die Domscholastiker, darin eine ihr

1) Cramer S. 248 ff.
2) Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. N. F. S. 118.

Recht schwer beeinträchtigende Anmassung erkannten. Hiermit aber kam es zu sehr verwickelten Verhandlungen auch über andere Verhältnisse.

In vielen Städten musste sofort auch das Verhältniss der Pfarrschulen und der Stadtschulen erörtert werden. Jene bestanden zum Theil seit sehr langer Zeit, unter Leitung der Pfarrer, aber im Grunde als Volksschulen und, weil ja kirchliche und bürgerliche Gemeinde zusammenfielen, als Gemeindeschulen, die in grösseren Städten nach den einzelnen Kirchen, denen sie angeschlossen waren und deren Namen sie trugen, gelegentlich wohl aus äusserlichen Gründen in gewissen Gegensatz gerathen konnten, aber fortwährend in engstem Zusammenhange mit der Gemeinde sich fühlten [1]. Aber auch die neuen Schulen, obschon über den Unterricht der Pfarrschulen (Kirchspielschulen, Parochialschulen) sich erhebend und den höheren Ansprüchen des bürgerlichen Lebens entgegenkommend, fügten sich doch in den Zusammenhang der kirchlichen Gemeinde ein und konnten zuweilen eine unvollkommene Pfarrschule ganz entbehrlich machen, wenn eine solche nicht gar einen höheren Charakter annahm und lateinische Schule wurde, was oft geschah. In manchen Städten mochte es zweifelhaft sein, ob die ursprüngliche Dotation einer Pfarrschule allein von der Kirche oder auch von der Stadt gekommen, die unter Umständen wieder bei Begründung einer Stadtschule kirchliche Unterstützung nicht verschmähte; Stiftungen frommer Bürger waren jenen zu Theil geworden, wie sie in gleichem Sinne und in gleichen Formen auch diesen zufielen. Nun aber bestanden neben den eigentlichen Pfarrschulen und den neu entstehenden Stadtschulen nicht selten

1) Eingehend Meister S. 1 ff. Pfarrschulen (Küsterschulen) auch auf dem Lande: Zimmermann, Zur Gesch. der deutschen Bürgerschule im Mittelalter (1878) 12. Nettesheim 61 ff. Im Ordenslande Preussen bestanden im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zahlreiche Trivialschulen (Pfarrschulen) in den Städten, und von ihnen aus scheint der Besuch der Universitäten ein äusserst reger gewesen zu sein. Braun, Gesch. des Gymnasiums zu Braunsberg (1865) S. 2 ff. Frey, Gesch. des Gymnasiums zu Rössel (1880) S. 14 f.

auch Stifts- und Klosterschulen, woraus wieder, im Zusammenhange mit gar verschiedenartigen Verträgen, mancherlei Competenzfragen entstehen konnten; es kam vor, dass Convente in den Schutz eines Stadtraths sich begaben, damit aber auch die bisher von ihnen abhängigen Schulen unter den Patronat desselben stellten.

Im Allgemeinen freilich wurde von den kirchlichen Behörden der Patronat auch über die Stadtschulen den städtischen Behörden streitig gemacht. Und in Wahrheit ganz nach den Satzungen des anerkannten Kirchenrechts [1]). Nach diesen hatte vor Allem der Bischof die Befugniss, die kirchlichen Aemter seines Sprengels zu besetzen und den einzelnen Gemeinden ihre Pfarrer zu geben, die eigentlich seine Stellvertreter waren. Weil aber die Schulen nach ihrer bisherigen Entwickelung und in allen ihren Einrichtungen wesentlich zur Kirche gehörten, so war auch jede Lehrerstelle kirchlich in ihrer Besetzung ein Recht des Bischofs, als dessen oberster Stellvertreter der Domscholasticus erschien. Dieser nahm nun wirklich das Recht in Anspruch, ausser der Domschule, die ganz unmittelbar unter ihm stand, alle Schulen des Sprengels zu leiten. Auch wurde dieses Recht von den Städten ohne Weiteres anerkannt, und wenn sie neue Schulen einrichten wollten, erbaten sie die Genehmigung ihres Bischofs oder, falls diese aus irgend einem Grunde nicht zu erlangen war, des höchsten Bischofes, des Papstes. Waren die neuen Schulen endlich begründet, so blieb den Bischöfen das kirchliche Oberaufsichtsrecht unbestritten, wie dieses noch 1466 in Breslau für die sämmtlichen acht Schulen der Stadt dem dortigen Bischofe zustand; aber es handelte sich um den Patronat, d. h. um das Recht, Lehrer für die Schulen zu bestellen und diese nach eigenem Ermessen zu verwalten. Und da lagen die Dinge nicht so einfach. Freilich konnte der Bischof des Patronats auch über klerikale Schulen sich entäussern und oft überliess er es wirklich, in mancherlei Form, durch Verleihung, Uebertragung, Schenkung, eben so wohl an

1) Nettesheim 92 ff.

weltliche Herren und städtische Behörden wie an kirchliche Corporationen, die ihrerseits wieder an jene es abtreten durften [1]. Aber den Stadtschulen gegenüber waren die Bischöfe und ihre Scholastiker misstrauisch, also zu Concessionen nicht sonderlich geneigt, und daraus haben sich in manchen Fällen endlose Streitigkeiten entwickelt. Man vergass dann, dass im Mittelalter bei allen Conflicten zwischen kirchlicher und weltlicher Macht sehr lange die Anschauung gegolten hatte von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens beider zur Ehre Gottes wie zum Besten der Menschen, man betonte vielmehr in Bekämpfung der neuen Schulen den doch auch wirklich vorhandenen Gegensatz zwischen der Kirche und der Welt schärfer als sonst und zeigte sich unnachgiebig, auch wo das Widerstreben bedenklich war, weil es dringenden Bedürfnissen gegenüber, denen die Kirche nicht entsprechen wollte oder konnte, als ein Unrecht erscheinen musste. Aber wir wüssten keinen Fall anzugeben, wo eine Stadtgemeinde in solchem Streite zurückgewichen wäre. Die Magistrate haben überall beharrlich ausgehalten und endlich überall auch, obschon in verschiedener Weise, den Sieg davon getragen. Sie wussten ja doch, dass in früherer Zeit die kirchlichen Behörden den Patronat auch über Pfarrschulen und andere kirchliche Lehranstalten an städtische Behörden oder an Fürsten abgetreten, ja bisweilen, ohne Rücksicht auf das kirchliche Verbot, verkauft hatten. Und wenn sie jetzt, mit dem Bewusstsein der steigenden Bedeutung ihrer Gemeinden und im Interesse derselben eigene Schulen zu errichten unternahmen, da sollten sie durch kirchlichen Einspruch sich hindern lassen?

Aber wir dürfen auch wieder nicht sagen, dass die so an verschiedenen Orten ausgebrochenen Streitigkeiten von principieller Bedeutung gewesen und einem der Kirche im Ganzen feindlichen Geiste entsprungen seien. Wenn Stadtgemeinden, durch die von den nächsten kirchlichen Behörden

1) Von den Fällen, in denen Fürsten und Herren als Vögte es usurpirten, sehen wir ab.

ausgehende Hemmung aufgehalten, an den Papst sich wenden, so sind es nicht allgemeine Beschwerden über den ihnen vorgesetzten Klerus, nicht Klagen über schlechten Unterricht der geistlichen Schulen, sondern ganz äusserliche Gründe, die sie vorbringen: dass die geistlichen Schulen für eine grössere Schülerzahl nicht ausreichen, dass sie für viele Kinder, die des Unterrichtes bedürfen, zu entlegen sind, dass diese unterwegs, bei der Wanderung durch enge, getümmelvolle Strassen, über zerbrechliche Brücken, leicht Schaden nehmen können u. s. w. Selbst von der Verdrossenheit, dem Eigennutz, dem bösen Willen der Scholastiker, worüber man sich hier und da gewiss in hohem Grade ärgerte, ist, vielleicht aus Klugheit, nicht die Rede. Am allerwenigsten darf man glauben, dass in den Stadtgemeinden ein bestimmteres Bewusstsein von höheren pädagogischen Zwecken und Zielen sich geltend gemacht, dass ein reformatorischer Geist sich geregt habe. Dass das Schulwesen doch in eine Richtung kam, welche über das zunächst Erstrebte weit hinausführen konnte, das blieb den Meisten verborgen.

Uebrigens ist es zu Kämpfen in dieser Frage doch keineswegs überall gekommen, noch weniger haben sie zu gemeinschaftlichem Vorgehen von Stadtgemeinden geführt. Sie sind vorzugsweise nur im nördlichen Deutschland auszufechten gewesen und haben auch hier nur localen Charakter gehabt, obgleich sie, weil an sehr verschiedenen Orten eingetreten, einen zusammenhängenden Beweis dafür geben, dass grosse Mängel vorhanden waren und lebhaft empfundene Bedürfnisse nach Befriedigung verlangten. Wo die seit langer Zeit bestehenden kirchlichen Schulen genügten, da entstanden eigentliche Stadtschulen entweder gar nicht oder nur langsam; anderwärts liess der Klerus solche Schulen ohne Widerstreben entstehen. Jenes gilt von zahlreichen Städten im westlichen Deutschland, wo Domschulen, Stiftsschulen, Klosterschulen in grosser Mannigfaltigkeit neben einander bestanden; dieses dürfte vom ganzen südlichen Deutschland gelten, wo die Zahl der Stadtschulen, zum Theil im Zusammenhange mit der Entwickelung so vieler Reichsstädte, allmählich sehr gross wurde.

Was für den **Unterricht** erstrebt wurde, war von sehr verschiedener Bedeutung. An manchen Orten ging Bedürfniss und Verlangen über das zum Elementarunterricht Gehörige nicht hinaus, und wo entweder allein oder neben höher strebenden Anstalten blosse Schreib- und Rechenschulen entstanden, genügten sie gewiss auch den Ansprüchen Vieler. An anderen Orten wurde, wesentlich in Uebereinstimmung mit dem Unterrichte der klerikalen Schulen, das Trivium als nothwendig erkannt und der lateinische Unterricht Hauptsache, während man das Deutsche, obwohl es im öffentlichen Leben immer grössere Bedeutung gewann, noch entschieden zurücktreten liess. Nicht selten richtete man Stadtschulen auch so ein, dass sie Vorschulen für den klerikalen Unterricht sein konnten, wie denn Kleriker auch in ihnen den Unterricht besorgten. Aber wir werden über den Unterricht der Stadtschulen in besonderem Zusammenhange ausführlicher zu sprechen haben und dabei auch die hervorgetretenen Unterschiede mit in's Auge fassen.

Jetzt versuchen wir zunächst, eine Art von Uebersicht zu gewinnen über die immerhin sehr zahlreichen Gründungen von Stadtschulen, wobei doch einzelne bedeutsamere Einzelheiten sich darbieten werden. Es dürfte aber für solche Uebersicht weniger der chronologische Gang, als der Weg durch die Landschaften sich empfehlen. Die Zeit, in der wir stehen, ist fast ausschliesslich die des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Dass im nordwestlichen Deutschland Anregungen von den Niederlanden her zur Gründung von Stadtschulen wirksam gewesen, kann nicht bezweifelt werden[1]; wo indess einmal das Bedürfniss nach einer neuen Schule empfunden wurde, bedurfte es besonderer Anregung von aussen nicht. Dies nehmen wir z. B. gleich von **Lübeck** an. In dieser Stadt bestand seit dem Jahre 1163 eine Domschule. Als aber der Magistrat 1253 die Errichtung einer Stadtschule beschlossen hatte und diese mit der Pfarrkirche zu St. Marien in Ver-

1) Dies lehrt Nettesheims Verzeichniss 79 f.

bindung bringen wollte, war es fast allein die Schwierigkeit des Weges zum Dome, was als Grund auch vor dem päpstlichen Legaten Hugo in Toul geltend gemacht und von diesem in seinem Schreiben an den Bischof von Toul als ausreichender Grund anerkannt wurde. Der Bischof widerstrebte nun freilich neun Jahre lang, fügte sich jedoch endlich, indem er nur verlangte, dass die neue Schule bei der Jakobikirche errichtet und unter die Aufsicht des Scholasticus gestellt werden sollte, was übrigens schon der Legat als erforderlich bezeichnet hatte; ihm scheint dann der Rath auch die Lehrer präsentirt zu haben, wenn die Ernennung ihm nicht gar überlassen blieb. Da diese Schule eine lateinische Schule sein und für den Unterricht in der Domschule vorbereiten sollte, entstand in der betriebsamen Stadt das Verlangen nach besonderem Elementarunterricht, was bald nach 1317 zur Einrichtung von vier Lese- und Schreibeschulen in den vier Kirchspielen führte. Aber auch diese rein städtischen Anstalten blieben unter der Inspection des Scholasticus, der den dritten Theil des Schulgeldes in Anspruch nahm und die Lehrer bestätigte oder verwarf. Die daneben noch heimlich unterhaltenen Privatschulen führten 1412 zu einem Vertrage, in dem der Rath dem Scholasticus Unterstützung gegen sie zusicherte. In den zu Lübeck bestehenden Beghinenhäusern wurden wohl auch Mädchen unterrichtet [1]).

In Kiel wurde eine öffentliche Schule 1320 errichtet. Nach einem mit dem Lübeckischen Decan M. Regeband abgeschlossenen Vergleiche berief der Graf Johann der Milde den Magister Heinrich von Culmine zum Scholasticus in Kiel, ohne ihn, da er Geistlicher der Kirche von Lübeck war, zu beständigem Aufenthalt in jener Stadt zu verpflichten. Aber er sollte für einen geschickten Lehrer sorgen, übrigens das Recht haben, keine andere Schule in Kiel zu dulden [2]).

Am heftigsten und langwierigsten sind die Schulstreitig-

---

1) Grautoff, Ueber den Zustand der öffentlichen Unterrichtsanstalten in Lübeck vor der Reformation (1830).

2) Meyer S. 124.

keiten in Hamburg gewesen. Hier hatte 1281 das rasche Aufblühen der Neustadt die Gründung einer neuen Schule bei St. Nikolai wünschenswerth gemacht, und der Erzbischof Giselbert von Bremen, sowie Papst Martin IV. waren zur Zustimmung leicht bewogen worden; Ernennung und Absetzung des Schulmeisters sollte den Aeltesten des Kirchspiels überlassen sein. Der dann doch in dieser Beziehung entstandene Streit mit dem Domscholasticus endigte nach acht Jahren zu seinen Gunsten. Aber im nächsten Jahrhundert erhob sich ein neuer Streit, der in der willkürlichen Erhöhung des Schulgeldes seinen Anlass hatte; es kam zu gewaltsamer Erhebung gegen den Klerus, zur Flucht desselben aus der Stadt und (1335) zur Verhängung des Bannes über die Stadt, bis durch den Erzbischof Bernhard von Bremen ein Vergleich herbeigeführt wurde, wonach die unmittelbar unter dem Scholasticus stehenden Schüler, wenn sie etwas verbrochen hätten, allein von den geistlichen Richtern bestraft, die Schule aber vom Scholasticus mit gelehrten und geschickten Rectoren versehen, die Ungebührnisse in Bezug auf das Schulgeld abgestellt, Streitigkeiten zwischen den Domschülern niedergehalten werden sollten. Schlimmer waren dann die Kämpfe, welche das fünfzehnte Jahrhundert brachte. Da kam indess nicht mehr die Stadtschule in Frage; es handelte sich um die ohne Erlaubniss von Priestern und Laien gehaltenen Schreibschulen und Winkelschulen (Klippschulen), die von der Bevölkerung in Schutz genommen und auch vom Rathe geduldet wurden. Nachdem 1456 der Scholasticus Wichmann vier Schreibschulen, deren Lehrer der Rath ernennen sollte, zugestanden hatte, kam es doch 1472 zu neuem Streite in Folge der Widerspenstigkeit des Priesters Henning Bremer und seines Anhanges, den der Scholasticus Duker bekämpfte, der Rath in Schutz nahm. Die Sache endigte auch mit der über Bremer und seine Vertheidiger verhängten Excommunication nicht, fand nicht einmal durch eine von Rom eingeholte Entscheidung ihren Schluss; erst die Vermittlung des Propstes zu St. Wilhard in Bremen bewirkte eine Verständigung zwischen Rath und Scholasticus, der im Ganzen doch Recht behielt. Die

Bantschovschen Streitigkeiten, die in das Zeitalter der Reformation sich hineinzogen und die Gemüther für diese in besonderer Weise günstig stimmten, galten vor Allem doch wieder den Winkelschulen [1]). Dass aber solche Schulen in so grosser Zahl entstehen und fortbestehen konnten, beweist freilich auch, dass durch die öffentlichen Schulen den vorhandenen Bedürfnissen noch nicht genügt wurde.

In Lüneburg bestand längere Zeit Widerstreit zwischen der Benedictinerschule zu St. Michael und der Prämonstratenserschule in Heiligenthal. Ueber die letztere erhoben die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig und Lüneburg Beschwerde zu Gunsten des Münsters zu St. Michael, zuerst vor ihren Prälaten, Mannen und Städten, dann, als der Propst sich weigerte, seine Schule aufzuheben, vor dem Rath zu Hamburg [2]). Eine eigentliche Stadtschule (die Schule bei St. Johannis) wurde dort erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eingerichtet; ihre Schulmeister hatten die Magisterwürde und sollten nach der Schulordnung von 1530 nächst der Grammatik auch Logik, Rhetorik und andere freie Künste lehren [3]).

Auf besondere Weise kam Hannover zu einer Stadtschule. Ursprünglich hatte wohl der auf der Burg Levenrode als Schreiber des Vogts dienende Kleriker zugleich die Kinder der Burgmannen unterrichtet; dann aber hatten auch Bewohner der Stadt für ihre Knaben diese „Burgschule" benutzt, und da bei raschem Wachsthum der Stadt die Schule bald städtische Bedeutung erhielt, so lag es nahe, dass die Stadt zuerst den Antheil am Präsentationsrechte zu gewinnen, nachher aber, als sie ein neues Schulhaus erbaut hatte, sie ganz in ihre Gewalt zu bringen strebte. Dies geschah 1358 wirklich durch Zugeständniss der Herzöge Otto und Wilhelm, welche sodann dem Magistrate uneingeschränkte Macht verliehen, so viele Schulen, als er wollte, in der Stadt anzulegen [4]).

1) Sehr eingehend Meyer 128 ff., 143 ff., 155 ff.

2) Meyer S. 125.

3) Görges, Kurze Gesch. des Gymnasiums zu Lüneburg (1869) S. 4.

4) Ahrens, Gesch. des Lyceums zu Hannover von 1267 bis 1533 (1870) S. 5. Vgl. Rubkopf S. 90.

Ganz andere Verhältnisse bildeten sich in Braunschweig. Diese zu erfreulichster Entwicklung gelangte „Quartierstadt“ der Hansa hatte zwar seit langer Zeit Stifts- und Klosterschule für den Unterricht ihrer Kinder benutzen können, erlangte aber erst 1415 von dem nach Konstanz gekommenen Papste Johann XXIII. das Privilegium, zwei neue Schulen (bei St. Martini und bei St. Katharinae) zu errichten, und musste dann noch mit den Landesfürsten, mit den Bischöfen von Halberstadt und Hildesheim, mit dem Stifte St. Blasii wegen der Zustimmung zu dem Unternehmen unterhandeln. Als nun zunächst nur ein für drei Jahre berechnetes Provisorium erlangt war, musste die Stadt wieder für Gesandtschaften und Geschenke grosse Summen aufwenden, bis Papst Martin V. in Florenz 1419 das von seinem Vorgänger erlangte Privilegium bestätigte, wobei er zugleich das Halten von Schreibeschulen gestattete. Uebrigens hatte die Stadt noch vor der Entscheidung zwei Schulhäuser erbaut und wohl auch schon den Unterricht beginnen lassen, der nach dem Privilegium von 1415 dem der Klosterschule gleich sein sollte [1]).

Die Stadt Helmstädt hatte neben der uralten Benedictiner-Abtei St. Ludgeri, die auch eine Schule unterhielt, langsam sich herangebildet, war dann aber, als sie im Kriege zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig 1199 niedergebrannt worden, durch den Zuzug aus vielen benachbarten Dörfern unter der wohlwollenden Mitwirkung des Abtes Gerhard rasch vergrössert worden, und für die so vermehrte Bevölkerung reichte die Schule der Abtei nicht mehr aus. Der Rath fasste nun 1253 den Beschluss, eine neue Schule zu errichten und erhielt dazu auch die Ermächtigung vom Domcapitel in Halberstadt. Da aber der Abt das Patronat über diese Schule in Anspruch nahm, so erhob sich ein Streit, der erst 1267 zu Gunsten des Raths entschieden wurde. Die so entstandene Stadtschule war also der Zeit

1) Sack S. 86 ff., mit beachtenswerthen Ergänzungen zu älteren Berichten. Vgl. Dürre, Gesch. der Gelehrtenschulen zu Braunschweig (1861) I, S. 17 ff.

nach eine der ersten in Deutschland, übrigens zugleich Parochialschule bei St. Stephan. Helmstädt kam in den darauf folgenden Zeiten zu immer fröhlicherem Gedeihen; aber von der Entwicklung seiner Schule ist wenig bekannt [1]).

Einen besondern Gang nahmen die Dinge in Hildesheim. Dort bestand seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts neben der alten Domschule eine zweite Schule bei dem Collegiatstifte zu St. Andreas, über welche der Domscholaster das Oberaufsichtsrecht in Anspruch nahm. Da suchte nun der Scholaster zu St. Andreas, der überhaupt wohl seine Schulen beeinträchtigt sah, eine Stütze im Rathe der Stadt, der gern sie gewährte, und so ist es wohl gekommen, dass die Andreasschule mehr und mehr vom Rathe abhängig wurde und den Charakter einer Rathsschule annahm [2]). Sie ist dann ein Gymnasium geworden und geblieben.

Merkwürdig ist es, dass in Magdeburg, wo Jahrhunderte lang von der Thätigkeit der Domschule und der Schule im Kloster Bergen keine Rede ist, auch von einer Stadtschule keinerlei sichere Nachricht sich findet. Und doch hatte diese Stadt, die durch den Elbhandel zu so grossem Wohlstande gelangte, in ihrer eigenthümlichen Stellung zu den Erzbischöfen noch eine besondere Aufforderung zu geistiger Regsamkeit und also auch zur Gewinnung einer besondern Lehranstalt. Es scheint aber, dass die Macht des Domcapitels, das jedenfalls seine Schule hatte, wenn sie gleich für uns in Dunkel eingehüllt ist, es nicht einmal zu dem Versuche einer Neugründung kommen liess [3]).

Viel besser sind wir von Stendal unterrichtet. Als die dort seit 1188 bestehende Domschule dem Bedürfniss der zunehmenden Bevölkerung nicht mehr genügte, erbaute der Rath der Stadt 1338, ohne die Erlaubniss des Bischofs von Halberstadt und des Scholasticus eingeholt zu haben, ein Schulhaus und eröffnete darin eine Schule bei der Kirche zu

1) Knoch, Gesch. des Schulwesens zu Helmstädt I (1860), S. 13 ff.

2) Fischer, Gesch. des Gymnasium Andreanum in Hildesheim (1862) S. 1 ff.

3) Rathmann I, 377; II, 201, 491; III, 296 f.

U. L. F. Darauf folgte Beschwerde des Domstifts bei dem Bischof, Verhängung kirchlicher Strafen wegen der Unbotmässigkeit des Raths, aber zuletzt nach langem Streite ein gütlicher Vergleich, wodurch die Stadt ihre Schule sich sicherte, der Rath das Recht der Ernennung des Schulmeisters erhielt; das Recht der Bestätigung und Oberaufsicht blieb dem Domscholaster vorbehalten, doch nur noch als ein formales, da er die Bestätigung nicht versagen durfte und die Oberaufsicht wahrscheinlich nicht übte [1]). Auch in den anderen Städten der Altmark, in Salzwedel, Seehausen, Gardelegen, Tangermünde, Osterburg und Werben entstanden im 14. Jahrhundert besondere Schulen [2]).

Auch in der übrigen Mark Brandenburg kamen die grösseren Städte während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts durch den Einfluss der Hansa zu schnellem Gedeihen. Und je weniger dort durch den Klerus für Lehranstalten gesorgt war, desto eher brachte man es auch zur Begründung von Stadtschulen. Es entstanden solche in Berlin und Kölln, in Spandau, in Brandenburg, in Neu-Ruppin. Von einer Stadtschule in Frankfurt a. O. bietet die erste Spur eine Urkunde von 1341, die uns zugleich in die langwierigen Kämpfe mit dem Bischofe von Lebus versetzt. In solchen Kämpfen konnte aber die neue Schule der kräftig aufstrebenden Stadt um so mehr als bedroht erscheinen, als der Bischof die Absicht hatte, seinen Sitz nach Frankfurt zu verlegen, was wahrscheinlich zur Errichtung einer Domschule, also immerhin zu bedenklicher Concurrenz geführt hätte; auch trat eine solche in Wirksamkeit zu Fürstenwalde, das nach 1373 Sitz von Bischöfen wurde. Der Streit der Frankfurter mit dem Bischof endigte 1354, im wesentlichen zu Gunsten der Stadt und des mit ihr verbundenen Markgrafen (1128 [3]).

---

1) Götze, Gesch. des Gymnasiums zu Stendal (1865), wo auch die Urkunden aufgenommen sind.

2) Schumann, Gesch. des Volksschulwesens in der Altmark S. 77 f.

3) Schwarze, Gesch. des ehemaligen städtischen Lyceums zu Frankfurt a. O. (1873) S. 5 f.

Pommern hatte seit der Gründung des Bisthums Wollin-Cammin auch klerikale Unterrichtsanstalten erhalten, wohl auch Dom- und Stiftsschulen; Stadtschulen aber, bald als Rathsschulen, bald als Parochialschulen, besassen schon im vierzehnten Jahrhundert Anklam, Demmin (1301), Köslin (1368), Greifswald [1]). Genaueres erfahren wir über den Verlauf der Dinge in Stettin. Hier bestand seit 1263 neben der Marienkirche eine Stiftsschule, die ihre Gründung dem Herzog Barnim I., dem Erbauer der Kirche, verdankte. Da aber die wachsende Volksmenge das Bedürfniss einer neuen Schule rege machte, so wandte sich der Rath an Bonifacius IX., der auch wirklich 1391 die Errichtung einer solchen Anstalt bei St. Jakobi gestattete. Allein Propst, Dechant und Capitel bei St. Marien erklärten sich mit aller Entschiedenheit gegen diese Neuerung, weil ihnen allein das Privilegium, Schule in Stettin zu halten, gehöre. Der Streit dauerte dreizehn Jahre, bis derselbe Papst 1404 die früher gegebene Erlaubniss wiederholte. Hierauf wurde die neue Schule wirklich errichtet; aber der Klerus bei St. Marien setzte mit grösster Hartnäckigkeit den Kampf fort und brachte es endlich dahin, dass über den Rath und die Bürgerschaft der Bannfluch ausgesprochen und die verhasste Schule wieder aufgehoben wurde (1469). Dabei hatte der auch sonst den wissenschaftlichen Bestrebungen feindliche Papst Paul II. ganz entschieden die Partei der Geistlichkeit von Stettin ergriffen [2]).

Anders wieder in Mecklenburg. In Wismar trat bereits 1279 die Fürstin Anastasia den Patronat über die Stiftsschule bei St. Marien an den Rath der Stadt ab, die ihr in mancherlei Bedrängniss kräftig beigestanden hatte; doch sollten dem noch lebenden Scholasticus Gottschalk seine Rechte vorbehalten sein. Dann wurde aber die überraschend grosse Gewährung zurückgenommen, nach Gottschalks Tode ein anderer Scholasticus eingesetzt und von Heinrich II., der sich vom Banne des Bischofs Marquard von Ratzeburg (1310—35)

1) Ueber Greifswald Meyer S. 123 f. Vgl. Ruhkopf S. 92 f.
2) Koch, Gesch. des Lyceums zu Stettin (1804) S. 7 ff.

zu lösen wünschte, diesem der Patronat abgetreten. Derselbe versuchte auch wirklich, das ihm eingeräumte Recht auszuüben; weil indess der Ausübung Schwierigkeiten entgegentraten, überliess er 1331, mit Zustimmung des Propstes und Capitels, den Patronat dem Rathe, der wohl eben jene Schwierigkeiten erhob, und dieser hatte fortan auch die Befugniss, den Scholasticus zu bestellen, legte aber die höheren Rechte dieses Amtes sich selbst bei, während einzelne Rechte dem Schulrector übertragen wurden, der auch die sonst dem Scholasticus zugewiesenen Schulgelder bekam. So kam also eine Stiftsschule unter den Patronat einer städtischen Behörde und wurde im wesentlichen eine Stadtschule. Um dieselbe Zeit wird übrigens auch der Nikolaischule zu Wismar als einer Kirchspielschule gedacht [1]). In ähnlicher Weise wurde 1337 zu Rostock durch Herzog Albrecht II. der Patronat und die Besetzung der Marienschule, sobald der zunächst noch lebende Scholasticus gestorben sein würde, dem Rathe der Stadt auf ewige Zeiten überlassen [2]).

Die eigenthümlichen Verhältnisse des Ordenslandes Preussen bewirkten doch in Bezug auf das Streben der Städte, neue, von ihnen allein abhängige Schulen zu erhalten, keine Abweichung von dem, was im inneren Deutschland geschah. Dies darf sogleich von Königsberg gesagt werden. Hier konnte neben der seit 1304 an der auf der Insel Kneiphof neuerbauten Domkirche bestehenden Domschule die Pfarrschule in der Altstadt nur mit Mühe emporkommen. Der Bischof Johannes von Samland machte zwar 1337 dem Capitel zur Pflicht, für seine Schule einen tüchtigen Schulmeister zu bestellen, aber er verbot auch bei Strafe der Excommunication, bei den Kirchen und Kapellen der Stadt oder auch in den Vorstädten und sonst im städtischen Weichbilde neue Schulen einzurichten. Dennoch gründete der Altstädter Rath gerade damals eine solche. Dies führte, wie natürlich, zu lebhaften Verhandlungen mit den Domherren; aber der Vergleich wurde diesmal sehr rasch (bereits 1339) durch eine freilich seltsame

1) Meyer S. 121 f.
2) Meyer S. 124.

schiedsrichterliche Entscheidung des Hochmeisters Dietrich von Altenburg herbeigeführt. Danach wurde die Altstadt Königsberg in zwei Hälften getheilt, von denen die eine an die Schule der Hauptkirche, die andere an die Schule der Pfarrkirche gewiesen sein sollte, doch so, dass alle zwei Jahre ein Wechsel einträte und die vorher der einen Schule Zugetheilten in die andere gehen sollten und umgekehrt. Das Domcapitel übernahm es, für die neue Schule einen geeigneten Schulmeister zu schaffen. Weil jedoch in dieser Beziehung Nachlässigkeit geübt wurde, so verglich man sich 1376 dahin, dass zwar die über Wechsel im Schulenbesuch getroffenen Bestimmungen auch ferner gelten, aber die Bürgermeister der Altstadt das Recht haben sollten, den vom Domcapitel ernannten Rector der Pfarrschule zu prüfen und, wenn er tauglich schiene, dem Hochmeister zur Bestätigung zu präsentiren. Aber schon 1381 gab man den Wechsel im Schulenbesuche auf, der beiden Schulen nachtheilig war. Zu eigentlicher Blüthe ist übrigens weder die eine noch die andere gekommen [1]).

Die lateinische Schule, welche der Hochmeister Winrich von Kniprode in Marienburg errichtete, blieb unter der Aufsicht der Grosscomthure des deutschen Ordens; daneben entstand um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Singschule [2]).

In Elbing hatte man während des vierzehnten Jahrhunderts eine Rathsschule; aber sie wird auch im fünfzehnten Jahrhundert nur bei Testamenten erwähnt, welche Legate für „die singenden Schüler“ oder gelegentlich für einen alten erblindeten Schulmeister aussetzen [3]).

Eine Stadtschule (Pfarrschule) besass Thorn in seiner Altstadt bei St. Johannis, die am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zu einiger Bedeutung gelangte und auch von Söhnen polnischer Grossen besucht wurde; dass Nikolaus Copernicus ihr seine erste Bildung zu verdanken hatte, darf

1) Möller, Gesch. des altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg I (1847) S. 4 ff.

2) Breiter, Beiträge zur Gesch. der alten lateinischen Schule in Marienburg (1864). Vgl. Meyer S. 26.

3) Reusch, Wilhelm Gnapheus I (1868) S. 32.

angenommen werden[1]). Ueber die Pfarrschule der Neustadt bei St. Jakobi ist Genaueres nicht bekannt.

In Braunsberg wurde 1403 zwischen dem Rathe und dem Pfarrer ein Vergleich dahin getroffen, dass jener den Schulmeister anstellen, dieser die Aufsicht über ihn führen sollte[2]).

Wie in diesem Ordenslande, so war auch sonst in den weiten Colonialgebieten, wo das Deutschthum unter den Polen Einfluss und Geltung gewann, der Fortschritt desselben schon seit dem dreizehnten Jahrhundert zu einem guten Theile an die für die eingewanderte deutsche Bevölkerung sich bildenden Pfarrschulen geknüpft. Dass die Polen sehr bald in ihren nationalen Interessen sich bedroht glaubten, ergibt sich aus einem Statut des Bischofs Fulco von Gnesen von 1237, worin dieser den Plebanen (Pfarrern) seines weiten Sprengels zur Pflicht macht, Pfarrschulen zu gründen, deutsche Lehrer aber nur dann anzustellen, wenn sie auch des Polnischen mächtig seien[3]). In diesem Zusammenhange ist es bedeutsam, dass in Posen, das schon vor dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine Domschule besass, aber erst 1303 bei der Kirche St. Maria Magdalena eine Schule, und auch nur als Vorschule für die Domschule, gründen durfte, ausdrücklich Unterricht in der deutschen Sprache für die Söhne der deutschen Bürger eingeführt wurde. Der Rector dieser Schule wurde übrigens vom Magistrate gewählt, vom Propste der Kirche bestätigt[4]).

In hohem Grade erfreulich erscheint die Entwicklung des Stadtschulwesens in Schlesien, wo das Deutschthum mit besonderer Kraft sich vorwärts arbeitete. Sonst ging es im Einzelnen wie anderwärts in deutschen Landen. So gewährte im Februar 1266 der päpstliche Legat Guido der Stadt Breslau, wohin er zu einer Synode der polnischen Bischöfe

1) Lehnerdt, Gesch. des Gymnasiums zu Thorn I (1868) S. 5 f.

2) Braun, Gesch. des königl. Gymnasiums zu Braunsberg (1865).

3) Meister, Die deutschen Stadtschulen und der Schulstreit im Mittelalter (Weilburg 1868) S. 5.

4) Schweminski, Entwurf zu einer Gesch. des königl. Marien-Gymnasiums in Posen (1848) S. 3, und Czwalina, Von den Schulen im ehemaligen Polen (1837) S. 9.

gekommen war, mit Zustimmung des Bischofs Thomas, der in andern Fällen die Rechte der Kirche und seines Bisthums sehr eifrig vertrat, die Erlaubniss zur Einrichtung einer Stadtschule bei St. Maria Magdalena, und zwar ohne die gewöhnliche Beschränkung des Unterrichts auf die Elemente, obwohl derselbe thatsächlich längere Zeit nicht über das Trivium hinausgegangen ist [1]. Aber noch in demselben Jahrhundert kamen noch zwei andere städtische Schulen (Pfarrschulen) bei St. Elisabeth (1293) und bei der Kirche zum heiligen Kreuz (1298) hinzu; eine vierte entstand 1339 bei dem Sandstifte. Das fünfzehnte Jahrhundert, eine Zeit grosser Regsamkeit für die Stadt, sah noch drei andere Schulen dieser Art entstehen. Und alle diese Schulen waren, wie aus einem Schreiben des Raths an den Papst Paul II. vom Jahre 1466 hervorgeht, von Einheimischen und Fremden so stark besucht, dass sie für das Bedürfniss kaum ausreichten [2]. Dass dem Bischof und dem Domscholaster das Recht der kirchlichen Oberaufsicht blieb, versteht sich von selbst; dagegen scheint der Rath das Recht, den Rector anzustellen, frühzeitig erworben, übrigens aber die Schulen bei St. Maria Magdalena und bei St. Elisabeth am meisten gefördert zu haben.

Und auch in andern Städten Schlesiens strebten die Bürger nach dem Besitze eigener Schulen; und solche Schulen erlangten Leobschütz 1270, Schweidnitz 1280, Brieg 1292; auch Sagan, Grottkau, Reichenbach, Guben. In Glogau, wo 1309 eine Stadtschule angelegt wurde, kam es darüber mit dem Collegiatstifte zu heftigem Streite, der bis zu Bann und Interdict führte und erst 1332 durch einen Vertrag seinen Abschluss erhielt, nach welchem neben andern Bestimmungen auch darüber entschieden wurde, dass in dieser neuen Schule dieselben Bücher gebraucht werden sollten, wie in den Schulen bei St. Maria Magdalena und Elisabeth zu Breslau [3]. In dem-

1) Schönborn, Beiträge zur Gesch. der Schule und des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena in Breslau I (1843).

2) Reiche, Gesch. des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau I (1843).

3) Stenzel, Gesch. Schlesiens S. 326 f.

selben Jahre aber, wo der Streit in Glogau entbrannte, erhob der Bischof Heinrich I. von Breslau die Pfarrschule an der Peter-Paul-Kirche in Liegnitz zu höherem Range, indem er gestattete, dass die libri artium grammaticales, logicales, naturales et alii quicunque, ad quos audientium facultas se extendit, gelesen würden, während bisher nur der Donat und das Doctrinale gebraucht worden waren. Als Gründe der Gewährung bezeichnet der Bischof selbst die Zunahme der Bevölkerung in der Stadt und der dort nach höherem Unterricht Verlangenden, sowie den Wunsch, den Gottesdienst der anstossenden Kirche durch eine grössere Anzahl von Sängern glänzender zu machen. Nach anderer Annahme freilich hat der Rath der Stadt die steten Geldverlegenheiten des prachtliebenden und verschwenderischen Prälaten benutzt, um das Zugeständniss von ihm zu erkaufen. Aber mit dem Domscholasticus zu Breslau war weniger leicht fertig zu werden. Derselbe nahm das nach kirchlicher Ordnung ihm zustehende Recht, den Rector der St. Petersschule zu ernennen, in Anspruch, und der so entstandene Process erreichte sein Ende erst im Jahre 1365, indem man sich dahin verglich, dass die Stadt das Recht der Ernennung, der Scholasticus das Recht der Bestätigung haben sollte. Eine zweite Pfarrschule in Liegnitz (an der Marienkirche) scheint erst in den Anfängen der Reformationszeit mit der höheren Schule bei St. Peter vereinigt worden zu sein [1]). — Eine ähnliche Erhöhung wie diese Schule erfuhr um das Jahr 1420 die Pfarrschule bei St. Jakobi in Neisse, wo der Pfarrer und der Rath in freundlicher Verbindung zu dem Beschlusse kamen, an dieser Anstalt hinfort nicht bloss Grammatik und Rhetorik, sondern auch Philosophie lesen zu lassen. Besondere Gesetze erhielt dieselbe 1498 durch den Rector Kaspar Brauner; es wirkten damals an ihr neben dem Rector zwei Baccalaureen, ein Cantor und ein Signator [2]). Wie strebsam in den letzten Zeiten des

1) Kraffert, Gesch. des evangelischen Gymnasiums zu Liegnitz (1869) S. 49 ff.

2) Kastner, Aus der Gesch. des Pfarrgymnasiums in Neisse (1865) S. 3 f., 7 ff.

Mittelalters das Bürgerthum in Schlesien war, dürfte auch daraus sich ergeben, dass in Jauer um das Jahr 1500 die Anordnung bestand, es solle, wer nicht lesen und schreiben könne, vom Bürgerrechte fern gehalten werden [1]).

In den westlich angränzenden Lausitzen suchte besonders seit dem vierzehnten Jahrhundert die den deutschen Schlesiern stammverwandte Bevölkerung der Städte in gleicher Weise emporzukommen. Zu besonderer Blüthe gelangten im vierzehnten Jahrhundert die Sechsstädte der Oberlausitz, die besonders seit 1346 im Kampfe mit einem scheelsüchtigen und rauflustigen Adel fest zusammenhielten und durch regen Verkehr einen Wohlstand gewannen, der ihnen auch den Königen gegenüber eine festere Stellung gab. Vor den anderen erhob sich Görlitz, das bereits in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts neben der Schule der Franciscaner eine andere Schule bei der Pfarrkirche St. Nikolai errichtete. Dieselbe scheint eine den gehobneren Schulen Schlesiens ähnliche Einrichtung erhalten zu haben; im fünfzehnten Jahrhundert hatte sie sechs Lehrer. Unter ihren Schulmeistern zeichnete sich vor allen Johannes Frauenburg aus, der 1462 aus Ostpreussen nach Görlitz kam, nach einigen Jahren aber Stadtschreiber und bereits 1474 Bürgermeister wurde, ein Mann von ungewöhnlicher classischer Bildung, mit Cicero, Livius und Sueton wie mit Horaz, Ovid, Tibull und Lucan bekannt († 1491 [2]). Zittau besass bereits im Jahre 1310 eine Schule in unmittelbarer Nähe des Kreuzhofes, worin der Comthur der in der Stadt und in der Umgegend zu grossem Besitz gelangten Kreuzherren (Johanniter), zugleich Pleban oder Stadtpfarrer, seinen Sitz hatte. Ihm überliess die Stadtgemeinde 1352 in aller Form die Aufsicht über die Schule, die ihm zunächst auch gebührte, indem man anerkannte, dass er besser verstehe, was zum Lehramt tauge; der Schulmeister aber wurde angewiesen, Furcht zu haben vor dem Comthur und Chor und

1) Wuttke, Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens I, 88.

2) Knauth, Das Gymnasium Augusteum in Görlitz (1765) S. 3 ff.; vgl. O. Kaemmel, Johannes Hass S. 39 f.

Schule nach Ehren und Weisheit zu halten und auch nach Rechte [1]). — In der Niederlausitz hatten die grösseren Städte wohl auch ihre Pfarrschulen; doch scheint keine davon Bedeutung gehabt zu haben. Für die Schule in Sorau wurde erst 1500 ein kleines Haus erbaut, und 1503 widmete ein Capellan der Stadt 80 Schock Groschen zu einer Stiftung, von deren Zinsen der Rath einen Magister oder Baccalaureus halten oder, wenn ein solcher nicht gehalten würde, die Armen unterstützen sollte [2]).

Viel Eifer für das Schulwesen gab sich im Meissnerlande und in Thüringen kund [3]). Das durch den Silberbergbau zu höherem Gedeihen erhobene Freiberg hatte eine besondere Schule bereits 1260 [4]). Chemnitz brachte es zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu einer besonderen Schule, Lössnitz um dieselbe Zeit; von Oschatz wissen wir, dass es 1365 eine Schule besass. Das als Wohnsitz sächsischer Fürsten bedeutende Altenburg hatte in ziemlich früher Zeit mehrere Lehranstalten, unter denen die Bartholomäusschule das meiste Ansehen genoss; dagegen richtete Torgau erst 1480 eine Schule ein, welcher Friedrich der Weise eine Stiftung für sieben Chorschüler hinzufügte, die Wohnung und Heizung als Beneficien erhalten sollten. Im Jahre 1493 wurde ein neues Schulhaus für die Anstalt erbaut, die um 1511 sehr besucht war und auch aus weiterer Entfernung Schüler erhielt [5]). Die Kreuzschule in Dresden

1) H. Kaemmel, Rückblicke auf die Gesch. des Gymnasiums in Zittau (1871) S. 3 f.

2) Kühn, Nachrichten der Sorauischen Schule I (1770) S. 9 und 11 f. Vgl. Worbs, Kirchen-, Prediger- und Schulgesch. der Herrschaften Sorau und Triebel (1803) S. 267 f.

3) Im Allgemeinen siehe Weisse, Museum der sächsischen Geschichte III, 1, 243 ff.

4) Möller, Freiberger Chronik II, 19. Es war eine Pfarrschule bei der Marienkirche. Aber der Pfarrer derselben erwirkte noch 1382 ein landesherrliches Verbot gegen die Errichtung irgend einer andern Schule neben der seiner Kirche. Vgl. Wilisch, Kirchengesch. der Stadt Freiberg.

5) Z. B. aus dem Vogtlande, s. Fiedler, Gesch. der lateinischen Schule und des Gymnasiums in Plauen (1855) S. 2.

wird zum ersten Male 1452 erwähnt; sie erhielt später in Ludwig Götz von Werdau einen tüchtigen Rector; derselbe stand in grossem Ansehen bei Albrecht dem Beherzten, begleitete als Capellan dessen Sohn Friedrich zu gelehrten Studien nach Siena und stand als Geistlicher auch dem Herzog Georg nahe. Leipzig erlangte zwar schon 1395 ein päpstliches Diplom zur Gründung einer Schule; aber das hartnäckige Widerstreben der Augustiner-Chorherren bei St. Thomas bewirkte, dass diese Schule (Nikolaischule) vor 1511 nicht eröffnet werden konnte [1]). Das erfreulichste Aufblühen der Schule sah Zwickau. Die erste sichere Erwähnung dieser Stadtschule, die neben der dortigen Franciscanerschule sich erhob, stammt zwar erst aus dem Jahre 1372; aber sie war sicher beträchtlich älter und gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gelangte sie zu so glänzender Entwickelung, dass man ihre Schüler nach Hunderten zählte [2]). Im nahen Plauen im Vogtlande scheint die etwa seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bestehende Schule dem dort begüterten deutschen Orden ihre Entstehung zu verdanken [3]). Die um dieselbe Zeit aufblühenden Bergstädte Annaberg, Marienberg und Schneeberg gaben sich rasch auch Schulen, die bald Wohnstätten des Humanismus wurden [4]). — Für Thüringen kommt

---

1) Gersdorf, Beiträge zur Gesch. der Universität Leipzig (1869) 89 und Lipsius, Die Nicolaischule in Leipzig im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1872) 4 ff. Sachse, Das Thomaskloster in Leipzig (1877) 23.

2) Lehrer an dieser Anstalt war um jene Zeit der spätere berühmte Bürgermeister von Görlitz, Johannes Hass, der am alten Glauben so entschieden festhielt, Gersdorf, S. 89. Kaemmel, Hass S. 47; Schüler Joh. Hess aus Nürnberg, der als Reformator von Breslau so hohe Bedeutung erlangte.

3) Fiedler, Beiträge zur Gesch. der Stadt Plauen i. V. S. 27 f.

4) Uebersicht bei H. Kaemmel, Das Schulwesen der sächsischen Städte in den letzten Zeiten des Mittelalters, im 39. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins. Zu der dort aufgeführten Literatur sind jetzt nachzutragen: im Allgem. Tittmann II, 70 ff., für Altenburg v. d. Gabelentz, Die Schulen der Stadt Altenburg vor und während der Zeit der Reformation, und die Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes VI, 2, für Zwickau Herzog, Gesch. des

ganz besonders Nordhausen in Betracht. Diese Stadt, im Jahre 1220 durch Kaiser Friedrich II. zum Range einer Reichsstadt erhoben, sah durch denselben auch an die Stelle des aufgehobenen Nonnenklosters das weltliche Mannsstift zum heiligen Kreuz gesetzt, mit welchem alsbald auch eine Stiftsschule sich verband. Als aber diese der an Umfang, Volkszahl und Wohlstand zunehmenden Stadt nicht mehr genügte, stiess das Bemühen des Rathes, eine neue Schule (als Stadt- oder Parochialschule) zu erlangen, bei dem vom Mainzer Erzbischof unterstützten Stifte auf harten Widerstand. Obwohl nun die Bürgerschaft 1319 vom Papste Johann XXII. eine Bulle erwirkte, durch welche ihr Erlaubniss gegeben wurde, neben der Stiftsschule eine andere Schule an der Pfarrkirche St. Petri oder bei einer anderen Kirche der Stadt zu erbauen und einen Schulmeister anzustellen, so fügten sich doch die Stiftsherren nicht, und in dem dann entbrennenden Streite zwischen Klerus und Bürgerschaft, der innerhalb beider Stände wieder besondere Parteiung hervorrief und in den Kampf zwischen Johann XXII. und Kaiser Ludwig IV. sich hineinzog, war die neue Schule ein Hauptgegenstand der leidenschaftlichen Verhandlungen. Als dann 1324 die Bürger gegen den Klerus in wildem Tumulte sich erhoben und die Mehrzahl der verhassten Pfaffen aus der Stadt gejagt hatten, fiel Bann und Interdict auf die Stadt, die von der Bürgerschaft erbetene Hilfe des Papstes erwies sich als unwirksam, da die benachbarten Fürsten, Grafen und Ritter aus Hass gegen die Reichsstadt dem Klerus ihre Unterstützung liehen, und zuletzt (1326) musste die Stadt sich beugen, obwohl die vom Mainzer Erzbischof Matthias erkauften Bedingungen noch als erträglich erscheinen konnten. Allein der Hader über die neue Schule dauerte fort[1]. Der Rath liess sie endlich eingehen und errichtete dafür eine andere bei der Jakobskirche

Zwickauer Gymnasiums, S. 3 ff., 18 f., für Schneeberg Lempe, M. Wolfgang Fues (1877) S. 5—7.

1) Förstemann, Nachrichten von den Schulen zu Nordhausen vor der Reformation S. 4 ff.

in der Neustadt, die bis an das Ende des Mittelalters sich erhielt, aber in den Wirren des Bauernkrieges versank.

In Erfurt, der Metropole Thüringens, hat es die anscheinend ausreichende Thätigkeit der Stiftsschulen bei der Kirche Beatae Mariae Virginis und bei St. Sever oder auch die Uebermacht des Klerus zur Entwickelung einer besonderen städtischen Schule nicht kommen lassen. Die Stiftsherren entzogen sich der Pflicht des Unterrichts gewiss auch hier; aber an geschickten Lehrmeistern fehlte es doch nicht, und für sie trat unter Umständen auch die städtische Behörde ein. In dieser Beziehung ist die Nachricht einer handschriftlichen Chronik vom Jahre 1339 beachtenswerth: „Es war zwar noch keine hohe Schule in ganz Deutschland, doch funden sie je zuweilen Scholastici und Canonici, welche der Jugend Deutsch, Lateinisch, den Catechismum und die christliche Religion lehrten; ein solcher Scholaster war im Stift Beatae Mariae Virginis an einer öffentlichen Schule und noch andere Clerici, die die Knaben im Hause informirten; die nahm dann der Rath der Stadt in Schutz, damit das Studiren befördert werden möchte“. Schon 1259 wird ein Rector Scholarum St. Severi erwähnt, der zum Pfarrer jener Kirche erwählt worden war. Dass die Gründung der Universität in Erfurt für die Stiftsschulen in besonders anregender Weise wirkte, versteht sich von selbst [1]. — Andere Städte Thüringens hatten wenigstens Pfarrschulen. So bestanden deren drei in Eisenach; die bedeutendste war jedenfalls die an der Georgenkirche, in welcher Luther unterrichtet wurde und zum ersten Male ein Gefühl seiner Kraft gewann [2].

In dem mit Thüringen längere Zeit eng verbundenen Hessen hat es an manchen Orten Parochialschulen, aber wohl nur sehr wenige Stadtschulen im eigentlichen Sinne gegeben. Kassel hatte neben der Schule des Martinstiftes allerdings noch drei andere Lehranstalten, in der Altstadt, in der Neustadt und auf der Freiheit; aber nur für die beiden ersteren

1) Weissenborn, Hierana I, 5 ff.
2) Jürgens, Luther I, 273 ff.

scheint der Rath einigermassen gesorgt zu haben, wie er auch die Schulmeister für sie bestellte, während die dritte von Kloster Aneberg unterhalten wurde. Leben kam in das Schulwesen dieser Stadt erst durch die Hieronymianer [1]). Zu Grünberg im Oberlahngau scheint zwischen dem dortigen Chorherrenstifte und dem Rathe der Stadt über die Schule, wie in so vielen Städten, gestritten worden zu sein; aber 1466 kam es auch hier zu einem Vergleich, nach welchem der Rath den Schulmeister einsetzen, der Pfarrer und das Stift aber ihn ohne Einsprache annehmen und bestätigen sollten, „wie es Herkommen von Alters her" [2]).

In Westfalen hatte die Kirche so lange eine unbestrittene Macht nach allen Seiten ausgeübt, dass von Versuchen der städtischen Behörden, eigene Schulen zu errichten, kaum die Rede sein konnte. Am wenigsten in den bischöflichen Städten, wo Dom- und Stiftsschulen, auch wenn sie selbst herabgekommen waren, das Emporkommen neuer Schulen gar leicht zu hindern vermochten. Sehr bedeutsam erscheint der Erlass des Erzbischofs Philipp von Köln (1508—15) an die Geistlichkeit der Diöcese Minden, worin die Errichtung einer Schule an Orten, wo nicht eine Stiftskirche sich befinde, als unvernünftig und schädlich verboten, ja mit dem Banne bedroht wird [3]). Doch scheint in Dortmund die St. Reinoldischule, welche später eine Pflegestätte des Humanismus wurde, früh unter städtischem Patronate gestanden zu haben, wie aus wunderlichen, doch urkundlich bezeugten Thatsachen aus dem Jahre 1287 zu erkennen ist. Dortmund hatte nämlich mit dem Dechanten der Kirche Mariae ad gradus in Köln einen Streit über das Präsentationsrecht des Rathes bei Besetzung der geistlichen Stellen in der Stadt. Als nun der Process in erster Instanz verloren war, beauftragten die als Appellinstanz ernannten Commissare neben dem Rector der Benedictiner-

1) Weber, Gesch. der städtischen Gelehrtenschule zu Cassel (1846) S. 5 ff.

2) Meister, Die deutschen Stadtschulen und der Schulstreit im Mittelalter S. 17.

3) Gersdorf S. 89.

kapelle den Rector der St. Reinoldischule Meister Heinrich, dem Dechanten die Ladung zuzustellen. Meister Heinrich begab sich nun nach Köln, lauerte dort auf der Treppe vor Mariae ad gradus dem Dechanten auf und las ihm die Vorladung nebst der Urkunde über Ernennung der Appellrichter vor. Er that dies recht eigentlich im Dienste seiner Stadt. Uebrigens handelte es sich bei diesem Streite sicherlich auch um die Stellung der Schule [1]). Sehr unbedeutend war die Stadtschule in Siegen, wo auch eine dürftige Franciscanerschule bestand. Sie hatte nur zwei Lehrer, den Schulmeister, welcher vom Rathe der Stadt um das Schulgeld der Knaben und eine Steuer von drei Rädergulden zu einem Rock gemiethet war, und einen vom Schulmeister angenommenen Gesellen. Der Unterricht beschränkte sich ohne Zweifel auf die Elemente [2]). Genauere Nachrichten fehlen uns über die Schulen in Minden, Borken, Ahlen, Warendorf, Osnabrück, Hamm und Soest [3]).

Auch in den Rheinlanden konnten neben den zahlreichen Lehranstalten an Domen, Collegiatstiften und Klöstern städtische Schulen nur ausnahmsweise zu einer gewissen Geltung sich erheben. Dies gilt aber von der Schule in Wesel, wo bereits 1342 eine lateinische Schule vorhanden war. Diese hiess die „grosse“ Schule, weil sie mit der „grossen“ Kirche (der St. Wilbrordi-Kirche) in enger Verbindung stand; aber das Patronatrecht übte der Rath der Stadt, weil sie aus städtischen Mitteln unterhalten wurde. Sie gehörte ohne Zweifel zu den bedeutendsten Lehranstalten am Niederrhein und führte über die Elemente weiter hinauf, wie dies der Wichtigkeit dieser grössten Stadt der clevischen Lande entsprach, die durch ihren Verkehr mit den Niederlanden aus diesen wohl auch in geistiger Beziehung starke Anregungen

1) Döring, Geschichte des Gymnasiums zu Dortmund I (1872), S. 16 f.

2) Lorsbach, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen lateinischen Schule zu Siegen I (1841), S. 7.

3) Parmet, Rudolf von Langen (1869) S. 72.

empfing [1]). Keine andere Stadt der Rheinlande hatte ihr Schulwesen so unabhängig erhalten, weshalb dann auch im Zeitalter des Humanismus die grosse Schule von Wesel neben der Stiftsschule von Emmerich so einflussreich werden konnte.

Indem wir Stadtschulen aufzufinden suchen, gelangen wir rasch in die Landschaften am Oberrhein. Als eine Stadtschule aber hat die Neckarschule in Heidelberg zu gelten, die vielleicht noch vor 1200 gegründet war und im wesentlichen vom Rathe der Stadt unterhalten wurde, wenn ihr auch zwei Präbenden von dem reichen Stifte zum heiligen Geist Unterstützung boten [2]). Die Begründung der dortigen Universität musste für diese Schule von besonderer Wichtigkeit sein.

Das nach der Auflösung des Herzogthums Schwaben in einer so bunten Mannigfaltigkeit von grösseren und kleineren Gebieten erscheinende südwestliche Deutschland hatte zumal in seinen Reichsstädten Stadtschulen in grosser Zahl. Von Heidelberg aus neckaraufwärts gehend, gelangen wir zunächst nach Heilbronn. Dort wirkte im Uebergange zur neuen Zeit (1492—1527) als tüchtiger Schulmann Konrad Költer (Kolter), der Lehrer von Oecolampadius, Schnepf, Leonhard Fuchs. Er erklärte seinen Schülern die Komödien des Terenz und die Oden des Horaz; als man aber auch Unterricht im Griechischen und Hebräischen von ihm verlangte, zog er sich zurück [3]). Hall hatte um dieselbe Zeit eine gehobenere lateinische Schule. Dagegen wird in Esslingen ein Rector puerorum bereits 1279 erwähnt, und damals gab es einen Rector scholarum auch in Balingen, einen Schulmeister in Reutlingen. Die bedeutendste Stadtschule aber hatte Ulm,

---

1) Heidemann, Vorarbeiten zu einer Gesch. des höheren Schulwesens in Wesel I (1853), S. 2 ff., II (1859), S. 2 ff. Wesel, einst freie Reichsstadt, später unter die Herrschaft der Herzöge von Cleve gekommen, bewahrte auch in den letzten Zeiten des Mittelalters den Landesherren gegenüber eine fast reichsunmittelbare Stellung.

2) Hautz, Gesch. der Neckarschule in Heidelberg (1849) S. 8 ff.

3) Finckh, Verzeichniss der Lehrer an der Gelehrtenschule zu Heilbronn (1858) S. 2 ff.

wo ein Rector puerorum zuerst im Jahre 1294 vorkommt; als dann 1383 das Kloster Reichenau der Stadt das Präsentationsrecht zur Pfarrstelle überliess, gestattete es ihr auch, den Schulmeister, den sie bereits seit längerer Zeit präsentiren durfte, nach Gutdünken ein- und abzusetzen. Seitdem gelangte die Schule zu grossem Rufe und wurde auch von Fremden in grosser Zahl besucht. Weil dies jedoch für den Rath Veranlassung wurde, jedem, der sich züchtig und ehrlich halte, die Aufrichtung einer „gemeinen Schule" zu gestatten, so brachte dies der Hauptschule auch in disciplinarischer Beziehung Schaden; dennoch behauptete sie ihren alten Ruhm bis in das sechzehnte Jahrhundert [1]. Sehr bezeichnend ist, dass Graf Eberhard im Bart 1495 den in seiner Hauptstadt Stuttgart wirkenden Schulmeister Hans Wetter dem Ulmer Rathe zum lateinischen Schulmeister empfahl, womit er doch anerkannte, dass die Ulmer Schule höher stehe; Wetter war ein geborner Württemberger, hatte früher in Memmingen gelehrt, dann den Prinzen Ulrich unterrichtet und an der Schule zu Stuttgart sich ganz wohl gehalten [2].

Im österreichischen Breisgau entwickelte sich Freiburg im Genusse bürgerlicher Freiheit und Selbstverwaltung und bei reger Gewerbthätigkeit sehr rasch zu fröhlichem Gedeihen, so dass dann auch das Bedürfniss einer besseren Schulbildung lebhaft empfunden wurde und in angemessener Weise befriedigt werden musste. So viel steht nun urkundlich fest, dass die Stadt noch vor dem Jahre 1271 eine eigene Schule hatte, welcher auch die bereits früher herbeigerufenen Dominicaner und Franciscaner keinerlei Concurrenz bereiteten. Dass dieselbe aber höher strebte und wirklich eine lateinische war, geht aus einer Verordnung des Rathes vom Jahre 1425

1) Kapff, Zur Gesch. des Ulmer Gymnasiums I (1858). Sie ist auch in dem von Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation S. 9 f. Erzählten gemeint.

2) Pfaff, Versuch einer Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens in Würtemberg (1842), gibt S. 6 ff. eine Fülle von Nachrichten über die Stadtschulen jener Gegenden, über Stuttgart S. 11 f., über Ulm S. 12 ff. Vgl. Holzer, Beiträge zur Gesch. des Stuttgarter Gymnasiums I (1864).

hervor, nach der jedermann seine Knaben, die über acht Jahre alt sind und gehörigen Unterricht erhalten sollen, in die rechte Schule und nicht in deutschen Unterricht (die Nebenschule) schicken soll. Als Freiburg Sitz einer Universität geworden war, musste dies auch dieser Schule zum Vortheile gereichen; in ihr hat der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius seine erste Bildung erhalten [1]). Belebenden Einfluss aber auf das Schulwesen der oberrheinischen Städte überhaupt hatte neben dieser Universität auch die von Basel. Wir nennen hier nur Breisach, Waldshut, Konstanz; selbst kleinere Städte würden anzuführen sein [2]).

Im östlichen Schwabenlande sind vor anderen Kaufbeuren, Memmingen, Augsburg und Nördlingen der Betrachtung werth. Aber es kehren auch hier fast überall die oft berührten Verhältnisse wieder, weshalb wir an dieser Stelle uns darauf beschränken, an sie erinnert zu haben [3]).

Die bedeutendste Stadt Frankens, Nürnberg, unter den deutschen Reichsstädten südlich vom Main den allermeisten voranstehend, hatte bereits im vierzehnten Jahrhundert neben der Schule im Schottenkloster bei St. Aegidien drei andere Schulen: bei St. Sebald, bei St. Lorenz und beim neuen Spital. Doch scheinen diese in ihrer Entwickelung hinter der sonst in dieser Stadt herrschenden geistigen Regsamkeit zurückgeblieben zu sein. Freilich kam es im Jahre 1485 zu einer Reform des städtischen Schulwesens; aber der Zustand war noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nicht erfreulich, und als es sich darum handelte, eine dem Geiste der neuen Zeit entsprechende Bildungsanstalt zu schaffen, fehlte es in

---

1) Bauer, Die Vorstände der Freiburger Lateinschule (1867) S. 1 ff.

2) Ueber Konstanz s. Bender, Beiträge zur Gesch. der Studien in Konstanz I.

3) Für das Schulwesen dieser Gegenden ist belehrend Schellhorn, Beiträge zur Erläuterung der Geschichte, besonders der schwäbischen Gelehrten- und Kirchengeschichte (Memmingen 1778); über Memmingen Stück II, S. 120 ff. Ueber Nördlingen sehr befriedigend Beyschlag, Versuch einer Nördlinger Schulgeschichte (1793) St. I, S. 12 ff.

der Stadt selbst an den zum Neubau erforderlichen Elementen[1]). In den übrigen Städten der Landschaft konnte es an gewissen Ansätzen zu einem weiter führenden Schulwesen nirgends ganz fehlen; aber bedeutsamere Momente vermöchten wir wenigstens nicht aufzuzeigen.

Mindestens ebenso gut stand es in Bayern, wo doch auch die klerikalen Schulen, zumal die Klosterschulen, wie schon erwähnt ist, nicht völlig herabgekommen waren. Allein selbst über München fehlt es an Nachrichten, die ein bestimmteres Bild gewinnen liessen. Wenn dabei Günthner, dessen Bienenfleiss auch die kleinsten Notizen nicht übersehen hat, versichert, dass es im späten Mittelalter kaum ein Städtchen oder einen Markt gegeben habe, wo nicht eine lateinische Schule anzutreffen gewesen, und dafür wirklich (selbst aus den Hausrechnungen von Tegernsee) manche beachtenswerthe Beispiele anführen kann[1]), so ist damit die Existenz von Stadtschulen in besserem Sinne doch nicht erwiesen. Manche Angabe gestattet übrigens die Vermuthung, dass sie auf einen etwas besseren Privatunterricht sich beziehe. Ueber Städte wie Landshut, Straubing, Ingolstadt, selbst über Regensburg gebricht es uns an ausreichender Belehrung. Auch die bischöfliche Stadt Eichstädt hatte nur eine nothdürftige Stadtschule seit 1303[2]).

Die österreichischen Lande waren reich an geistlichen Stiften und Studienanstalten, aber von bedeutenderen Stadtschulen ist wenig zu sagen. Wien führt die Entstehung (oder vielleicht nur Bestätigung) seiner ältesten Schule, der Schule bei St. Stephan, auf die von Kaiser Friedrich II. der Stadt im Jahre 1237 ertheilten Handfeste zurück, wonach die Ernennung des Schulmeisters in den Händen der Landsherren liegen, die Wahl der andern Lehrer aber jenem überlassen sein

1) Heerwagen, Zur Gesch. der Nürnberger Gelehrtenschulen von 1485—1526 (1860) S. 5 ff. Vgl. Hoffmann, Hans Sachs S. 13 ff. Dass man in Nürnberg mathematischen Unterricht haben konnte, einen anderwärts seltenen Artikel, kann nicht auffallen. Vgl. Günthner III, 68 f.

2) Günthner II, 68 ff.

3) Sax S. 144.

sollte, doch unter dem Beirathe umsichtiger Männer der Stadt; aber Stadtschule wurde die Anstalt erst im Jahre 1296, als Herzog Albrecht I. das alte Recht der Fürsten in Oesterreich, den Schulmeister zu bestellen, der Stadt überliess. Ueber die Beschaffenheit des Unterrichts fehlt es an Nachrichten. Seit der Stiftung der Universität Wien im Jahre 1365 begann wie für das geistige Leben Oesterreichs, so auch für diese Schule eine neue Periode. In dem die Universität bestätigenden Diplome von 1384 wurde verordnet, dass in der alten Schule bei St. Stephan der Unterricht in den freien Künsten von vier Meistern ertheilt, einer von ihnen aber Rector der Knaben sein sollte; ihre Besoldung sollten sie sämmtlich von der gemeinen Stadt erhalten, dem Rector aber wurde das Recht wieder zugesprochen, den Schulmeister bei St. Michael und im Spitale zu bestellen, sofern dadurch dem Ansehen der Universität kein Abbruch geschehe, ohne seine Zustimmung aber dürfe fortan keine neue Schule in Wien errichtet werden[1]).

Ausserhalb Wiens besass z. B. die Doppelstadt Krems-Stein eine Stadtschule, über deren Disciplin die Stadtrechtsurkunde Herzog Rudolfs III. vom Jahre 1305 charakteristische Bestimmungen trifft und die um 1317 auch von Schülern aus Bayern und selbst aus Norddeutschland (Altona) besucht wurde. Die Stadtschule von Graz bei der Deutschordenskirche zu St. Kunigunden am Lee datirte ihren Freibrief als solche aus der Zeit Kaiser Rudolfs I. In Kärnten besassen Klagenfurt und Villach seit dem vierzehnten Jahrhundert städtische Schulen. Letztere zumal stand in solchem Rufe, dass der berühmte Arzt und Chemiker Paracelsus es nicht verschmähte, dort zu unterrichten, und der später in Wien als Professor lebende Joachim von Wadt (Vadianus), als Mathematiker, Geograph, Arzt und Philosoph gleich ausgezeichnet, in Villach

1) v. Geusau, Gesch. der Stiftungen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Wien (1803) S. 1 ff. Aschbach, Gesch. der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1865) S. 7, 40. Vgl. Krones, Gesch. Oesterreichs III, 75. Mayer, Gesch. der geistigen Cultur in Nieder-Oesterreich (1878) I, 84. 88 ff.

eine Anstellung suchte und fand. In Krain ist in Laibach eine Stadtschule für das fünfzehnte Jahrhundert urkundlich bezeugt [1]).

In Böhmen hatte das slavische Volksthum durch die Einsetzung des erblichen Königthums (1198), woran sofort auch der Gedanke an die Erhebung des Bisthums Prag zu einem Erzbisthum und die Auflösung des kirchlichen Verbandes mit der Metropole Mainz sich schloss, allmählich solche Stärke gewonnen, dass die Einwanderung deutscher Ansiedler unter Wenzel I. und Ottokar II. von der Mehrheit der Bevölkerung eher mit Aerger angesehen als begünstigt wurde. Trotzdem verschaffte die Dynastie der Luxemburger, zumal die glänzende Regierung Karls IV. dem deutschen Wesen immer grössere Geltung, und so entwickelte sich auch in den zahlreichen deutschen Stadtgemeinden das städtische Schulwesen ganz so wie im Innern Deutschlands. Schon als Ottokar II. den deutschen Bürgern, welche die Neustadt Prag anlegten, auch die Erlaubniss ertheilte, eine eigene Schule zu gründen, bestanden ausserhalb Prag mehrere Anstalten dieser Art. Der von Saaz geschieht zuerst im Jahre 1256 urkundliche Erwähnung, wie denn auch eine Urkunde vom Jahre 1335 ihrer als einer sehr alten gedenkt; auch erscheint hier die Bürgerschaft ganz besonders besorgt, durch Stiftungen und Schenkungen aller Art sie besser auszustatten; zumal ihre Rectoren bekleideten fast ständig die Würde des städtischen Notars (Kanzlers). Unter Karl IV. werden die Schulen von Saaz, Königgrätz, Leitmeritz und Laun als besonders hervorragend bezeichnet, wiewohl z. B. von der zu Leitmeritz jede nähere Nachricht fehlt [2]).

---

1) Die Kremser Urkunde theilt aus dem Original zum ersten Male vollständig mit J. Strobl, Die Städte Krems und Stein im Mittelalter (Jahresbericht der Landes-Oberreal- und Handelsschule in Krems 1881) S. 54 ff. Vgl. im Uebrigen Krones III, 75. O. Zimmermann, Zur Gesch. der deutschen Bürgerschule im Mittelalter (1878) S. 6 f.

2) Katzerowsky, Die Saazer Schule, in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen XII (1874), 242 f. Vgl. L. Schlesinger, Das Urkundenbuch von Saaz, a. a. O. XI (1873), S. 3. Lippert, Geschichte der Stadt Leitmeritz S. 127. Die Existenz einzelner

Die Errichtung der Universität Prag förderte das Schulwesen im ganzen Lande natürlich durch die bessere Ausbildung der Lehrkräfte.

Je höher nun aber die Bedeutung des böhmischen Deutschthums stieg, desto schärfer bildete sich zwischen den beiden Nationalitäten der Gegensatz heraus, der schliesslich auch Karls grossartige Schöpfung, die Universität Prag, zerriss und im Hussitensturme eine furchtbare Reaction gegen das Deutschthum losbrechen liess. Ihr erlagen wohl auch die deutschen Stadtschulen zum Theil, doch lässt sich z. B. die Existenz der in Saaz und in Leitmeritz bestehenden auch für diese Periode nachweisen, wiewohl beide Städte, und namentlich Saaz, czechisirt wurden [1]). Die den Hussitenkriegen folgende Zeit hat in Böhmen jene in mehr als einer Beziehung erfreuliche geistige Cultur mit durchaus national-czechischem Gepräge zur Entwickelung gebracht, auf welche die Böhmen noch jetzt mit Stolz blicken. Das Beste haben dabei die böhmischen Brüder gethan, die in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts immer bestimmter von den Utraquisten sich lossagten und dann auch unter mannigfacher Bedrängniss ihr besonderes Unterrichtswesen einrichteten und behaupteten [2]). Die Universität Prag gewann die frühere Bedeutung nicht wieder, übte indess doch auf die Schulen im Lande einen zusammenhaltenden Einfluss aus.

In Mähren, wo das Deutschthum in eigenthümlicher Kraft sich behauptete [3]), kamen die Stadtschulen von Olmütz und Iglau zu kräftiger Entwickelung. In Olmütz errichtete der Magistrat bereits 1288 in der Vorstadt Laska eine Schule, worin aber nur Lesen und Schreiben gelehrt wurde; doch in der Mitte des folgenden Jahrhunderts

---

Stadtschulen in Böhmen schon während des dreizehnten Jahrhunderts ergibt sich auch aus der Urkunde bei Palacky, Formelbücher I, 311. Friend, Kirchengesch. Böhmens II, 342 f. behandelt die Sache nur ganz im Allgemeinen.

1) Ueber Saaz siehe Katzerowsky a. a. O. 243; über Leitmeritz Lippert a. a. O. 309.

2) Gindely, Gesch. der böhmischen Brüder I, 81. 120 ff.

3) Vgl. Chlumecky, Karl von Zěrotin S. 2 f.

hatte man es bis zum Unterrichte in der Grammatik und Logik gebracht. Das Gedeihen der Anstalt steigerte sich im fünfzehnten Jahrhundert, wie auch die Uebertragung derselben in die Stadt zur Kirche St. Mauriz mit Einwilligung des Papstes Paul II. (1465) erfolgte. Allein weiterem Gedeihen widersetzte sich der Scholasticus der Domkirche, der in Sorge gerieth um den Bestand seiner Schule, und wirklich brachte er es 1468 dahin, dass die Schule bei St. Mauriz in das Verhältniss eines Filials der Domkirche trat und fortan nur solche Schüler aufzunehmen versprach, welche der Rector der höheren Schule ihr zuweisen würde; Sixtus IV. hat dann dem Domcapitel gegenüber der städtischen Behörde zu vollständigem Siege verholfen. Nichtsdestoweniger blieb die Stadtschule im Besitz eines grossen Ansehens; im Jahre 1492 zählte sie 516 Schüler, und bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dauerte ihre Blüthe [1]). In Iglau bestand durch das ganze vierzehnte Jahrhundert eine ziemlich gut organisirte Schule unter geistlicher Leitung. Als aber der Unterricht derselben vernachlässigt wurde, übertrug der Rath das Schulmeisteramt dem Notarius Nikolaus. Hiergegen erhob dann freilich der Pfarrer Einspruch. Indess schlichtete Kaiser Karl IV. im Jahre 1374 den Streit so, dass Nikolaus sein Amt behalten, künftig aber der Rector vom Pfarrer, doch nur mit Zustimmung der Stadtgemeinde, angestellt werden sollte. Der später eintretende Verfall des Prämonstratenserstifts Selau, das die Stelle des Pfarrers in Iglau zu besetzen hatte, gab dem Rath der Stadt bei der Verwaltung der Schule immer grössere Macht. Uebrigens scheint der Unterricht dieser Anstalt über die Elemente nicht sonderlich hinausgegangen zu sein [2]). Von anderen Städten fehlt es uns an ausreichender Kunde.

Ueberall offenbart sich so ein Aufstreben zu einem den allge-

1) d'Elvert S. XV f.

2) Klumper, Gesch. des Gymnasiums zu Iglau (1853) S. 12. Werner, Die Verhältnisse des Selauer Prämonstratenserstifts zu Iglau, in den Mittheilungen des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen VI, 133 f. Wallner, Gesch. des k. k. Gymnasiums zu Iglau (1880) S. 7 ff.

meineren Bedürfnissen entsprechenden Unterrichtswesen, weil die klerikalen Schulen doch immer wieder und vorzugsweise den besonderen Standesinteressen dienten und kein lebendiges Verständniss von dem, was der Bürgerstand brauchte und suchte, bei ihren Lenkern und Lehrern vorhanden war. Aber bei den so zahlreichen Versuchen, neben den klerikalen Lehranstalten andere und eigene zu erhalten, blieb man doch überall in Unklarheit über die Aufgaben, die man sich zu stellen hätte, und über die Mittel, die aufgeboten werden müssten. Von allgemeinen pädagogischen Erwägungen oder Grundsätzen war niemals die Rede. / Man findet auch nicht, dass der in dem volksthümlichen Schriftwesen zuweilen so stark und sicher hervortretende Geist freierer Sittlichkeit, der gegenüber dem in öder Superstition verkommenen Kirchenthum scharf genug sich aussprach, in den Schulen irgendwie wirksam geworden wäre. Für diese fand man zunächst doch keine besseren Normen und Formen, als der Klerus für seine Schulen bisher aufgestellt hatte; ja die besten Lehrer, die für die Stadtschulen zu gewinnen waren, gehörten dem Klerus an oder strebten danach, in seinen Reihen eine lohnendere Stellung zu erhalten, und was sie wussten, das hatten sie in den Schulen der Kirche gelernt; was sie lehrten, das führte der Kirche zu. Ja diese Lehrer fühlten sich ganz im Dienste der Kirche, der sie wirklich auch beinahe Tag für Tag an heiliger Stätte bei ihren Cultusacten Unterstützung liehen [1]). Nichtsdestoweniger war in den Stadtschulen der Anfang einer neuen Entwickelung gegeben. Schon ihr Vorhandensein war ein Beweis, dass es mit den klerikalen Schulen nicht mehr gehe und ein Neues sich vorbereite, und als der Geist einer neuen Zeit mächtig erregend durch die Welt ging, waren an vielen Orten Anknüpfungspunkte für wirklich neue Bestrebungen gegeben. Uebrigens dürfen wir für manche Kreise doch an-

1) Die Unklarheit über Ziel und Mittel in den Stadtschulen führte übrigens doch in manchen Städten noch zu sogenannten „Beischulen“ (Winkelschulen, Klippschulen). Interessantes siehe bei Nettesheim S. 81 ff. Auch besondere Mädchenschulen entstanden, doch meist als Privatschulen, S. 84 f.

nehmen, dass, wenn auch bei der Art, wie die Stadtgemeinden ihr Bedürfniss, neue Schulen zu erhalten, vor den geistlichen Behörden begründeten, nur ganz äusserliche Verhältnisse bestimmend zu wirken schienen, doch eben nur kluge Vorsicht die Unzufriedenheit mit den klerikalen Schulen verhüllte und die in vielen Fällen sehr berechtigten Klagen über Fahrlässigkeit des Klerus zurückhielt. Der Klerus aber hatte zuweilen doch wohl auch ein regeres Gefühl von den Unterlassungssünden, deren er sich schuldig machte, und sein Widerstand gegen die Versuche, neue Schulen zu errichten, kam dann vielleicht nicht bloss aus der Sorge, dass eine die äusserlichen Interessen schädigende Concurrenz sich aufthun werde, sondern zugleich aus der geheimen Furcht, dass die neuen Schulen gelegentlich doch die Möglichkeit einer tiefergehenden Opposition darbieten könnten. Und als die Reformation die ganze Nation zu ergreifen begann, da wandte sich der Gewaltige, der sie in Gang brachte, vor allen an die Rathsherren der deutschen Städte mit der Aufforderung, dass sie Schulen gründen sollten. Wir wissen, welche Bedeutung nun die Stadtschulen gewannen.

Freilich, so lange diese Stadtschulen im wesentlichen doch Nachbildungen der klerikalen Schulen und Ersatz für sie blieben, dienten sie doch auch wieder den nächsten Bedürfnissen der bürgerlichen Kreise nicht. Daraus ergab sich, dass man Anstalten zu gewinnen suchte, die den Kindern des Volkes das zunächst Nothwendige, für das tägliche Leben Brauchbare nahe brachten. Und so entstanden Schulen, in denen man die Anfänge deutscher Schulen, eigentlicher Bürgerschulen erkennen kann. In solchem Zusammenhange verdienen zunächst die Schreibschulen unsere Aufmerksamkeit. Es war doch von entscheidender Bedeutung, dass der Rath von Lübeck zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts vier „Düdesche Scrifscholen“ (nach örtlicher Eintheilung auch Kirchspielschulen) errichtete und der Kirchenbehörde die Zustimmung dazu abgewann[1]). Es kann auf-

1) E. Meyer, Gesch. des Hamburger Schul- und Unterrichtswesens im Mittelalter S. 123.

fallen, dass Hamburg bis zum Jahre 1402 sich Zeit nahm; erst damals erwirkte es von Bonifacius IX. die Erlaubniss zur Anlegung solcher Schulen, aber durch lange Jahrzehnte hatte es Streit mit dem Scholasticus[1]). Aehnlich war es in dieser Zeit mit Braunschweig. Wo aber die Privilegirten nachgaben, da suchten sie diese Schulen möglichst auf das Nächste zu beschränken. Indess hatten sich auch die (lateinischen) Stadtschulen bald über Vernachlässigung zu beklagen. Die meisten der im 14. und 15. Jahrhundert namhaft gemachten Schulen scheinen rein deutsche gewesen zu sein[2]). Allein in Hessen hatten schon im 13. und 14. Jahrhundert vierzehn Städte solche Schulen[3]). Wo es, besonders in grösseren Städten, zu öffentlichen deutschen Schulen nicht kam, entstanden seit dem Ende des 14. Jahrhunderts Privatschulen, die man auch „deutsche Schulen" nannte, freilich als Winkelschulen streng zu beschränken suchte.

Die Wirksamkeit solcher Anstalten ergibt sich daraus, dass das Schreiben beim deutschen Handwerkerstande eine fast allgemein verbreitete Kunst war[4]). Uebrigens schloss sich dem Unterricht im Schreiben und Lesen bald das Rechnen an, wie mit jenem auch die Anweisung zum Briefschreiben vielfach in Verbindung trat.

Nach allem darf man sagen, dass nach unten hin eine weiter und weiter greifende Bewegung ging, welche über die vom Klerus gezogenen Schranken hinausstrebte und die von diesem vernachlässigten Bedürfnisse auf mancherlei Weise, freilich mit unzulänglichen Mitteln zu befriedigen suchte.

---

1) Meyer S. 144 f.

2) Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. N. F., 112.

3) Landau, in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte IV, 275.

4) O. Zimmermann, Zur Gesch. der deutschen Bürgerschule im Mittelalter (1878) S. 28 ff.

IV.

Die Hochschulen.

Eine ganz andere Bewegung kam in das Unterrichtswesen Deutschlands durch die Gründung zahlreicher Hochschulen. Denn obgleich auch sie zunächst sehr entschieden unter klerikalen Einfluss gestellt wurden, ja in ganz besonderer Weise die Vertretung der hierarchischen Ordnung und der dadurch bestimmten Ansprüche zu übernehmen schienen, so begann mit ihrer Gründung doch die Emancipation der Wissenschaft von der Bevormundung der Kirche, es begann eine Entwickelung des geistigen Lebens, die, obgleich sie lange selbst von denen, die sie förderten, nicht nach ihrer Wichtigkeit erkannt und gewürdigt wurde, doch in immer bestimmteren Umrissen sich ankündigte. Die Kirche, welche durch lange Jahrhunderte Inhaberin und Pflegerin aller wissenschaftlichen Studien gewesen war, hatte doch allezeit der Wissenschaft allein die Aufgabe gestellt, die von ihr als abgeschlossenes System überkommene Summe positiver Lehren zu stützen, zu interpretiren, zu entwickeln; das aber, was die Wissenschaft irgendwie auf besonderem Fundamente aufzubauen unternahm, war nur geduldet und schliesslich, wo es sich thun liess, in den Zusammenhang des sonst Gebilligten aufgenommen worden. Aber die Geister, welche die Kirche selbst schulte, strebten über die Grenzlinien, die sie gezogen hatte, hinaus; man ahnte immer entschiedener, dass ganze weite Gebiete, auf denen Denken und Forschen sich bewegen konnte, eine

eigenthümliche Bearbeitung verlangten und Erfolge in Aussicht stellten, um welche die Kirche sich nie bemüht hatte und die doch für strebsamere Geister in hohem Grade bedeutsam erscheinen konnten. Indem aber damit und unter den Einwirkungen äusserer Verhältnisse der Kreis des Wissens weiter und weiter sich ausdehnte, dachte man freilich nicht daran, mit dem, was man ohne Anleitung und Unterstützung der Kirche gewann, gegen das von ihr Gepflegte in Opposition zu treten; man war vielmehr bereit, eine Verbindung zwischen jenem und diesem zu erhalten, durch ein gemeinsames Band alle Objecte des Wissens zu verbinden und dafür auch die uralte Classification der Wissenschaften, die in den kirchlichen Lehranstalten so lange gegolten hatte, festzuhalten. Aber dem weitergehenden Bestreben vermochte die Kirche mit ihren Kräften und Mitteln nicht zu folgen; ja der Verfall ihrer Lehranstalten musste gerade die besseren Vertreter und Lenker der Kirche geneigt machen, in dem von den Hochschulen Dargebotenen Gaben zu erkennen, die für die Zwecke der Kirche in bester Weise sich nutzbar machen liessen.

Indem wir diese Bemerkungen machen, wollen wir doch nicht sagen, dass der Eifer für freiere Bewegung und Entfaltung der Wissenschaft zu Gründung der Hochschulen geführt habe; noch weniger liesse sich behaupten, dass besonders ausgezeichnete, bahnbrechende Männer zu solcher Gründung den ersten Anstoss gegeben. Die weltlichen und geistlichen Fürsten sowie die städtischen Behörden, welche Hochschulen in's Leben riefen, wollten freilich einem tiefen Bedürfnisse der Kirche, für welche sie auch sonst thätig waren, gerecht werden und handelten in aufrichtiger Schätzung der Wissenschaft, die solchem Bedürfnisse entsprechen konnte; aber ihre Fürsorge trug doch zu sehr einen äusserlichen Charakter und unter den Beweggründen, welche sie bei der Gründung leiteten, wirkten auch sehr persönliche mit. Indess ist immerhin anzuerkennen, dass in den Stiftungsurkunden ein hoher und edler Geist sich ausspricht, welcher in solchen Gründungen ein besonders heilsames Werk erkannte und der an ihren für einen weiten Umkreis zu erwartenden Segnungen schon im voraus innig

sich freute. Zugleich treffen alle in dem Gedanken zusammen, dass der Kirche ein massgebender Einfluss auf diese Institute gebühre, die ja doch auch vorzugsweise von ihr zu den erforderlichen Dotationen ausreichende Mittel erwarten mussten. Die Hochschulen für Staatsanstalten zu erklären und einer besonderen Aufsicht zu unterwerfen, daran dachten auch diejenigen Fürsten nicht, welche ihnen eine lebhaftere Theilnahme zuwandten.

Bei solcher Anerkennung der kirchlichen Gewalt verstand es sich auch von selbst, dass die Stifter der Hochschulen von den Päpsten die Sanction ihrer Stiftungen erbaten, wodurch diese erst zum vollen unbestreitbaren Besitze der ihnen zugedachten Rechte zu gelangen schienen. So hatte denn wirklich bereits Clemens VI. dem ihm treu ergebenen Kaiser Karl IV. durch eine Bulle vom Jahre 1347 die Ermächtigung zur Gründung der Universität Prag gegeben; dieselbe Gunst hatte Urban V. im Jahre 1365 dem Herzog Rudolf IV. von Oesterreich erwiesen, als dieser in Wien eine Hochschule zu gründen unternahm. Und in solcher Weise erfolgte die päpstliche Bestätigung bei allen Universitäten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Es ist hierbei anzuerkennen, dass die Päpste, in richtiger Erkenntniss ihrer Stellung und Aufgabe, die sie als die obersten Beschirmer und Pfleger der geistigen Cultur in der Christenheit erscheinen liess, die Errichtung der Hochschulen mit Theilnahme begleitet und gefördert haben. Vor Allem aber sahen sie darauf, dass diese Anstalten von vornherein eine ihr Gedeihen sichernde Ausstattung erhielten, und was in dieser Beziehung von ihnen selbst ausgehen konnte, das gewährten sie. Sie bewilligten also besonders auch den einzelnen Facultäten das Recht, die akademischen Grade zu ertheilen, und die den Graduirten nach genau bestimmten Normen gegebene Befugniss, überall in der Christenheit zu lehren, an jeder anderen Universität eine Stätte öffentlicher Wirksamkeit zu suchen, war von solcher Bedeutung, dass aller höhere Unterricht über den Kreis des Gewöhnlichen hinausgerückt zu sein schien: die Wissenschaft selbst kam dadurch zu allgemeiner, von zu-

fälligen Begrenzungen und Hemmungen unabhängiger Autorität. Die kaiserliche Bestätigung ist der päpstlichen Sanction bei der Universität Prag vom Stifter selbst hinzugefügt worden; aber für Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Rostock, Ingolstadt hat man sie nicht als erforderlich angesehen und nicht erbeten. Erst Friedrich III. scheint es als eine Angelegenheit der obersten Reichsgewalt angesehen zu haben, neu gegründete Universitäten zu bestätigen; er that es bei Freiburg, Greifswald und Tübingen. Maximilian I. nahm dieselbe Befugniss in Anspruch, und auf dem grossen Reichstage zu Worms im Jahre 1495 hat er an die Kurfürsten die Aufforderung gerichtet, dass ein jeder in seinen Landen eine Universität begründen solle. Es war dann doch von eigenthümlicher Wichtigkeit, dass er 1502, ohne auf päpstliche Zustimmung zu warten, zur Gründung der Universität Wittenberg ein Privilegium verlieh und die Bestätigung durch einen päpstlichen Legaten erst nachgeholt wurde. Ebenso that der Kaiser bei der Universität Frankfurt a. O. im Jahre 1500 den ersten Schritt; die päpstliche Bestätigungsbulle folgte erst im Jahre 1506 [1]).

Dass die in den letzten Jahrhunderten gegründeten Hochschulen für das geistige Leben Deutschlands von ausserordentlicher Bedeutung gewesen sind, davon ist kaum sonderlich zu reden. Sie waren recht eigentlich Studia generalia, allgemeine Bildungsanstalten, die sehr verschiedenen Bedürfnissen entgegenkamen und, während sie freilich auch wissenschaftlichen Zwecken in höherem Grade dienten, vielfach auch unmittelbar für das Leben vorbereiteten [2]). Sie wurden ja Sammelplätze

1) Vgl. K. v. Raumer, Gesch. der Pädagogik IV, S. 4 ff. (4. Aufl.)

2) Sehr beachtenswerth die Bemerkung von Gersdorf S. 98 f. Anders v. Bezold in Sybels Histor. Zeitschrift 1849, I, 5: „Die Scholastik hatte ihre kühnsten und consequentesten Vertreter, deren rücksichtslose Conclusionen auch auf die Ungebildeten wirken konnten, niemals in Deutschland gefunden; während in Frankreich und England der kirchen- und staatsgefährliche Gedankengang einzelner Philosophen dem grossen Publicum keineswegs verborgen blieb, vielmehr in seine Sprache übersetzt wurde, bestand zwischen unserem Volke und der lateinischen Katheder-

der gelehrtesten und strebsamsten Männer, die gerade durch die zunftmässige Verfassung der Facultäten, so beengend diese in manchen Fällen werden mochte, in einer Weise sich gesichert sahen, dass sie getrost und fest den von aussen kommenden Anfechtungen entgegentreten konnten. Und diese Männer in ihrer Vereinigung brachten die ganze Mannigfaltigkeit des Wissens, wie seltsam auch die Formen waren, die man zur Mittheilung wählte, für alle strebenden Geister doch immer zu imposanter Erscheinung und vielseitiger Anwendung, welche fast mit Nothwendigkeit über die zunächst gesetzten Schranken hinaustrieb. Von allen Seiten aber strömten die Lernbegierigen zusammen, die Jünglinge der verschiedenen Stämme erhielten tägliche Gelegenheit, ihre Kräfte zu messen und zu erproben, und je länger die meisten nach den für den Studiengang getroffenen Bestimmungen ihre Studienzeit auszudehnen hatten, desto öfter geschah es auch, dass in der Menge der Studirenden gereifte Männer sich begegneten, während doch auch wieder eine wunderbare Wanderlust viele von einer Universität zur anderen führte und in das Leben, das die einzelnen Hochschulen entfalteten, immer neue Bewegung brachte. Dazu kam nun, dass fort und fort an diesen Anstalten alle Stände sich mischten: Fürstensöhne und junge Patricier berührten sich mit Kanonikern, welche die schon erlangte Pfründe in den Stand setzte, wissenschaftliche Studien zu betreiben, und mit Klostergeistlichen, die ihr Convent zu solchen Studien abgesendet hatte; fahrende Schüler, die von Almosen lebten oder als Abschreiber ihr Brod ver-

---

weisheit seiner Hochschulen noch so gut wie gar keine lebendige Beziehung." Als Lehranstalt heisst die Hochschule Studium generale, als politische Corporation Universitas (studii Pragensis etc.). Studium generale ist die regelmässige Bezeichnung in der päpstlichen Errichtungsbulle; mit Recht, denn der Papst errichtet die Lehranstalt; generale, insofern eine solche Anstalt für die ganze Menschheit, nicht bloss für eine einzelne Landschaft bestimmt ist. Der Ausdruck Universitas gilt im Allgemeinen für jede politische Corporation, dann für die Gesammtheit der Magistri und Scholares. Aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert bezeichnet dieser Ausdruck die ganze Institution als Lehranstalt und Körperschaft. Die Bezeichnung Universitas litterarum beruht auf Missverständniss.

dienten, drängten sich dazwischen und sahen neben sich auch wieder bewährte Meister, die als Führer unreife Knaben zur Hochschule begleitet hatten. Unverkennbar ist, dass solches Zusammenleben, obwohl wieder beschränkt durch die Einrichtungen der Bursen und Collegien, die Einzelnen mehr oder weniger von peinlich beschränkten Ansichten und Gewöhnungen befreite und, wenn sie dafür auch mancherlei andere Pedanterie eintauschten, in einen Gährungsprocess versetzte, der später unter anderen Verhältnissen ihrem Denken und Thun ein neues Gepräge gab.

Indem wir einige Bemerkungen über Verfassung, Unterricht und Praxis der deutschen Hochschulen jenes Zeitalters für eine andere Stelle uns vorbehalten, versuchen wir jetzt noch, aus den Geschichten der einzelnen Anstalten dieser Art das für unseren Zweck Geeignete zusammenzustellen. Es kann aber dabei nicht unsere Absicht sein, in einer wenn auch gedrängten Zusammenfassung von Einzelheiten diese Geschichten gleichmässig zu behandeln oder die allen mehr oder weniger gleichen Züge wiederholt zur Anschauung zu bringen; wir dürfen uns vielmehr auf dasjenige beschränken, was den einzelnen Hochschulen einen besonderen Charakter und eine besondere Bedeutung gegeben hat [1]).

Als Karl IV., aus dem deutschen Geschlechte der Lützelburger entsprossen, im Jahre 1346, nach dem Tode seines Vaters Johann, die Krone Böhmens auf sein Haupt gesetzt und damit die Herrschaft eines Landes gewonnen hatte, in dem slavische und deutsche Bevölkerung noch immer nicht zu rechter Ausgleichung es bringen konnten, schien gerade die Errichtung eines Studium generale in seiner Hauptstadt **Prag** einen so weit gehenden und so tief dringenden Einfluss gewinnen zu müssen, dass eine rasche Milderung der nationalen Gegensätze sich hoffen liess. Und als der hochsinnige Regent auch die Kaiserkrone erhalten hatte, war dem deutschen

---

1) Im Allgemeinen Paulsen, Die Gründung der deutschen Universitäten im Mittelalter, in v. Sybels Histor. Zeitschrift. N. F. IX (1881), 251 ff.

Element noch auf besondere Weise Zugang in die slavischen Gebiete eröffnet; die eigenthümliche Stellung aber, die Karl zu den Päpsten einnahm, musste wieder dazu beitragen, dass, entsprechend seinen in der That universalen Absichten, die von ihm gegründete Bildungsanstalt zunächst wirklich in ihren allgemeinen wissenschaftlichen Bestrebungen manche Härten der nationalen Gegensätze verschwinden liess. Und wurde nicht das rasch aufblühende Prag überhaupt ein Centrum für eine in reicher Mannigfaltigkeit sich ausbreitende Cultur, in welcher der Kaiser gern auch dem grossen Bahnbrecher des Humanismus Franz Petrarca eine Stelle eröffnet hätte? Gewiss, nachdem die vom Papste Clemens VI. ausgestellte Bulle (vom 26. Januar 1347) dem Vorhaben Karls die höchste Sanction ertheilt, die Zustimmung der Stände ohne Weiteres sich angeschlossen und Karl IV. zuerst als König von Böhmen durch seine Stiftungsurkunde vom 7. April 1348 und dann als römischer König durch eine besondere Schrift vom 14. Januar 1349 Freiheiten und Rechte umfassender Art gewährt hatte, war die gedeihlichste Entwickelung möglich, die auch deshalb als gesichert gelten durfte, weil er das wissenschaftliche Leben, dem er ein so treffliches Fundament bereitet hatte, in keiner Weise beengte, vielmehr Alles dem Wirken und Walten der aufgebotenen Kräfte überliess. Sein höchster Ehrgeiz aber war darauf gerichtet, von allen Seiten her tüchtige Gelehrte und strebsame Studirende in Prag zu versammeln und die neue Hochschule schnell zu derselben Bedeutung zu erheben, welche langsam genug die Pariser Universität, ihr Vorbild, gewonnen hatte. Sie sollte wie diese eine Bildungsstätte für das ganze christliche Abendland werden. Kann es nun auch auffallend erscheinen, dass die so geförderte Bildungsanstalt selbst in ihrer blühendsten Zeit fast gar keinen bedeutenden Mann hervorgebracht hat, so ist ihr Einfluss doch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ein überaus bedeutender gewesen. Vor Allem für Deutschland. Denn Deutsche gehörten in grösserer oder geringerer Zahl zu den sämmtlichen vier Nationen, in welche die nach Tausenden zu berechnende Menge der Studirenden mit ihren Lehrern sich theilte, und

die akademischen Grade, welche diese Universität mit voller Geltung für die ganze Christenheit verlieh, empfahlen ebenso in Franken, Bayern und Schwaben wie in Oesterreich, Kärnten und Tirol, ebenso in Westfalen und den Niederlanden wie in Thüringen, Meissen und Schlesien, sie empfahlen in der Schweiz und in Siebenbürgen, in Livland und Finnland, in Schweden und Dänemark [1]). Ja es ist nicht zu leugnen, dass die Deutschen an der Universität eine für das Gefühl der Böhmen verletzende Herrschaft ausübten und auch dadurch Unmuth gegen sich hervorriefen, dass sie die reichlich dotirten Ehrenstellen vorzugsweise sich zutheilten, was noch vor dem Concil in Konstanz der unglückliche Hieronymus von Prag mit Bitterkeit hervorgehoben hat. Aber für Böhmen ging doch auch wieder von der grossen Universität viele geistige Anregung aus, da ihr alle übrigen Schulen des Landes unterworfen waren und sie durch ihren Rector und Rath die Befugniss übte, im Einverständnisse mit den Gemeindebehörden die Lehrer einzusetzen, und diese waren dann meist Baccalaureen und Magister, die, wenn sie in Prag keinen Unterhalt fanden, zum Schuldienste in Städten und Dörfern des Landes sich entschliessen mussten [2]). Für die allgemeine Volksbildung war dies sicher ein Vortheil; doch die unerwünschte Nothwendigkeit, solche Stellungen zu suchen, nährte doch eben jenen Hass gegen die Deutschen, der endlich in hellen Flammen

1) Gerade in den letzten Zeiten vor der Katastrophe des Jahres 1409 war der Zudrang aus deutschen Landen sehr gross, was durch zahlreiche Einzelheiten sich belegen liesse, natürlich besonders stark aus den unter der Herrschaft der Lützelburger stehenden Lausitzen. H. Kaemmel, Beiträge zur Gesch. des Gymnasiums in Zittau im Neuen Lausitzischen Magazin 49, 260 und Tschiersch, Gesch. des Luckauer Schulwesens (Luckau 1880) S. 4. Siehe für Lübeck und Hamburg Krause im Programm der gr. Stadtschule in Rostock 1875 S. 18 f. und Meyer S. 60 f. Noch 1409 suchte der Rath zu Nürnberg durch den ehrsamen Meister Heinrich von Perching, Lehrer der heiligen Schrift in Prag, zwei redliche und fromme Meister, die Laien und nicht Priester wären, für die Schulen bei St. Sebald und St. Lorenz. Heerwagen S. 5.

2) Natürlich besorgten solche Magistri in Prag selbst wieder Schulen. Frind, Kirchengesch. Böhmens III, 109.

aufloderte. Aber der leidenschaftliche Ausbruch stürzte die Universität in völlige Zerrüttung. Nachdem unter dem Toben der Hussiten die theologische und die juristische Facultät, endlich auch die medicinische untergegangen und die Einkünfte und Güter der Universität fast gänzlich verschwunden waren, sah diese auf die Facultät der Artisten sich zurückgebracht, die selbst nur noch ein Scheinleben führte. Die Universität blieb wohl die höchste Lehrautorität der Utraquisten; aber zu einem Reformversuche raffte sie sich niemals auf, und auch der Humanismus blieb ihr fern. Mit ihrem Verfalle kam traurige Oede in das ganze Unterrichtswesen des Landes [1]).

Und schon hatten überall in deutschen Landen andere Universitäten unter Verhältnissen, die viel weniger günstig waren, eine stetige Entwickelung begonnen. Zu den noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Anstalten dieser Art kamen im fünfzehnten Jahrhundert eine ganze Reihe anderer, die, wie schwerfällig auch die Formen ihres Lehrens waren und wie wenig sie auch im Ganzen den tieferen Bedürfnissen des Volkslebens dienten, doch immerhin die grosse Bewegung der Zeit durch die von ihnen geübte Zucht der Geister und selbst durch den gegen die Neuerungen erhobenen Widerspruch beschleunigten. In den letzten Zeiten des Mittelalters stand die Universität Prag selbst hinter der kleinsten Hochschule Deutschlands zurück, und diejenigen, welche unter Georg von Podiebrad ihre Wiederaufrichtung betrieben, erkannten die nächste Hülfe in der Berufung deutscher Lehrer.

---

1) Tomek, Gesch. der Prager Universität (1849); vgl. Frind II, 61, 339 ff., III, 111 f., 116 f., 307 f. Zur Gesch. der Katastrophe Höfler, Mag. Joh. Hus und der Auszug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag (1864). Besonders wichtig: Monumenta historica universitatis Pragensis, 4 Bde. Prag 1830—48. Die beiden ersten Bände (I, 1 und 2) enthalten die Acten der Artistenfacultät von 1367—1585, besonders auch die Promotionen, der dritte (II) die Matrikel der Universitas iuristarum und eine Anzahl Urkunden, der vierte (III) das später aufgefundene Statutenbuch der Universität. S. ferner über den Besuch aus dem westlichen Deutschland Nettesheim S. 87.

Was Karl IV. in Prag geschaffen hatte, das hoffte, von lebhaftem Ehrgeiz, aber zugleich von wahrer Begeisterung für die Wissenschaft bewegt, Herzog Rudolf IV. von Oesterreich in seiner Hauptstadt begründen zu können. Die Stiftungsurkunde, durch welche er am 12. Mai 1365, in Gemeinschaft mit seinen noch unmündigen Brüdern Albrecht und Leopold, der Universität in Wien ein festes Fundament gewährte, sprach die edelste Gesinnung aus. Es sollten aber an dieser Hochschule gelesen, gelehrt und gelernt werden die göttliche Wissenschaft, welche Theologie genannt werde, die natürlichen, moralischen und freien Künste und Wissenschaften, das kanonische und das bürgerliche Recht, die Medicin und andere erlaubte Disciplinen. Wenn nun doch Papst Urban V. in seiner Bestätigungsbulle die theologische Facultät ausschloss, so war der Grund davon zunächst in den von Karl IV. ausgehenden Gegenwirkungen, vielleicht aber auch in den Besorgnissen, welche die damals mit besonderer Leidenschaft geführten Kämpfe zwischen den Nominalisten und den Realisten in Paris dem Oberhaupte der Kirche erwecken konnten, zu suchen; aber vielleicht wirkte auch Misstrauen gegen den fürstlichen Stifter mit, der, obwohl er seine Frömmigkeit durch Erbauung und Ausschmückung von Kirchen entschieden an den Tag legte, doch dem Klerus gegenüber Herr sein wollte in seinem Lande. Und wirklich hat erst Albrecht III. im Jahre 1384 von Papst Urban VI. die volle Erlaubniss zur Einrichtung einer theologischen Facultät erlangt. Einen freieren Geist bewahrte die Universität längere Zeit; aber die Scholastik beherrschte doch Alles, und das Urtheil, welches Aeneas Sylvius ausgesprochen hat, lässt auch für das fünfzehnte Jahrhundert annehmen, dass die Anstalt keinen wirklich erfrischenden Einfluss auf die ihr zugewandten Länder gewonnen habe. Indess hat der feine Italiener, der den Theologen Thomas Haselbach als einen wunderlichen Pedanten darstellt, Worte der Anerkennung für andere Lehrer dieser Hochschule, und in Marianus Socianus glaubte er für Wien einen Mann zu gewinnen, der als Jurist die Bayern und Franken, die Böhmen und Ungarn von Padua und Pavia ablenken und nebenbei auch als Historiker, Poet,

Redner, Mathematiker, Musiker, Kalligraph wohlthätig wirken könnte. Dass die in Italien gebildeten Mathematiker Georg Beuerbach und Johannes (Müller von Königsberg) Regiomontanus, denen auch Sprachkenntnisse zu Gebote standen, der Universität noch besonderen Ruhm schafften, braucht eben nur erwähnt zu werden [1]. Auffallend ist es, dass die reichen Klöster Oesterreichs die ihnen so nahe Bildungsstätte nur wenig benutzt haben [2].

Dem westlichen Deutschland gründete bereits im Jahre 1386, mit Zustimmung Urbans VI., der Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz eine besondere Universität in Heidelberg, die durch Marsilius von Inghen ebenfalls nach dem Muster der Pariser Hochschule eingerichtet wurde. Sie war von Anbeginn eine Burg der streng kirchlichen Scholastik, vor welcher 1406 auch Hieronymus von Prag weichen musste, wie dann wieder die Hussiten in dem scharfsinnigen Dialektiker Johann von Frankfurt einen schlagfertigen Bestreiter hatten; später nahmen wieder Heidelberger Theologen, der greise Nikolaus von Wachenheim voran, neben den Kölner Dominicanern an dem Inquisitionsprocesse Theil, welchen der Erzbischof Diether von Mainz über den trefflichen Johann von Wesel verhängte. Was gleich in der ersten Zeit der freisinnige Matthäus von Cracow, gehalten durch den Kurfürsten Rudolf, in scharfer Opposition gegen die Verderbniss des Klerus angeregt hatte, war nicht im Stande gewesen, an dieser Universität unbefangene Anschauungen zur Geltung zu bringen [3]. Wir wissen, dass auch Johann Wessel in Heidelberg sich nicht behaupten konnte. Wie bald nachher doch eben diese Universität dem Humanismus sich eröffnete, davon ist später zu reden [4].

Während aber so durch fürstliche Stifter weiten Landschaften höhere Lehranstalten eröffnet wurden, fassten auch

1) Vgl. Aschbach, Gesch. der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. 1865. S. 479 ff., 537 ff.

2) Czerny S. 16 f., 25, 33, 35. Im Allgem. Aschbach a. a. O.

3) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation I, S. 279 ff. Vgl. 313 ff.

4) Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg. 2 Bände. Mannheim 1864.

schon städtische Behörden die Gründung von Universitäten in's Auge. Beinahe zu gleicher Zeit entstand eine solche in der „heiligen" Stadt Köln und in der uralten Hauptstadt Thüringens, Erfurt. Dort hatten freilich längst schon die kirchlichen Schulen in ihren Räumen bedeutende Männer gesehen: Albert der Grosse, Thomas von Aquino, Duns Scotus hatten dort Schaaren von Wissbegierigen um sich versammelt, und neben der kirchlichen Wissenschaft waren daselbst auch Mathematik und Astronomie, Naturkunde und Medicin gelehrt worden; aber erst die im Jahre 1388 unter kaiserlicher und päpstlicher Zustimmung eingeweihte Universität gab den wissenschaftlichen Bestrebungen festen Zusammenschluss. Ihre Verfassung hatte auch sie den Einrichtungen der Pariser Hochschule, für deren Tochter sie sich gern erklärte, nachgebildet, für reiche Ausstattung aber sorgten Kirche und Stadtgemeinde. Dass der in ihr waltende Geist von Anfang an ein streng kirchlicher war und fort und fort blieb, darf uns nicht überraschen. Denn obgleich die Stadt in äusseren Dingen ihren Erzbischöfen oft hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, so hiess sie doch wegen der Menge ihrer Kirchen und Klöster und Gottesdienste mit gutem Recht das deutsche Rom, ihre Dominicaner aber sorgten dafür, dass alle Wissenschaft in den sorgsam vorgezeichneten Schranken sich bewegte. Dennoch verschaffte der Ruf der Stadt dieser Universität, die in Wahrheit niemals ausgezeichnete Männer aufzuweisen hatte, so grosses Ansehen, dass nicht bloss aus den Gegenden am Niederrhein, sowie aus Westfalen und Holland, sondern auch aus dem südlichen Deutschland und der Schweiz, ja aus Schottland, Dänemark, Norwegen, Schweden und Livland Schüler herbeizogen[1]. Wie später die Universität als Hauptburg der Dunkelmänner fast plötzlich in tiefen Misscredit gefallen, das ist an anderer Stelle zu berühren[2]. — Auch in Erfurt hatte

1) Nettesheim S. 87—90.

2) Bianco, Versuch einer Gesch. der ehemaligen Universität und der Gymnasien der Stadt Köln (1833); derselbe, Die alte Universität zu Köln etc. I, 1 (1855); vgl. Krafft, Aufzeichnungen des schweizer Reformators Bullinger (1870). S. oben S. 27.

es lange schon Lehranstalten gegeben, die über das Gewöhnliche um ein Grosses hinausführten und deshalb ungemeiner Frequenz sich erfreuten; es war also hier die Vorbedingung zu einer Universität vorhanden. Diese aber, erst durch Clemens VII., dann durch dessen Gegner Urban VI. anerkannt und mannigfach begnadigt, dann 1392 in aller Form eröffnet, gewann schon dadurch, dass sie unter solchem Widerstreit geboren war, aber auch durch die freie Verfassung der Stadt, deren Behörden in starkem Selbstgefühle kaum noch einen Schein der Abhängigkeit vom Mainzer Erzstifte bestehen liessen, von Anfang an eine Stellung, die sie, in entschiedenem Gegensatze zu den übrigen Universitäten und am meisten zu der doch unter ganz ähnlichen Verhältnissen begründeten Kölner, neuernden Bestrebungen geneigt machte. Zwar hatte auch sie in ihren Institutionen einen durchaus kirchlichen Zuschnitt, und was an ihr gelehrt wurde, das bewegte sich lange ganz in den überlieferten Formen der Scholastik; aber nachdem die von Prag herbeigekommenen Professoren und Studenten zunächst noch regen Eifer gegen hussitisches Wesen hervorgerufen hatten, standen die Erfurter mit ganz besonderer Entschiedenheit und Ausdauer zum Basler Concil, und seitdem schien diese Universität, der von allen Seiten Lernbegierige zuströmten, eine Vorkämpferin zu Erwirkung kirchlicher Reformen zu werden, damit aber den Vorrang vor den übrigen deutschen Universitäten zu erlangen. Wir werden sehen, zu welcher Stärke sie der Humanismus gelangen liess, welche Sympathien sie der Wittenberger Reformation entgegentrug. Dass sie die Unterscheidung der an ihr Vereinigten in „Nationen" nicht kannte, bei der Wahl des Rectors den Studenten ein gewisses Recht gewährte, den Rector in seinem Walten durch ein Consilium beschränkte, darin hat man Abweichungen von dem sonst Ueblichen zu erkennen, die wohl auch in wichtigeren Dingen eine andere Richtung leichter einschlagen liessen [1].

---

1) Kampschulte, Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation I. Vgl. Jürgens I, 351 ff. und Ullmann I, 203 ff. (Johann von Wesel). Bedeutsam sind auch die gleich in der ersten Zeit gemachten Stiftungen des M. Amplonius Ratingk de Berka,

Nicht geringer Abbruch stand für Erfurt in Aussicht, als 1403 zu Würzburg durch den wackeren Bischof von Egloffstein eine neue Universität sich erhob. Aber die zur Ausstattung erforderlichen Mittel erwiesen sich als unzureichend, und so sank die Anstalt wieder dahin, als ihr Stifter starb (1411). Lehrer und Scholaren gingen dann in grosser Zahl nach Erfurt und trugen so zum Aufblühen dieser Universität erheblich bei, die kurz vorher einen kaum geringeren Zuwachs aus Prag erhalten hatte.

Allein die meisten der aus Prag Ausgewanderten waren nach Leipzig gekommen, wo Markgraf Friedrich der Streitbare in Verbindung mit seinem Bruder Wilhelm sie als willkommene Gäste aufgenommen hatte (1409). Die sofort eröffnete Universität stellte in ihrer Verfassung ein Abbild der Prager dar, hatte also auch die Eintheilung in vier Nationen (die meissnische, sächsische, bayrische und polnische), erfuhr aber in den nächstfolgenden Jahrzehnten durch die Landesherren manche Verbesserungen, wodurch ihr Gedeihen erst recht gesichert wurde. Dass diese Universität von vornherein eine streng kirchliche Richtung einhielt, erklärt sich schon aus der Geschichte ihrer Entstehung, und das Unheil, welches die Raubzüge der Hussiten über die sächsischen Länder brachten, liess mit der ganzen Bevölkerung des Landes auch die Leipziger Hochschule zu allen Neuerungen eine durchaus abwehrende Stellung nehmen. Dennoch ging von ihr eine wohlthätige Anregung in das geistige Leben der umliegenden Landschaften aus, und in den Anfängen des sechzehnten Jahrhunderts, wo Herzog Georg ihr lebhafte Theilnahme zuwandte, konnte sie zu den blühenden Universitäten Deutschlands gerechnet werden. Das Leben der reichen Stadt, in der sie ihre Wirksamkeit entfaltete, trug sicherlich zu ihrem Gedeihen viel bei [1]. Beachtenswerth ist es, wie rasch auch die deutsche

---

über welche sehr Anziehendes bei Weissenborn, Amplonius Ratingk de Berka und seine Stiftung (Erfurt 1878).

1) Zarncke, Urkundliche Quellen zur Gesch. der Universität Leipzig, in den Abhandl. der sächs. Gesellschaft der Wiss. II (1857). Acta Rectorum Universitatis stud. Lips. 1859. Ders., Die Statutenbücher der Universität

Bevölkerung der politisch mit Böhmen verbundenen Lausitzen, von Prag abgewandt, ihre Söhne nach Leipzig sandte, wohin bald auch das Ordensland Preussen mit einer gewissen Vorliebe seine Jugend ziehen liess[1]).

Die Gründung der Universität Rostock im Jahre 1415 hängt mit den Reformbestrebungen zusammen, durch welche das Konstanzer Concil dem kirchlichen und dem wissenschaftlichen Leben aufzuhelfen glaubte, und wenn Papst Martin V. bei Bestätigung dieser Universität die theologische Facultät noch wegliess, so leiteten ihn dabei wesentlich dieselben Gründe, welche früher der Universität Wien gegenüber Urban V. bestimmt hatten. Wenngleich aber erst Eugen IV. (1432) den Rostockern auch die theologische Facultät zugestand, so verschafften sie sich doch vorher schon Lehrer der Theologie, die an die Artisten-Facultät sich anschlossen. Uebrigens scheint auch die medicinische Facultät keine volle Selbständigkeit gehabt zu haben, sondern ebenfalls mit der Artisten-Facultät vereinigt gewesen zu sein, wie denn auch in Greifswald, das seine Einrichtungen von Rostock erhielt, die Mediciner eine Zeit lang zu den Artisten zählten[2]). Die Universität in Greifswald aber verdankte ihre Entstehung dem thatkräftigen Bürgermeister Heinrich Rubenow (1456). Zu grossem Gedeihen kam sie freilich nicht, und auch die Berufung des italienischen Juristen Petrus Ravennas brachte in die Studien, die er dort vertreten sollte, nicht gerade höheres

---

Leipzig aus den ersten 150 Jahren ihres Bestehens, Leipzig 1861; Gersdorf, Beiträge zur Gesch. der Universität Leipzig etc. 1869; vgl. Drobisch in den Berichten der k. sächs. Gesellschaft der Wiss. II, 60 ff. und 1849 (Phil. hist. Cl.) S. 69 ff. Eine sehr anmuthige Schilderung der Stadt Leipzig aus dem Jahre 1524 gibt das Reisegedicht des Micyllus in Classens Biographie S. 280 f. Manche wichtige Ergänzung bringt das Urkundenbuch der Universität Leipzig, herausgegeben von Stübel (Codex dipl. Sax. regiae Bd. XI).

1) Prowe, Nicolaus Copernicus auf der Universität zu Krakau (1874) S. 1.

2) O. Krabbe, Die Universität Rostock im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Zwei Theile. 1854. Vgl. Krause im Programm der grossen Stadtschule zu Rostock 1875. S. 117 f.

Leben [1]). Dagegen hat Rostock in den letzten Zeiten des Mittelalters auf die Ostseeländer und die nordischen Königreiche einen sehr bestimmenden Einfluss ausgeübt.

Die Universität zu Freiburg im Breisgau sollte nach dem Stiftungsbriefe des Erzherzogs Albrecht VI. vom 21. December 1457 sein „ein Brunnen des Lebens, daraus unversiegbar belebendes Wissen tröstlicher und heilsamer Weisheit zur Löschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit geschöpft werden könne,“ und die Rede, mit welcher sie am 26. April 1460 von ihrem ersten Rector Andreas Hummel eingeweiht wurde, athmete einen so frischen Geist, dass sie sofort in neue Wege einlenken zu können schien. Auch hat sie, obwohl anfangs nur über beschränkte Lehrkräfte verfügend, länger als ein halbes Jahrhundert durch ausgezeichnete Lehrer Ruhm erworben und Einfluss geübt [2]). — Die in demselben Monate zu Basel eröffnete Universität stand gewissermassen noch unter den Nachwirkungen des dort gehaltenen Concils und war durch Papst Pius II., der als Aeneas Sylvius dort eine so eigenthümliche Wirksamkeit geübt hatte, zum Besitze aller überhaupt wünschenswerthen Rechte gelangt; auch war der Rath der Stadt, wenn auch durch die Beschränktheit der Mittel gehemmt, darauf bedacht, sie zu gedeihlicher Entwickelung zu bringen, wie er denn selbst italienische Juristen berief. Aber zu höherer Bedeutung brachte sie es doch nicht, und als die Stadt 1501 dem Schweizerbunde beigetreten war, trug wohl auch dies zur Hemmung der Entwickelung bei. Hat doch selbst die Regsamkeit der Humanisten, die später um Erasmus dort sich sammelten, und das Schaffen der grossen Buchdrucker, die

1) Kosegarten, Die Gesch. der Universität Greifswald. 2 Bände. 1857. Ueber Petrus Ravennas Muther S. 70 f., 107 f.

2) Riegger, de origine et institutione acad. Frib. in seinen Opusculis ad hist. pertinentib. 1773; ders., Analecta acad. Frib. 1779. Schreiber, Geschichte der Stadt und Universität Freiburg. Drei Theile. 1857. Vgl. Aschbach S. 237.

den Namen der Stadt weithin verherrlichten, dieser Universität nicht bleibenden Nutzen gebracht[1]).

Unter den günstigsten Auspicien führte sich die Universität zu Ingolstadt in den Kreis der deutschen Hochschulen ein. Noch mitten unter Kriegswirren erwirkte Herzog Ludwig der Reiche von demselben Papste, dem Basel so grosse Gunst verdankte, und in demselben Jahre 1459 die Erlaubniss zur Errichtung einer Universität für Bayern. Freilich hinderten ihn dann doch die äusseren Verhältnisse an der Ausführung, und erst im Jahre 1472 erfolgte sie; aber es geschah seitdem das Mögliche für reiche Ausstattung der Anstalt, die im Ganzen ihre Verfassung nach dem Vorbilde der Wiener gestaltete. Wenn nun doch auch Ingolstadt von Anfang an durch die Zänkereien der Nominalisten und Realisten bewegt wurde — Herzog Ludwig musste nachdrücklich zur Ruhe mahnen —, so gewann die Universität doch Ruf und Geltung, und im Uebergange zur neueren Zeit schien sie auch durch Aufnahme humanistischer Bestrebungen ihren Namen weiten Kreisen empfehlen zu wollen[2]).

In demselben Jahre, das für Bayern eine Universität entstehen sah, erhielten die westlichen Landschaften Deutschlands eine andere in Trier durch den Erzbischof Johannes II., nachdem schon achtzehn Jahre früher dessen Vorgänger Jakob I. unter äusserlich sehr schwierigen Verhältnissen die zu solcher Gründung erforderliche Genehmigung erlangt hatte; Papst Sixtus IV. fügte dann 1474 Privilegien und Pfründen hinzu. Zu grösserer Bedeutung ist diese Hochschule nicht gelangt. Auch die 1477 in Mainz begründete Universität ist zu reicherer Entwickelung nicht gediehen. Der Erzbischof Diether,

1) Vischer, Gesch. der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Basel 1860. Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I, 66 f.

2) Die Annales Ingolst. von Mederer sind entbehrlich geworden durch Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München (1872, 2 Bde.), doch nennen wir daneben noch Stadlbauer, Ueber die Stiftung und älteste Verfassung der Universität Ingolstadt. 1849.

dem sie ihre Entstehung zu danken hatte, ist übel berufen durch den gegen Johann von Wesel 1479 eingeleiteten Ketzerprocess; aber böse Uebertreibung ist doch wohl, wenn man ihm nachsagte, dass er kaum zwei Worte lateinisch zu sprechen gewusst [1]). Die oben berührten Geldverlegenheiten des Erzstiftes, welche in der darauffolgenden Zeit eintraten, hinderten wohl auch das Emporkommen dieser Anstalt.

Anders stand es von vornherein mit der Universität Tübingen, welche in demselben Jahre wie die zu Mainz eröffnet wurde. Ihr Stifter, Graf Eberhard im Bart, nachmals der erste Herzog von Würtemberg, hatte ihr von Sixtus IV., dessen Name auch für Trier und Mainz bedeutungsvoll geworden ist, ziemlich grosse Einkünfte ausgewirkt und fügte dann aus eigenen Mitteln ansehnliche Gewährungen hinzu. — Förmliche Statuten erhielt die Hochschule erst 1481 und in neuer Bearbeitung 1491. Sie war im Wesentlichen nach der Verfassung der Universität von Bologna eingerichtet. Ein Pädagogium als vorbereitende Unterrichtsanstalt hat Eberhard nicht gegründet [2]). Der Gegensatz zwischen Nominalisten und Realisten bewegte auch hier zunächst die Geister hundertfach, ohne rechte Wirkung für lebendige Bildung; auch die von Gabriel Biel (gestorben 1495) ausgehenden Bewegungen dürften nicht gerade tief gegangen sein. Aber der Anfang zu kräftiger Entwickelung war gemacht, und als der Humanismus auch hier zu bestimmendem Einflusse gelangte, kam frischere Bewegung in die Studien [3]).

Anders schien doch in Wittenberg das wissenschaftliche Leben sich entfalten zu können. Als dort im Jahre 1502 Kurfürst Friedrich der Weise, in besonderem Einverständniss mit Kaiser Maximilian, aber zunächst in einer gewissen Unabhängigkeit von päpstlicher Genehmigung, eine Universität

1) Ullmann I, 313 ff.

2) Dies ist ein Irrthum von Bök in seiner Gesch. der Universität zu Tübingen (1774) S. 24 ff.

3) Eisenbach, Gesch. der Universität Tübingen. 1822. Vgl. Heyd, Melanchthon und Tübingen. 1859, wo besonders anziehend auch die Mittheilungen über den Mathematiker und Astronomen Stöffler S. 52 ff.

begründete, folgte er den Anregungen von Männern, die dem Humanismus nahe standen oder sonst als Vertreter einer freieren Richtung gelten konnten; auch fehlte es unter den ersten Lehrern dieser Hochschule nicht an freisinnigeren Gelehrten, welche die kleine und dürftige Stadt zu einem Sitze lebendig wirkender Studien machen konnten; der Humanismus aber hatte nirgends so feste Stützpunkte als in dieser Stiftung des weisen Kurfürsten, welcher selbst von Theilnahme für das, was von jenem gehofft werden durfte, erfüllt war. Auch in ihrer Verfassung, die der von Tübingen nachgebildet war, lag Manches, was freieres Aufstreben gestattete. Aber glänzend waren die Anfänge doch nicht, und es gehörte die wunderbarste Verkettung der Dinge dazu, um dieser Universität eine die weitesten Kreise ergreifende Wirksamkeit möglich zu machen. Zur Universität der Albertinischen Lande war wohl von Anfang an das Verhältniss ein etwas gespanntes; aber auch auf Erfurt sah man in Wittenberg mit einer gewissen Eifersucht, während Ingolstadt, wohin auch Sachsen gingen, mit Wittenberg in freundlicher Verbindung gestanden zu haben scheint; wir wissen, dass eine solche Eck unterhielt[1]).

Als Kurfürst Joachim I. von Brandenburg 1506 zu Frankfurt a. O. eine Universität gründete, war zunächst auch die Behauptung gerechtfertigt, dass sie zur Pflegestätte freierer Studien werden würde. Aber sehr bald hatte Eitelwolf vom Stein, der treffliche Rath des Kurfürsten, der bei der Gründung eifrig mitgeholfen hatte, Ursache zur Klage, dass das alte Wesen doch die Oberhand gewinne[2]). Indess war ein bedeutsamer Anfang doch auch dort gegeben.

Immerhin hat man auch bei so flüchtigem Ueberblick das Gefühl, dass diese Hochschulen alle reichen Samen der Bil-

---

1) Grossmann, Annalen der Universität Wittenberg Bd. 1; Förstemann, Album Academiae Vit. ab a. 1502—1560 (1841); Muther, Die Wittenberger Universitäts- und Facultätsstatuten vom Jahre 1508 (1867); derselbe, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation (1866); Jürgens, Luther II, 182 ff. Anziehendes bietet auch Scheurls Briefbuch, herausgegeben von Soden und Knorcke I (1867).

2) Strauss, Hutten S. 37 ff.

dung ausstreuen und das ganze geistige Leben unseres Volkes in nachhaltigster Weise bestimmen konnten, und in Zeiten, wo weit umher der Bildungsdrang so gross, so gewaltig war und immer entschiedener die lange festgehaltenen Schranken und Formen zu durchbrechen begann. Man kann es wohl beklagen, dass unsere Universitäten diesen Drang nicht besser verstanden, nicht wirksamer befriedigt haben, dass sie mehr oder weniger alle die alten Traditionen mit Zähigkeit festhielten, ja selbst mit Leidenschaftlichkeit vertheidigten, während sie schon durch ihre corporative Verfassung die Möglichkeit eines kräftigen Auftretens und unter Umständen einer unwiderstehlichen Kraftentfaltung zu haben schienen. Aber die Macht der Tradition war doch zu stark, die Geltung der hierarchischen Autoritäten zu fest gegründet und die Zahl der unabhängigen Geister unter der Menge der trägen und schüchternen Gewohnheitsmenschen zu gering, als dass eine zusammenhängende und durchgreifende Bewegung hätte entstehen können. Wir müssen uns auf die allgemeine Anerkennung beschränken, dass durch die Universitäten jener Zeiten doch Hunderte und Tausende geschult, auf hohe Aufgaben hingeleitet und zu einflussreicher Wirksamkeit für Kirche, Staat und Leben befähigt wurden. Auch in späteren Zeiten ist es den Universitäten nur ausnahmsweise beschieden gewesen, das geistige Leben unserer Nation entscheidend zu bestimmen.

Wie mannigfach doch die Anregungen waren, welche auf strebsame Naturen von unseren Universitäten ausgingen, davon zeugt, dass fort und fort viele junge Männer durch sie darauf hingeleitet wurden, über das Mass des im Vaterlande Gelernten hinaus wissenschaftliche Bildung an den Universitäten des Auslandes zu suchen. Bei manchen wirkten freilich auch Wanderlust und abenteuerlicher Sinn, und gewiss hat Sebastian Brant recht, wenn er in seinem Narrenschiffe seinen Spott auch über die Jünglinge ausgiesst, die nicht blos an deutschen Universitäten sich herumtreiben, sondern auch nach Frankreich und Italien, ja über das Meer gehen, wo sie doch, statt etwas Tüchtiges zu lernen, nur mit dem Studentenkleide und dem

Magisterornate prunken und sonst mit unnützen Dingen sich beschäftigen. Es wäre eine sehr belohnende Aufgabe, darzustellen, wie gross auch noch in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Neigung der Deutschen gewesen, in Paris die Studien abzuschliessen, wo doch die Scheinwissenschaft der Scholastiker besonders anspruchsvoll auftrat und die Verderbtheit der studirenden Jugend sehr übel wirken konnte [1]). Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte freilich Paris zumal auf das nördliche Deutschland einen ausserordentlichen Einfluss gewonnen. Eine Reihe von Bischöfen jener Zeit hatte dort zu einflussreicherer Thätigkeit sich vorbereitet: Vicelin von Oldenburg, Heinrich von Lübeck, Konrad von Hildesheim, aber auch Otto von Freising und Daniel von Prag; und gewiss darf man es mit dem vielfachen Besuche der Pariser Hochschule in Verbindung bringen, dass die Verehrung der heiligen Katharina, die zu den Patronen derselben gehörte, zu jener Zeit fast in allen Städten der Niederlande und des nördlichen Deutschland eingeführt worden ist und in Kirchen, Kapellen, Klöstern, Festen sicheren Anhalt gewonnen hat [2]). Allein der Einfluss der Universität Paris reichte bis in die letzten Zeiten des Mittelalters herab und war besonders auf die westlichen Landschaften sehr gross. Erasmus kannte als Jüngling kein grösseres Glück, als Paris besuchen zu können [3]). Andere französische Universitäten kommen für diese Zeiten weniger in Betracht. — Um so beachtenswerther erscheinen die Wanderungen nach Italien, vor Allem nach Bologna. Sie hatten sehr früh begonnen und dauerten, wie bekannt, weit

---

1) Eine Schilderung dieses Lebens in (Pseudo-) Boethii liber de Scholarium disciplina, das wohl um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nach Obbarius aber, in der Praefatio zu seiner Ausgabe des Boethius de consolatione philos. p. XIX, bereits am Ende des zwölften Jahrhunderts entstanden ist. Vgl. Daniel, Classische Studien in der christlichen Gesellschaft 104 ff.

2) D. Meyer, Beitrag zur Culturgesch. der Stadt Osnabrück (1868).

3) Budinszky, Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter. Berlin 1876.

über das Ende des Mittelalters fort[1]). Im Jahre 1303 verordnete das Domcapitel in Münster, um eine bis dahin beobachtete löbliche Gewohnheit nicht in Abgang kommen zu lassen, dass fortan kein Canonicus emancipirt werden solle, der nicht mindestens ein Jahr lang zu Paris oder Bologna oder in einem anderen Orte der Lombardei oder Frankreichs dem Universitätsstudium obgelegen habe; später hat man die Verpflichtung auf zwei Jahre ausgedehnt[2]). Der Pfalzgraf Johann, ein Enkel des Königs Ruprecht, 1464—1475 Erzbischof von Magdeburg, hatte mehrere Jahre in Bologna ernst und still den Studien obgelegen und erwies sich in hoher geistlicher Stellung durchaus musterhaft[3]). Eine Zeit lang schienen Pavia, Padua, Ferrara zu gleicher Bedeutung mit Bologna zu kommen. Als aber der Cardinal Bessarion die Universität Bologna wieder aufgerichtet hatte, erneuerte sich die Geltung derselben, namentlich für die juristischen Studien; der dort erlangte Doctorhut galt als besonders werthvoll. Gern machten dort, wie in anderen Städten Italiens, die jungen Deutschen Büchereinkäufe für sich und andere[4]). An Stipendien und anderen Unterstützungen zu wissenschaftlichen Reisen nach Welschland fehlte es nicht[5]).

Der Besuch der Universität Löwen im Westen, der Universität Krakau im Osten durch Deutsche war ein ziemlich bedeutender und ist einer gewissen Berücksichtigung werth. Die erstere, eine Tochter der Kölner, konnte für die niederrheinischen Landschaften Anziehungskraft genug haben; nach Krakau zu gehen war den Studirenden aus den deutsch-polnischen und deutsch-böhmischen Gebieten nahe gelegt[6]).

---

1) Für die frühere Zeit Tittmann, Heinrich der Erlauchte II, 74 f. Günthner I, 228 ff.

2) Parmet S. 47.

3) Rathmann III, 170.

4) Wattenbach, Das Schriftwesen des Mittelalters S. 307 f.; Otto, Cochläus S. 57 und 100; Scheurl, Briefbuch I, 8, 82, 84.

5) Vgl. für Nürnberg Scheurl Briefbuch 3; für Zwickau Herzog, Gesch. des Zwickauer Gymnasiums S. 9.

6) Ueber Löwen Cramer, Gesch. der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden S. 314 ff. und de Ram, Considérations sur l'hist. de

Gewiss haben wir anzuerkennen, dass in den Stadtschulen auf der einen und in den Hochschulen auf der anderen Seite das Bedürfniss sich kund gibt, über die engen Kreise, in denen die klerikalen Schulen sich hielten, hinauszukommen; aber eine Emancipation von der Kirchengewalt war dabei nicht in's Auge gefasst. Wir erkennen dies in allen denkbaren Beziehungen, wenn wir das Unterrichtswesen des späteren Mittelalters im Einzelnen betrachten, nach den Männern, die den Unterricht besorgten, nach den Gegenständen, welche dieser darbot, nach dem Verfahren, das dabei zur Anwendung kam. Es ist überall durch Jahrhunderte eine wunderbare Stetigkeit der Tradition, eine Uniformität, die in manchen Beziehungen bis auf das Kleinste sich erstreckt, eine Schwerfälligkeit, die auch das Abgestorbene nicht zu beseitigen wagt. Umbildungen fanden freilich statt, aber sie geschahen fast unmerklich und nur in Einzelheiten. Von principieller Verschiedenheit der Auffassung war niemals die Rede.

Wenn man den Klerus des Mittelalters als Lehrstand denkt, so ergibt sich freilich auch sogleich, dass er bei seiner durch weite Länder gehenden Geschlossenheit, bei seiner allen Widerspruch leicht niederkämpfenden geistigen Ueberlegenheit, bei dem seinen Bestrebungen immer wieder entgegengebrachten Vertrauen auch in den von ihm begründeten und geleiteten Schulen Alles auf sich bezog, seinen Interessen gemäss einrichtete. Dass die seinen Schulen zugeführte Jugend allgemein menschliche Bildungsbedürfnisse habe, dass für engere und weitere Kreise nach besonderen Verhältnissen auch in besonderer Weise gesorgt werden könne, dass jeder Christenmensch zu einer gewissen Erhebung über die Sorge und Qual des gemeinen Lebens gebracht werden müsse, daran ist selten gedacht worden. Wir verkennen gar nicht, dass der Lösung solcher Aufgaben sehr grosse Schwierigkeiten sich entgegenstellten, dass die Massen in geistiger Trägheit oft kein Verlangen hatten nach dem, was geboten werden konnte,

---

l'univ. de Louvain (1425—1797) im Annuaire de l'univ. de Louvain 1854; über Krakau Prowe, Nic. Copernicus auf der Universität Krakau S. 3 f.

dass die Häupter der feudalen Lebensordnungen manche geistige Einwirkungen kaum zugelassen hätten, dass auch Fürsten und Herren lange selbst für edlere Anregungen sich unzugänglich zeigten; aber dennoch halten wir den Tadel für gerecht, dass der Klerus, obwohl mehr als einmal zu kräftigem Aufstreben erregt, doch über gute Anfänge selten hinausgekommen und von den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, den entsprechenden Gebrauch nicht gemacht, schliesslich immer wieder vorzugsweise die Anliegen der Corporation bedacht habe. Dies that er nun auch später noch, als neben den eigentlich klerikalen Schulen Lehranstalten entstanden, die in neue Bahnen einzutreten schienen: er verhielt sich abwehrend, und wo er seine Unterstützung lieh, da machte er doch überall das Interesse seiner Corporation geltend und gab diesen Anstalten mehr oder weniger klerikalen Charakter.

V.

Die Zustände.

Wir versuchen nun, das Unterrichtswesen des späteren Mittelalters in seinen Formen und Bestrebungen genauer darzustellen. Wie gross aber die Uniformität der klerikalen Schulen war, ergibt sich sogleich, wenn wir diejenigen in's Auge fassen, denen der Unterricht anbefohlen war.

Da tritt uns zunächst für die Dom- und Stiftsschulen der Scholasticus (Scholaster) entgegen. Derselbe hatte in der Reihe der Kanoniker oder Domherren eine der ersten Stellen, stand im Chore an der Seite des Decans und verfügte nicht selten über reiche Einkünfte, wie auch seine Wohnung eine der stattlichsten war. In der Zeit nun, wo die für das kanonische Leben bestimmten Normen in voller Kraft sich behaupteten, hatte er auch wirklich den Unterricht in seiner Hand und leitete vor Allem die Studien der sogenannten Domicellaren, d. h. der Alumnen des Stifts, welche in diesem bis zur Priesterweihe die zu den geistlichen Functionen erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse sich anzueignen hatten. Wo aber die Zahl dieser Alumnen gross war oder an sie auch andere zu höherer Bildung aufstrebende Jünglinge sich anschlossen, trat zur Unterstützung wohl schon ziemlich früh ein Secundarius hinzu. Als dann die Geschlossenheit des kanonischen Lebens aufhörte und Verweltlichung eintrat, gab der Scholasticus, hier früher, dort später sein Lehramt auf, ohne auf die Vortheile seiner Stellung irgendwie zu verzichten

oder die Rechte, die er früher ausgeübt hatte, beschränken zu lassen. Er lehrte nicht mehr selbst, sondern übertrug die Arbeit des Unterrichtens einem sonst brauchbaren Manne, der als Rector scholarum seine Stelle vertrat und unter seiner Aufsicht stand, also auch für seine Thätigkeit von ihm die erforderliche Anweisung erhielt. Aber der Scholasticus behauptete noch in den letzten Zeiten des Mittelalters auch die Inspection der sonst entstehenden Schulen seines Kreises, hielt diese innerhalb gewisser Schranken fest und hatte von ihnen mancherlei Einkünfte für die ihnen gemachten Zugeständnisse; er übte in allen Unterrichtsangelegenheiten des von seinem Stifte abhängigen Gebietes die höchste Autorität aus. An der Domschule selbst flossen ihm die zum Theil nicht unbeträchtlichen Schulgelder zu, und wenn er auch nicht mehr lehrte, so hatte er doch Lehrer und Schüler unter seiner Controle, er sollte ihr Verhalten beim Kirchendienste regeln und sonst ihr sittliches Leben überwachen, und wie er Archivar des Stiftes war, so hatte er wohl auch die Obliegenheit, die vorhandenen Bücher aufzubewahren und zur Benutzung darzubieten. Ihm zunächst auch dem Range nach stand der Cantor, der die Schüler für würdigen Kirchengesang heranzubilden und diesen selbst zu leiten hatte. In früherer Zeit scheint aber der Scholasticus auch diese Functionen nicht selten verrichtet zu haben; selbst manches bedeutende Stift erhielt erst später einen Cantor[1]).

Eine glänzende Stellung hatten natürlich die Rectores scholarum nicht. Sehr oft nur für ein Jahr oder gar auf vierteljährliche Kündigung gedungen, hatten sie neben dem, was eine kleine Pfründe an Naturalien gewährte, ihr Einkommen allein in dem Schulgelde, das sie zu gewissen Zeiten einfordern durften, und in den für kirchliche Dienstleistungen

1) Meyer S. 32 ff., Raspe, Zur Gesch. der Güstrower Domschule (1853) S. 3 f. Die Wahl des Domscholasticus war noch in den letzten Zeiten des Mittelalters mit besonderen Feierlichkeiten umgeben; sie erfolgte nach einem feierlichen Hochamte durch geheime Abstimmung vor Notar und Zeugen, nachdem alle Wähler einen Eid auf das Evangelium geleistet hatten. Würdtwein, Subs. dipl. IV, Urkunde 35 und 36.

bestimmten Erträgen zu erkennen [1]). Und dabei nahm vom Schulgelde der Scholasticus einen Theil für sich in Anspruch, was die Rectoren wieder verleitete, durch mancherlei Kunstgriffe mittelbar die Abgaben der Schüler zu erhöhen. Wo der Scholasticus aus eigenen Mitteln zum Unterhalte seines Stellvertreters beizutragen hatte, da geschah es wohl auch, dass er den weniger fordernden Bewerber, ohne Rücksicht auf dessen Tüchtigkeit, vorzog, was dann wieder zu lebhaften Klagen von Seiten der betheiligten Eltern Anlass gab. Die Obliegenheiten eines solchen Rectors waren freilich auch nicht eben schwer: als Lehrer hatte er wohl nur selten über das sogenannte Trivium hinauszugehen und täglich eine Vormittags- und eine Nachmittagslection, höchstens drei (früh, nach dem Prandium und nach der Vesperzeit) zu besorgen; als Kirchendiener dagegen war er verpflichtet, die Schüler nach ihren Abtheilungen zum Besuche des Chores anzuhalten, säumige aber und leichtfertige zu ermahnen und zu strafen; er hatte diejenigen, welche an den Sonn- und Feiertagen bei den Frühmetten singen sollten, zu bestimmen und die nöthige Vorübung am Abende vorher zu überwachen, ebenso war es seine Pflicht, für die Wochentage diejenigen auszuwählen, welche die Responsorien bei den Horen, bei der Prime, bei der Vesper und bei der Messe mitsingen könnten. In welcher Weise ein anzustellender Rector über seine Befähigung sich auszuweisen hatte, darüber fehlt es an genaueren Nachrichten; erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde es hier und da Brauch, nur solche Männer anzunehmen, welche an irgend einer Universität die Würde eines Magisters erworben hatten. Dass solche dann auch lohnendere Stellungen im Dienste der Kirche zu erlangen strebten, versteht sich von selbst. — Die Gehülfen der Rectoren (Locati, Socii, Collaboratores, Submonitores, Gesellen) waren von ihnen allein in Dienst genommen, erhielten von ihnen ihren kärglichen Lohn

1) Der Rector der Domschule in Salzburg hatte im fünfzehnten Jahrhundert neben voller Verpflegung jährlich acht Ducaten, der Rector der Klosterschule bei St. Peter daselbst fünf Ducaten. Czerny S. 40.

und hatten in allen Stücken an ihre Vorschriften sich zu halten. Sie waren meist sehr unzuverlässige Menschen, die abenteuernd durch die Länder zogen und nirgends lange aushielten[1]; doch erwählten sich die Rectoren ihre Gehülfen wohl auch aus den älteren Schülern, die dann, während sie selbst schon unterrichteten, bei jenen auch noch Unterricht in höheren Disciplinen genossen. In den letzten Zeiten des Mittelalters traten als Locati wohl auch junge Männer ein, die an einer Universität den Grad des Baccalaureus erlangt hatten. Ihr Sold war gewiss überall kärglich; doch fiel auch ihnen vom Kirchendienste manche Einnahme zu. In manchen Städten hatten sie Freitische bei den Bürgern[1].

Eine besondere Stellung und Aufgabe hatten an manchen Domkirchen die Lectores. Es war nämlich schon auf der dritten Lateransynode im Jahre 1179 unter Alexander III. als nothwendig erkannt worden, dass an allen Kathedralen eine Pfründe für einen Theologen bestehe, welcher die Geistlichen und arme Schüler unentgeltlich zu unterrichten habe. Da jedoch der Ausführung dieser Massregel wahrscheinlich von den Domcapiteln Schwierigkeiten entgegengesetzt worden waren, so hatte die vierte Lateransynode im Jahre 1215 unter Innocenz III. die Einrichtung auf die Metropolitankirchen beschränkt. Später jedoch kam die Kirchenversammlung zu Basel auf die frühere Bestimmung zurück, und die fünfte Lateransynode im Jahre 1516 unter Leo X. erneuerte diese Forderung, indem sie hinzufügte, dass der Cantor ein Kanonikus sein müsse. In Deutschland findet man jedoch nur hier oder da solche Cantoren. Aber in Lübeck war bereits im dreizehnten Jahrhundert ein Baccalaureus oder Doctor der Theologie für den bezeichneten Zweck angestellt; er wurde vom Decan berufen, aus der Domkirchenkasse honorirt und hatte seine besondere Pfründe. In Hamburg dagegen kam es erst

1) Schlimmes Ende eines solchen Locatus an der Stiftsschule in Nordhausen, Förstemann, Nachrichten S. 13 f.

2) Meyer S. 46 ff.; Hartmann, Beiträge zur Gesch. der Schulen in der Stadt Osnabrück (1861) S. 3 ff.; Heidemann, Die Stiftsschule in Essen (1874) S. 28 ff.

am Anfange des 15. Jahrhunderts zu einer ähnlichen Einrichtung, als der fromme, einsichtsvolle und begüterte Bürger und Kanonikus M. Johannes Writze eine ziemlich bedeutende Summe aussetzte zur Dotation einer Praebenda doctoralis oder lectoralis für einen überzähligen Domherrn, der zugleich Doctor oder doch Baccalaureus der Theologie wäre und allen Capitelsgenossen sowie den Geistlichen anderer Kirchen und allen auf Fortbildung bedachten Literaten regelmässige theologische Vorlesungen halten und den Titel eines Lector führen sollte; beigegeben wurde ihm durch die Stiftung ein Vicar. Eine spätere Stiftung fügte einen zweiten Lector hinzu[1]). Offenbar diente der Unterricht dieser Lectoren für Viele als Ersatz für dasjenige, was anderen die theologischen Vorlesungen der Universitäten gaben, da deren Besuch nicht unerlässliche Vorbedingung zur Erlangung geistlicher Aemter war.

An den Klosterschulen wurde es in den späteren Zeiten des Mittelalters fast überall Brauch, weltliche Lehrer, selbst fahrende Schüler, zu verwenden[2]). An wissenschaftliches Streben und lebendigen Erfolg war dann nicht zu denken. Wo aber von gelehrten Beschäftigungen einzelner Mönche die Rede ist, haben wir kaum besonderen Einfluss auf die in ihrer Nähe doch vielleicht bestehenden Schulen anzunehmen. Hier und da scheinen freilich auch in Klöstern Lectoren den Ordensgenossen Anregung zu höheren Studien gegeben zu haben[3]); allein auch dies gestattet keinen Schluss auf Blüthe der etwa in denselben Klöstern erhaltenen Lehranstalten.

---

1) Meyer S. 54 ff. Hamburg besetzte das Kanonikat des Lector principalis an seinem Dome gern mit Rostocker Professoren. Krause im Programm der grossen Stadtschule in Rostock (1875) S. 18 f. Ob die nicht selten erwähnten Rectores scolarium, die manche von den Rectoribus scholarum gar nicht unterscheiden, als Vorsteher junger Kleriker zu denken und mit den Lectoren zusammenzustellen sind, wie Raspe S. 3 f. annimmt, lassen wir unentschieden.

2) Czerny S. 9, 16, 18, 23, 25, 38, 40. Ueber die Thomasschule in Leipzig Sachse S. 17—21.

3) In Regensburg war 1268 Bertholdus Lector domus Praedicatorum, 1289 Wernherus lector Fratrum Minorum. Günthner I, 244, A. 1.

Die Stellung der an die Stadtschulen berufenen Lehrer war wesentlich dieselbe, welche für die an den kirchlichen Schulen thätigen sich darbot. Der Rector oder Schulmeister war ja auch an den Stadtschulen oft ein Kleriker, der, nachdem er die niederen Weihen empfangen hatte, mit seinem Lehramte mancherlei Kirchendienst verband und gelegentlich ganz in kirchliche Functionen eintrat. Die Berufung desselben geschah in den meisten Fällen durch den Rath der Stadt, während die Bestätigung Recht der kirchlichen Behörde (des Scholasticus) blieb. Die wissenschaftliche Ausrüstung solcher Männer lässt sich für die späteren Zeiten einigermassen darnach bestimmen, ob sie akademische Grade erlangt hatten, ob sie Magistri oder Baccalaurei (Baccalarii) waren. Man kann aber annehmen, dass seit dem vierzehnten Jahrhundert etwa ein Drittel dieser Schulmeister den höheren Titel der Magistri führte, ein zweites Drittel den der Baccalarii, während das letzte Drittel jedes akademischen Grades entbehrte. Hiernach aber standen nur die Magistri auf einer gehobenen Stufe wissenschaftlicher Bildung, die Baccalarii dagegen waren eigentlich noch im Vorhofe derselben, die jedes Titels Entbehrenden endlich hatten eine Universität überhaupt nicht besucht oder doch nicht lange genug benutzt, um auch nur die Würde eines Baccalarius erwerben zu können, und verfügten deshalb wohl in den meisten Fällen nur über ein sehr geringer Mass von Kenntnissen [1]).

Die Leistungen, zu denen ihr Lehramt sie verpflichtete, werden sich am besten aus dem, was unten über den Unterricht der Stadtschulen zu sagen ist, erkennen lassen; durch die Eifersucht der kirchlichen Vorgesetzten wurden sie selbst überall in den Grenzen des Trivium gehalten, und auch bei solcher Beschränkung waren die Ergebnisse ihres Arbeitens gewiss immer sehr unsichere. Und dabei wirkten in besonderer

---

1) Ahrens, Gesch. des Lyceums zu Hannover von 1267—1533 (1870) S. 11 f. An der Schule zu St. Johannis in Lüneburg hatten gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zwei Schulmeister nach einander die Magisterwürde. Görges, Kurze Gesch. des Gymnasiums zu Lüneburg (1869) S. 4. Nettesheim S. 107 ff.

Art noch ihre kirchlichen Functionen mit, die sie an den Pfarrkirchen zu verrichten hatten. Waren sie Kleriker, so versahen sie als Altaristen nicht selten den Dienst an einem der zahlreichen Altäre, mit denen diese Kirchen ausgestattet waren, und wir gewinnen sogleich ein Bild dieser kirchlichen Geschäfte, wenn wir vernehmen, dass die Kirche zu St. Elisabeth in Breslau 47 Altäre mit 122 Altaristen, die Kirche zu Maria Magdalena 58 Altäre mit 124 Altaristen zählte, wobei noch in Betracht kommt, dass die Zahl der an diesen Altären zu lesenden Seelenmessen ausserordentlich gross war [1]). Vom Rector und seinem Gehülfen bei Maria Magdalena verlangte eine Stiftung des Jahres 1449, dass sie mit ihren Schülern am Tage vor dem Frohnleichnamsfeste die Vespern und Metten in aller Vollständigkeit, mit Einschluss der Lobgesänge, am Sonnabende jener Woche spät die Metten und am Tage vor dem Feste Johannes des Täufers, wenn es in die Woche fiele, auch die vollständigen Matutinen singen sollten, doch so, dass zwei Drittel der neun Lectionen auf das vorangegangene Hauptfest sich zu beziehen hätten; ausserdem waren sie gehalten, an dem Frohnleichnamstage, dem darauf folgenden Sonntage und dem in diese Octave fallenden Johannistage die dritte Hora, an allen Tagen dieser Woche aber eine vollständige Messe zu singen [2]). Für den Unterricht konnte in einer solchen Woche nicht viel Zeit übrig bleiben. Aehnliche Bestimmungen aber liessen sich aus sehr verschiedenen Städten beibringen [3]). Selbst in kleineren Orten war dieser Kirchendienst von wundersamer Mannigfaltigkeit, und es konnte

---

1) Reiche, Gesch. des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau I, 11.

2) Schönborn II, 44.

3) Für Königsberg Möller, Gesch. des altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg I (1847), für Brandenburg Heydler, Materialien zur Gesch. des Bischofs Stephan von Brandenburg (1866) S. 16, für Frankfurt a. O. Schwarze, Gesch. des ehemaligen städtischen Lyceums zu Frankfurt a. O. von 1329—1813 (1873) S. 8 f., für Stendal Götze, Gesch. des Gymnasiums zu Stendal (1865) Urkunde No. VII, für Hannover Ahrens S. 20 ff.

scheinen, als wäre der Schulmeister mit seinem Locatus vorzugsweise der kirchlichen Verrichtungen halber da [1]).

Diese brachten ihnen nun auch den besten Theil des Einkommens. Denn das Schulgeld war eine sehr mässige und unsichere Einnahme [2]). Die mancherlei Angaben, welche wir in dieser Beziehung finden, zeigen uns, dass die örtlichen Verhältnisse überall massgebend waren und deshalb auch ganz verschiedene Bestimmungen treffen liessen. So zahlten in Lüneburg nach einer Anordnung von 1482 die Wohlhabenden, sie mochten Einheimische oder Fremde sein, alljährlich vierzehn Schillinge, die Aermeren die Hälfte. In Hannover dagegen hatten die Bürgerskinder längere Zeit alljährlich nur drei Schillinge und zu Ostern einen Schilling zu entrichten, während für fremde Schüler das dreifache und obendrein noch ein Eintrittsgeld in Rechnung kam [3]). In Frankfurt a. O. hatten Wohlhabendere vierteljährlich zwei Groschen an den Schulmeister und eben so viele an die Locaten zu entrichten, Aermere die Hälfte; ausserdem war für Privatstunden eine kleine Entschädigung zu gewähren [4]). Von der Elisabethschule in Breslau erfahren wir, dass das Schulgeld gering war und nur von wenigen Schülern bezahlt wurde [5]). In Nürnberg wurde 1485 bestimmt, dass alle Nebeneinnahmen gänzlich wegfallen, von jedem einheimischen Schüler aber vierteljährlich statt der bisher gezahlten 15 Pfennige 25 entrichtet werden sollten, während jeder ausheimische Schüler wöchentlich einen Pfennig bezahlen werde. Eine Verbesserung des Einkommens war dies freilich nicht, vielmehr konnte berechnet werden, dass die Erhöhung des Schulgeldes den durch den Wegfall der Nebeneinnahmen entstandenen Verlust nur etwa zur Hälfte, ja bei der Sebalder-Schule, die von ihren wohl-

1) Kreysig, Alte Nachrichten von Liebenwerda, in der Nachlese der Historie von Ober-Sachsen IX, 65 ff., vgl. 20, 53, 55.

2) Die Angaben bei Janssen I, 22 f. betreffen wohl nur einzelne günstige Ausnahmen.

3) Ahrens S. 13—16.

4) Schwarze S. 8.

5) Reiche I, 11.

habenderen Schülern mehr Accidentien gewährte, kaum zum dritten Theile decke. Indess lag eine Entschädigung wieder darin, dass der Rath den Schulmeistern zur Beheizung der Schulzimmer, die sie bis dahin zu besorgen gehabt hatten, jährlich zwölf Mass Holz unentgeltlich zu liefern versprach [1]). Die Nebeneinkünfte waren nun freilich zum Theil von seltsamer Art. In Nürnberg hatte man vorher Lichtgeld, Holzgeld, Fenstergeld, Austreibgeld, Kerngeld, Neujahrgeld gehabt, und ähnliche Leistungen finden sich in vielen anderen Städten als kleine Nebenbezüge, die nur durch ihre Häufung lästig wurden, aber dann um so mehr als Missbrauch erscheinen konnten. Einer Erklärung bedürfen nur das Austreibgeld und das Kerngeld. Das erstere war zu zahlen, wenn das sogenannte Kinder-Austreiben statt fand, d. h. wenn der Schulmeister, mit ausgespreizten Beinen auf einer Bank sitzend, die Schüler nach einander durchkriechen liess und jedem dabei einen gelinden Streich gab; es geschah dies einige Tage vor Ostern, vor Pfingsten und vor Weihnachten und hing mit der Entlassung der Schüler in die Ferien zusammen. Das Kerngeld war eine Entschädigung für die sonst von den Schülern in der Sommerzeit gelieferten Kirschkerne (Weichselkerne), wobei es aber nicht, wie man vermuthet hat, auf Reinhaltung der Schulräume abgesehen war, sondern eine Lieferung von Kirschkernen zum Nutzen des Haushaltes der Lehrer in Frage kam [2]). In Görlitz betrug das Schulgeld halbjährlich einen Groschen, wozu dann kirchliche Einnahmen und für den Rector freier Tisch beim Pfarrer kam [3]). An manchen Orten wurden

---

1) Heerwagen, Zur Gesch. der Nürnberger Gelehrtenschulen 1485 bis 1526 (1860) S. 7.

2) S. Franck, antiquarische Bemerkung zu einer Studienordnung der lateinischen Rathsschule zu Landau vom Jahre 1432 (1874) S. 7 f. Die Lieferung von Kirschkernen hatte lediglich den Zweck, durch diese Kerne, die man zerquetscht und zerstossen oder auch ganz, beides in grossen Quantitäten, in die Fässer that, die Qualität des Bieres zu verbessern; man glaubte, ein solches Bier sei gut für die Blase und in hohem Grade stärkend für den Magen.

3) Kaemmel, Hass S. 40.

den Lehrern Naturalien (Brot, Heringe, Wein) geliefert, oder man half ihnen durch Gasttische; auch gaben hier und da örtliche Feste Anlass und Mittel zu besonderen Spenden für die Lehrer.

Liberal jedoch waren die städtischen Behörden selten. Und sie konnten es nicht sein, da ihnen, auch wenn sie an der Spitze wohlhabender Gemeinden standen, die Stadtkassen nur sehr beschränkte Mittel zur Verfügung stellten. Ueberhaupt fassten sie ihr Verhältniss zu den Schulmeistern, die sie beriefen, nicht so auf, dass sie besondere Pflichten zu übernehmen schienen, sondern so, dass sie ein Recht gewährten. Sie räumten dem Berufenen das Schulhaus nebst Inventar ein und überliessen es ihm, das daran sich knüpfende Geschäft zu betreiben, forderten aber gelegentlich dafür einen Pachtzins (pensio), wie sie es etwa bei Weinkellern, Badstuben, Mühlen thaten [1]). Die so gewährten Räumlichkeiten genügten übrigens wohl nur bescheidenen Ansprüchen und boten neben den Räumen für den Unterricht zur Wohnung ausreichenden Platz nur solchen Männern, die, weil sie unverheirathet waren, mit einem Zimmer zufrieden sein konnten. Und doch war unter Umständen auch der Cantor oder Succentor unterzubringen; ebenso war für die Locati Raum zu schaffen [2]).

In der That hat die Kirche für die an den Stadtschulen thätigen Männer das Beste gethan. Was diese als Kirchendiener an Pfründen und sonstigen Einkünften erhielten, ging wohl in den meisten Fällen weit über dasjenige hinaus, was ihnen der Schuldienst brachte. Natürlich aber bildeten sich auch in dieser Beziehung sehr verschiedene Verhältnisse. So führten bei der Pfarrschule zu St. Jakob in Neisse der Rector und seine Gehilfen als unbeweibte Kleriker ein gemeinschaftliches Leben und hatten neben dem Dienste an der Schule

1) Ahrens a. a. O. Eben deshalb beschränken sich auch die Bestallungsurkunden auf Aeusserlichkeiten, von Methode und Lehrplan ist nicht die Rede.

2) Vgl. Nettesheim S. 106 f. Das Unbefriedigende in der Stellung selbst der Rectoren bedingte den sehr häufigen Lehrerwechsel, S. 113 f. Ueber die Einkünfte S. 115 ff.

die Einnahmen von Altären und von Pfründen; der Rector war meist ein Priester [1]). Mit solcher Stellung hing es nun auch zusammen, dass die Pfarrer an den Hauptfesten (Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt, zur Kirchenweihe, am Feste des Patrons der Kirche) den Rector und seine Mitarbeiter an den Tisch nahmen und anständig mit Speise und Trank erquickten [2]).

Eine besondere Einnahmequelle erschloss sich denjenigen Schulmeistern, welche Kenntnisse und Gewandtheit genug besassen, um als Stadtschreiber (Notarii publici) den Räthen der Städte dienen zu können [3]). Für manche wurde dies ein Uebergang zu städtischen Aemtern, und mancher Schulmeister hat sein Leben als Bürgermeister beschlossen [4]).

Solche Erfolge waren den Unterlehrern selten beschieden [5]). Ganz abhängig von dem Meister, der sie miethete, hatten sie nur ein kärgliches Einkommen und wechselten daher auch noch häufiger ihre Stellung als jene, da von solchem Wechsel eher eine Verbesserung ihrer Lage zu hoffen war. Oft waren sie aus dem lockeren Geschlecht der fahrenden Schüler; manche hatten wohl auch an einer Universität etwas gelernt und konnten wohl gar als Baccalarii sich einführen; sie

1) Es gab besondere Stiftungen für die Lehrer in Bezug für den Kirchendienst. Interessantes bei Tschiersch, Gesch. des Luckauer Schulwesens (1880) S. 5.

2) Schulmeister und Unterlehrer standen auch sonst in einem zunftmässigen Verhältniss von Meister und Gesellen. Ruhkopf S. 99 ff. Ueber Neisse Kastner, Aus der Gesch. des Pfarrgymn. zu Neisse (1865) S. 2.

3) Solche Vereinigung der Thätigkeit des Rector Scholae und des Notarius in Iglau um 1380. Wallner, Gesch. des k. k. Gymnasiums zu Iglau (1880) S. 9 ff.

4) Zimmermann 12. Beispiele solcher Uebergänge aus Schlesien und der Lausitz s. Neumann, Gesch. von Görlitz S. 451. Schütt, Gesch. des Gymnasiums in Görlitz S. 7. 14. H. Kaemmel im Neuen Lausitzischen Magazin 49, 246 ff. O. Kaemmel, Hass S. 39. 49.

5) Gewöhnlich hiessen sie Locati (Gedungene); in Schlesien und den angrenzenden Ländern nannte man sie wohl auch Signatores (signa = Buchstabe); im südlichen Deutschland findet sich der Name Stampuales (Stampus = nota); Baccalarius war akademischer Titel und Amtsbezeichnung zugleich. Ruhkopf S. 104 f., 254.

brachten dann zugleich etwas freiere Anschauungen von den Dingen des Lebens mit herzu. Die Zahl dieser Unterlehrer war natürlich nach der Grösse und Bedeutung der Schulen verschieden. Viele reichten mit einem solchen Gehilfen aus, mehr als vier hat wohl keine Schule jener Zeit gehabt.

Nach dem Gesagten wird die Erklärung gerechtfertigt sein, dass die Lehrerschaft an den Stadtschulen in keiner irgend erheblichen Beziehung vom klerikalen Leben sich abgelöst und eine besondere Stellung oder Bedeutung zu gewinnen versucht habe. Wenn also doch in den Stadtgemeinden, die solche Schulen einrichteten, ein dunkles Hinstreben auf eine weitere und freiere Bildung sich wirksam erwies, so kam dies nicht gerade in denen zum Ausdruck, welche an diesen Schulen zu lehren hatten. Und waren denn nicht auch die Lehrer der Hochschulen, so gewiss ihnen deren Verfassung für Forschung und Unterricht eine höhere Unabhängigkeit zu sichern schien, im Ganzen von dem Geiste, der alles Leben beherrschte, geleitet und gebunden? Ganz abgesehen davon, dass an den Universitäten mancherlei Formen fort und fort an den engen Zusammenhang derselben mit der Kirche erinnerten, — sie hatten doch oft ihre tüchtigsten Lehrer aus den grossen Volksorden, und ihre besten und reichsten Einkünfte gab ihnen die Kirche, der sie zu Zeiten durch Theilnahme an edlen Reformbestrebungen aus tiefem Verfalle aufzuhelfen suchten, niemals aber so entgegentraten, dass auch nur der Schein einer auf Unabhängigkeit hinstrebenden Agitation entstanden wäre. Freilich neben den gedrückten und demüthigen Meistern und Gesellen, die an den Stadtschulen wirkten und überall wie auf der Durchreise für kurze Zeit eintraten, hatten doch die in dem festen Gefüge einer Corporation vereinigten und von dem starken Geiste solcher Corporation getragenen Gelehrten eine Stellung, die auch den Widerstrebenden Achtung abgewann und meist auch über die kleinen Sorgen des Lebens erhob [1]). Diese Rectoren und

1) Dass die äussere Stellung auch der Universitätslehrer doch in den meisten Fällen eine ziemlich kümmerliche war, zeigt Paulsen, Organi-

Decane mit den Insignien ihrer Würden, diese von einer bunt zusammengesetzten und frisch aufstrebenden Zuhörerschaft umdrängten Vertreter der Wissenschaften waren erfüllt von dem Gefühle ihrer Bedeutung, die sie in stetigem Aufsteigen von Stufe zu Stufe gewonnen hatten und in ihren Vorlesungen als bedächtig entwickelnde Gelehrte, in ihren Disputationen als schlagfertige Dialektiker Tag für Tag erkennbar machten [1]).

Wir dürfen an dieser Stelle nicht näher eingehen auf das Leben und Wirken dieser akademischen Lehrer und können uns daher auch erlassen, die in diesen Kreisen stark genug hervortretenden Mängel und Gebrechen hervorzuheben. Wenn vom Eindringen des Humanismus in die Universitäten zu sprechen sein wird, haben wir den geschlossenen Corporationen, die wir jetzt verlassen, noch einmal unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wir treffen auf Zustände eigenthümlichster Art, wenn wir, in den Schulen jener Zeiten umherschauend, die Lernenden genauer in's Auge fassen. Das Gemeinsame aber ist auch hier, dass der Geist der Kirche alle Verhältnisse durchdringt, alle Ordnungen beherrscht, alle Formen erfüllt. Die Knaben und Jünglinge, welche die Kirche unter ihre Leitung nimmt, bildet sie entweder ganz unmittelbar für ihren Dienst zu allmählicher Ergänzung der in den Reihen des Klerus entstehenden Lücken, oder sie zieht sie auf Zeit für die Mitwirkung an den Cultushandlungen heran, in allem Unterricht aber kommt nur das zur Anwendung, was die Kirche als zweckmässig erkannt, als heilsame Lehre und ehrwürdigen Brauch sanctionirt hat. Darum ist nun auch in Allem, was bestimmend auf die Lernenden wirkt, durch Jahrhunderte eine wundersame Stetigkeit. Man lässt allmählich wohl Vieles in Verfall gerathen; aber man ändert selten, und was aufrecht bleibt, das erscheint

---

sation und Lebensordnung der deutschen Universitäten im Mittelalter. Hist. Zeitschrift 1881, S. 342 ff., 404 f., 433 f.

1) Der klerikale Charakter der Lehrer und Schüler an den Universitäten, das Cölibat, das Zusammenwohnen nach klösterlichem Zuschnitt gab dem Leben dieser Universitäten eine von dem Leben unserer Universitäten ganz verschiedene Gestalt.

mehr oder weniger als Fortsetzung des aus früherer Zeit Ueberkommenen. Und wie wir in der vorausgeschickten Betrachtung gesehen haben, dass auch die Stadtschulen wesentlich an das kirchlich Gegebene sich halten, so werden wir dies auch in der folgenden Betrachtung überall wahrzunehmen haben.

Wir versetzen uns aber zuerst in die Kreise der Domschüler, für welche ja doch die kirchlichen Gesichtspunkte in besonderer Weise massgebend sein mussten.

Es ist bekannt, dass die tüchtig geleiteten Domschulen der früheren Zeit von allen Seiten, zum Theil aus weiter Ferne, Zöglinge sich zugeführt sahen. Hildesheim und Paderborn, Lüttich und Utrecht waren in solcher Beziehung vor anderen berühmt. Später minderte sich die Zahl der Schüler fast überall, und oft beschränkte man sich auf solche, die für geistliche Functionen sich vorbereiten oder eine Zeit lang beim Gottesdienste mitwirken sollten. Die Aufnahme bestimmte sich dann meist nach dem Bedarf. Von selbst ergab sich dabei auch, dass als Söhne aus vornehmeren Familien gewöhnlich nur solche eintraten, die später Pfründen von grösserem Belang erhalten konnten, während aus dürftigen Verhältnissen meist solche kamen, die nur zu untergeordnetem Dienste Zulass finden sollten; klein war wohl immer die Zahl derjenigen, welche der freiere Bildungstrieb in die Domschulen führte. Dabei liess sich also auch die alte Unterscheidung von pueri subjugales und socii oder secundarii recht wohl aufrecht erhalten [1]. Die ärmeren Schüler erschienen entweder als panenses (Brotschüler), welche täglich von der Präsenz oder von Stiftungen Brot erhielten, oder als scolares ad mappam (ad scutellam) die weitere Kost empfingen; jene und diese waren dafür zu besonderen Leistungen in der Kirche verpflichtet. Stiftungen für solche Schüler werden ziemlich oft erwähnt [2]. Nebenbei erhielten sie wohl auch Schuhe und

1) Dürre, Gesch. der Gelehrtenschulen zu Braunschweig I, 7 f.

2) Für Hamburg Meyer S. 14, für Osnabrück und Minden Hartmann, Beiträge zur Gesch. der Schulen in Osnabrück S. 4 ff., für Speyer

Kappen aus frommen Stiftungen oder sie durften vor den Häusern Almosen sammeln. Manche gelangten, und zuweilen noch in sehr jungen Jahren, zu Commenden oder Vicarien, die, wenn die so Begünstigten das dazu Erforderliche noch nicht besorgen konnten, durch einen Procurator verwaltet wurden. In einzelnen Fällen wurden von Aemtern und Gewerken zur Unterstützung armer Schüler eigene Commenden gestiftet. Einer besonderen Fürsorge hatten sich natürlich diejenigen Domschüler zu erfreuen, welche für den geistlichen Stand bestimmt oder auch für den Chorgesang in der Kirche besonders geeignet waren. Sie wohnten, zum Theil zusammen mit den jüngeren Kanonikern, in einem zum Dome gehörigen Gebäude, erhielten ihre Kost aus Stiftungen oder von dem Tische der Domherren und hatten natürlich auch ihr gemeinschaftliches Dormitorium (daher der Ausdruck dormitoriales, Schlafschüler), wo sie gewiss zugleich unter besonderer Aufsicht standen. Die Chorschüler (chorales) hatten nun freilich einen sehr anstrengenden Dienst. Sie sollten bei allen kanonischen Horen und Messen zugegen sein und eines sorgfältigen Gesanges sich befleissigen; auch wenn novem lectiones gelesen wurden oder das Te Deum zu singen war, sollten alle die Frühmetten besuchen, nur wenn bei Nacht gesungen wurde, hatte nur einer von ihnen bei den Frühmetten zu erscheinen; auch für die sogenannten kleinen Vigilien (vigiliae minores s. breves) wurden sie in Anspruch genommen. Die ihnen zugewiesenen Einkünfte und sonstigen Vortheile waren immerhin nicht ganz gering, aber lockend doch wohl nur für Aermere. Uebrigens standen diese Chorschüler oft in üblem Rufe. Sie erfüllten ihre Pflichten oft in sorglosester Weise, blieben von den Gottesdiensten weg oder störten, wenn sie erschienen, durch Plaudereien sich und andere; nicht selten erregten sie durch ein geradezu unsittliches und rohes Betragen allgemeinen Unwillen, und die zuweilen wieder eingeschärften Vorschriften der alten Chordisciplin fruchteten wenig. Zu besonders grobem

---

Mone a. a. O. S. 271 f., 274 f., für Basel S. 266. Vgl. desselben Gesch. des Oberrheins I, 130 f., 267 und 278 f.

Unfuge scheinen die nächtlichen Gottesdienste Anlass gegeben zu haben[1]). — Es kann aber doch nicht auffallen, dass auch andere Kirchen ihre besondere Chorschule hatten. So finden wir in Hamburg neben den Chorschulen des Domes auch solche bei der Nikolaikirche und bei der Jakobikirche. Sie dienten dann natürlich auch den frommen Brüderschaften, welche an diese Kirchen ihre besonderen Andachten knüpften, wie z. B. der im Jahre 1374 gestifteten Wenceslaus-Brüderschaft bei St. Jakobi, die auch bei ihrem jährlichen Festmahle sechs arme Schüler zuzog und dabei durch einen derselben die Vereinsordnung vorlesen und zu deren Befolgung auffordern liess[2]).

Das vierteljährlich zu entrichtende Schulgeld war auch an den Domschulen in früherer Zeit ein sehr mässiges gewesen und gewöhnlich so bestimmt worden, dass die Zahlung selbst für Begüterte gering, für minder Wohlhabende und für Aermere noch unbedeutender war. Von dem Ertrage kam gewöhnlich ein Drittel an die Lehrer, das zweite Drittel sollte der Scholasticus für Schulbedürfnisse verwenden, das Uebrige fiel dem Scholasticus zu, der aber dem an seiner Stelle den Unterricht leitenden Rector noch einen jährlichen Gehalt zu zahlen hatte, hierbei jedoch aus der Kasse des Capitels einen Zuschuss erhielt. Als nun der Geldwerth mehr und mehr sank und der bisher zu berechnende, ohnehin nicht immer sichere Ertrag im Verhältniss zu den Anforderungen der Zeit als durchaus ungenügend erschien, versuchten die Scholastici eine Erhöhung des Schulgeldes zu erwirken, stiessen dann aber bei der Bevölkerung nicht selten auf harten Widerspruch, da die Leistungen der Domschulen sehr wenig befriedigten und das Verlangte viel mehr das Einkommen der Scholastici vermehren als dem Unterrichte aufhelfen zu sollen schien. Es kam in solchen Fällen unter besonderen Umständen zu langwierigen,

---

1) In Hamburg wurde zu Anfang des Jahres 1446 das Institut der Schlafschüler auf Begehren des Rathes vom Capitel gänzlich abgeschafft und durch ehrbare Priester ersetzt. Meyer S. 25 f.

2) Meyer S. 28 und 14.

mit Leidenschaft geführten Streitigkeiten, die indess wohl immer mit dem Siege der Scholastici endigten, die nebenbei auch für Heizung, Beleuchtung, Inventar kleine Beträge einfordern liessen [1]).

Etwas anders gestalteten sich die Dinge für die Klosterschüler. Der Zudrang zu den Klöstern war auch in den späteren Zeiten des Mittelalters sehr gross, und wie allmählich die reichen Abteien für die jungen Söhne adeliger Familien „Spittel" geworden waren, so suchten fortwährend aus den weiteren Kreisen des Volkes viele, die ausreichender Mittel oder auch der Neigung entbehrten, im Leben der Welt sich eine Stellung zu verschaffen, ein Unterkommen hinter den Mauern eines Klosters, wenn sie ein solches nicht im Dienste einer Dom- oder Stiftskirche oder sonst in klerikalem Zusammenhange fanden. Für solche bestimmten dann wohl oft Eltern oder Verwandte in Testamenten eine Summe Geldes, die den Aufgenommenen den nöthigen Unterhalt sichern, für den Fall aber, dass sie stürben, dem Kloster zufallen sollte [2]). Man wird von ihnen noch die pueri oblati zu unterscheiden haben, die auch in dieser späteren Zeit nicht selten erwähnt werden, Knaben, die zuweilen noch vor der Geburt von frommen Eltern dem Klosterleben gewidmet waren oder doch schon in frühester Jugend einem Kloster zur Erziehung für den geistlichen Beruf übergeben wurden. Doch blieb diesen seit dem elften Jahrhundert in den meisten Klöstern die freie Berufswahl vorbehalten, und in vielen Fällen gereichten solche Klosterzöglinge, auch wenn sie bereits das Mönchskleid angelegt hatten, den Conventen zu geringem Segen, da sie mit scheelem Auge auf ihre weltlichen Verwandten blickten, die in Freiheit das Leben geniessen konnten, und gelegentlich wohl auch dem Kloster den Rücken kehrten [3]). Es versteht sich von selbst, dass die so dem Klosterleben Zugeführten auch eines gewissen Unterrichts theilhaftig wurden, um sie für die kirchlichen Functionen

1) Meyer S. 18 f.
2) Sack, Gesch. der Schulen zu Braunschweig I, 14 f.
3) Frind II, 357. Czerny S. 3 und 41.

vorzubereiten. Dass aber damals noch, entsprechend den Einrichtungen früherer Zeit, auch Externi in den Klöstern zugelassen worden und für solchen weiteren Kreis eine Lehranstalt bestanden habe, darf man gewiss nicht als Regel ansehen. Auch bedeutendere Klöster haben es nie zu solcher Doppelheit gebracht. Aber zu den rühmlichen Ausnahmen gehörte das Kloster Reichersberg in Bayern, das bald nach seiner Gründung im Jahre 1084 eine doppelte Schule hatte und noch im fünfzehnten Jahrhundert bewahrt zu haben scheint, für Knaben und Jünglinge, die für den geistlichen Stand bestimmt waren und für solche, die nur auf Zeit des Unterrichts wegen dorthin gebracht wurden [1]). Die Frequenz von Klosterschulen zu bestimmen, ist in den meisten Fällen unmöglich; im allgemeinen darf man annehmen. dass in Landschaften, welche zahlreiche Klöster hatten oder die Stadtschulen zu rascherer Entwickelung kommen sahen, die Schulen der meisten Klöster nur wenige Zöglinge vereinigten und zuweilen wohl gar auf solche sich beschränkten, die für den Chorgesang unentbehrlich waren [2]). Seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zogen ja auch viele Lernbegierige den Universitäten zu, deren Unterricht dann besonders dazu diente, dass höherer Unterricht in den Klosterschulen (das Quadrivium) immer seltener wurde.

Die Klosterschüler wohnten wohl überall in einem zum Kloster gehörigen Hause beisammen, das während der Nacht, um Unfug zu verhüten, geschlossen war; der Schlüssel befand sich dann in den Händen des Abtes oder Priors. An manchen kleinen Freuden wird es auch in dieser späteren Zeit den Klosterschülern nicht gefehlt haben. Aber auch an bedenklichen Scenen, die zwischen den Mönchen sich abspielten,

---

1) Czerny S. 22 f.

2) Die Chorschüler hatten doch auch in den Klöstern nicht selten einen recht schweren Dienst. So sollten in St. Florian nach einer Stiftung von 1323 vier arme Schüler (wohl eben Chorschüler) an einem bestimmten Tage zwei Psalter am Grabe eines verstorbenen Chorherren beten und dafür alljährlich 30 Pfennige erhalten. Die Stiftung bestand noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Czerny S. 14.

nahm diese Jugend Theil. So finden wir, dass 1212 die Anhänger eines unter Zwiespalt gewählten Propstes auf dem Petersberge bei Halle durch die Klosterschüler unter ihrem Lehrer sich verstärkten, um dann mit laut schallendem Gesange den Erwählten in die Kirche zu begleiten [1]). Ein eigenthümliches Bild gibt es wieder, wenn wir lesen, dass im dreizehnten Jahrhundert die Klosterschüler von St. Florian die Klausnerin Walpurgis in ihrer Einsamkeit aufzusuchen pflegten, die sie wie ihre Söhne empfing und gelegentlich im Lesen sich von ihnen unterrichten liess [2]).

Eine bunte Mannigfaltigkeit von Thatsachen bietet sich uns dar, wenn wir in das Leben der Stadtschulen uns versetzen. Abgesehen davon, dass neben diesen der Fürsorge der Gemeinden und Kirchspiele anbefohlenen Anstalten auch mancherlei Privatschulen (Winkelschulen, Klippschulen, Schreibschulen) wenigstens in grösseren Städten bestanden, hatte man in solchen Städten ja nicht selten auch mehrere öffentliche Schulen neben einander, die nach der andern Seite wieder mit den kirchlichen Schulen in Concurrenz traten. Für die Stadtschulen aber ergab sich aller Orten die Unterscheidung zwischen den Bürgerkindern und den andern oder fremden Schülern wie von selbst. Die letzteren hiessen wohl auch ganz einfach „Schüler", weil sie in der Stadt gerade dies und nichts anderes waren; man stellte „Bürgerkinder und Schüler" zusammen. Dass nun die ersteren entschieden bevorzugt wurden, kann nicht auffallen; für sie hatten die Städte zum Theil unter schweren Kämpfen eigene Schulen errichtet, und die Mittel, welche sie zu ihrer Unterhaltung aufwandten, kamen eben auch aus den Gemeindekassen, die selten reichere Zuflüsse hatten, also um so mehr den Nächsten zu Gute kommen sollten. Darum wurde nun auch den Schulmeistern besondere Sorge für die Bürgerkinder zur Pflicht gemacht; auch hatten diese ein geringeres Schulgeld zu zahlen als die fremden Schüler, die auch nur in beschränkter Anzahl zuge-

1) Chronicon Montis Sereni a. 1212.
2) Czerny S. 9 f.

lassen werden sollten [1]). Reibungen zwischen den bevorzugten und den bloss geduldeten Schülern konnten nirgends ausbleiben. Zuweilen kam es auch zu gewaltsamen Massregeln der städtischen Behörden. So drangen eines Tages (9. December 1479) zu Halle, auf geheime Veranstaltung des Schulmeisters, die sechs Stadtknechte mit Schwertern und Hämmern in die Schule, während von der andern Seite der Schulmeister mit Ruthen unter dem Arme herbeieilte und einen grossen Schüler ergriff. Aber die so Bedrohten setzten sich zur Wehre, schlugen die Stadtknechte aus der Schule hinaus und würden sie übel zugerichtet haben, wenn sie Waffen gehabt hätten. Hierauf aber erging der Befehl, dass alle fremden Schüler sofort die Stadt verlassen sollten, und nur auf dringendes Bitten erlangten sie einen Tag Aufschub. Die Austreibung wurde wirklich durchgesetzt. Noch an demselben Tage schickte der Rath die Stadtknechte zu den Bürgern, welche fremde Schüler aufgenommen hatten, und liess ihnen sagen, dass sie diese, wenn sie nicht in Strafe fallen wollten, nur diesen Tag noch behalten dürften. So zogen nun am nächsten Morgen die armen Fremdlinge, nachdem sie bei St. Ulrich eine Messe gehört hatten, durch die Stadt zum Moritzthore hinaus, „und es waren alle gute, fromme Gesellen, das sagten auch die Locaten, denen war es sehr leid" [2]). Im allgemeinen freilich konnte man es den städtischen Behörden nicht gerade verargen, wenn sie den Zufluss fremder Schüler zu beschränken suchten. Es waren ja meist Burschen aus dem seltsamen Geschlecht der Vaganten oder Bacchanten, die als „fahrende Schüler" überall zufrieden waren und doch nirgends eine bleibende Stätte hatten, die in manchen Fällen wohl durch Witz und Kenntnisse sich empfahlen, aber auch durch Betteln und Stehlen sehr lästig wurden, die gelegentlich selbst als Lehrer (Locati) gebraucht werden konnten, aber auch wieder durch die Misshandlungen, welche sie die ihnen folgenden kleinen „Schützen"

1) Ahrens S. 16 f.

2) Opel, Das Tagebuch des Rathsmeisters Marcus Spickendorff von Halle (1872) S. 19.

erfahren liessen, den Unmuth der Unbetheiligten erregten, Menschen von unbezähmbarem Wandertriebe, lustig auch im Elend, Gegenstand der Theilnahme auch für diejenigen, die sie fürchteten, bisweilen doch zu festen und lohnenden Stellungen sich durcharbeitend. Bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hat sich dieses Geschlecht erhalten[1]). Bekanntlich gehörte ihnen auch jener Schwindler Johann Faust an, der einige Monate des Jahres 1507 an der Schule zu Kreuznach lehrte und sicherlich seinen vielfach geübten Teufeleien es zu danken hatte, dass er in so enge Verbindung mit dem Bösen gebracht wurde[2]). Zuweilen verdienten diese Vaganten scharfe Zurechtweisung in den Städten, die ihnen doch freundliche Aufnahme gewährt hatten; es kam gelegentlich zu nächtlichen Tumulten, in denen sie sich selbst unter einander bis auf den Tod verwundeten oder auch mit den Bürgern in harten Streit geriethen.

Und doch wandte man ihnen immer wieder herzliche Theilnahme zu. Die Wanderlust, die sie von Land zu Land trieb, entsprach gar sehr dem deutschen Gefühl; manchen machten sie durch Kenntniss und Anstelligkeit sich nützlich, andere liessen sich durch die Schelmenstreiche, die sie verübten, ergötzen[3]). Es war wohl vorzugsweise an fahrende Schüler gedacht, als im Jahre 1410 ein Bürger zu Breslau für die kranken Schüler der drei Schulen zu Maria Magdalena,

---

1) An die von Fechter herausgegebenen Autobiographien von Thomas Platter und Felix Platter (Basel 1840) braucht hier nur erinnert zu werden. Eine beachtenswerthe Ergänzung bietet Joh. Butzbachs Wanderbüchlein in der Bearbeitung von Becker (Regensburg 1869). Sonst siehe Palm im Art. „Bacchanten“ in Schmids Encyclopädie I, 364 ff. Dazu noch Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters. Görlitz 1870. Büdinger, Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich. Wien 1854.

2) Wulfert, Das gelehrte Schulwesens Kreuznachs. 1869.

3) Drollig ist die Erzählung des Cäsarius von Heisterbach von einem Vaganten, der bei Nacht im Haus einer Frau gastliche Aufnahme findet, aber nun ein Heilmittel gegen den Hautausschlag ihrer Tochter schaffen soll, zuletzt auch wirklich, um loszukommen, auf gut Glück Bestandtheile zu einer Salbe angibt, die in gehoffter Weise wirkt. Dialog. Miracul. VII, 16.

Elisabeth und Corpus Christi sein Haus bestimmte, dass sie darin Aufnahme und Pflege fänden, wobei er noch erklärte, dass die Vollstrecker seines letzten Willens noch ein neues Haus im Hofe bauen sollten, wenn er nicht selbst noch diesen Neubau ausführen könnte [1]). Im Jahre 1453 kaufte der Rath der Stadt das Hospital zu St. Hieronymus für arme Schüler der genannten Schulen. Wir werden wieder an Vaganten zu denken haben, wenn ein breslauer Chronist im Jahre 1502 berichtet, dass unter die armen Schüler eine besondere Krankheit (die Syphilis) gekommen, dass ihrer 250 krank gelegen und der Raum zu St. Hieronymus nicht mehr ausreichend erschienen, vielmehr ein Haus daneben angekauft worden, um die Kranken gehörig unterzubringen [2]). — Dass fahrende Schüler auch an der Klosterpforte neben andern Armen eine Spende erhielten, dafür fehlt es nicht an Beispielen [3]).

Aber die Wohlthätigkeit gegen arme Schüler war überhaupt sehr gross in den Städten. Und solcher Schüler gab es, ganz abgesehen von den Vaganten, sehr viele an Orten, deren Schulen einen guten Ruf hatten; selbst aus weiter Entfernung zogen Knaben und Jünglinge heran, oft von allen Mitteln entblösst, aber voll Zuversicht, dass sie als „Mendicanten" ihren Unterhalt und damit die Möglichkeit zu anhaltenden Studien finden würden. Es ist merkwürdig, mit welcher Herzlosigkeit nicht selten die Eltern ihre Söhne auf das Ungewisse hin in eine solche Bahn entliessen. Aber in Zeiten, wo Tausende von Mönchen bettelnd in Stadt und Land umherwanderten und freiwillige Armuth für sie selbst, das Darreichen von Almosen aber für die Besitzenden als etwas besonders Verdienstliches ansehen liessen, erschien kecken Schulgesellen, wie ihren Eltern, Armuth und Bettelei nicht als beschwerlich, noch weniger als schimpflich, und sie verrechneten sich nicht, wenn sie von dem milden Sinne der

1) Schönborn, Beiträge zur Gesch. der Schule zu St. Maria und Magdalena I (1834).

2) Pols Breslauer Jahrbücher herausgegeben von Büsching (1815) Bd. II, S. 178.

3) Mone S. 148.

Begüterten alles, was sie brauchten, zu erlangen hofften. Wir wissen, wie es dem kleinen Luther in Magdeburg und Eisenach ging, und er war doch nicht aus so dürftiger Familie, dass nicht manche Erleichterung für ihn zu schaffen gewesen wäre. Heinrich Bullinger aber, der 1516 aus der Schweiz an den Niederrhein wanderte, um die damals berühmte Stiftsschule in Emmerich zu besuchen, hat in seinen Aufzeichnungen das Verlangen seines Vaters erwähnt, dass er in seiner ganzen Schulzeit sein Brot von Thür zu Thür suche, nicht weil er dies gerade nöthig habe, sondern dass er erfahre, wie schlimm doch das Loos des Bettelns sei, und er dann später durch das ganze Leben den Armen freundlich sich erweise [1]). Indess war die Zahl der wirklich armen Schüler gewiss in allen bedeutenderen Schulen verhältnissmässig gross, wenn man diejenigen einrechnete, die aus den näheren Kreisen kamen, und zu Erweisungen der Mildthätigkeit war reiche Gelegenheit.

Es ist kein unerfreuliches Geschäft, solche Erweisungen im Einzelnen zu betrachten. Viele Bürger nahmen arme Schüler in ihr Haus und an ihren Tisch auf. Dieselben fungirten dann wohl auch als Hauslehrer (paedagogi), begleiteten die Knaben der Familie in die Schule und unterstützten hier den Schulmeister [2]). Manche Städte hatten für Schüler dieser Art in den Schulhäusern nothdürftige Wohnungen eingerichtet, oder es öffneten sich für sie besondere Hospitia (Xenodochia [3]). Die zu gewissen Zeiten vor den Thüren singenden Mendicanten zogen selten weiter, ohne eine Spende erhalten zu haben. Begüterte Häuser gewährten wohl an Sonn- und Festtagen regelmässige Spenden. In Neisse kamen am Weihnachtsfeste alle Schüler, grosse und kleine, zweihundert an der Zahl oder auch mehr, auf dem Pfarrhofe zusammen und empfingen dann eine reichliche Erquickung an Fleisch, Zukost und Trank. Andere Spenden kamen aus Stiftungen und knüpften sich an besondere Leistungen. So hatte der Bischof Heinrich von

1) Krafft S. 9.

2) Heerwagen S. 12.

3) Kästner, Gesch. des Pfarrgymnasiums zu Neisse (1865) S. 4. Nettesheim S. 133.

Speier († 1272) in seiner Stiftung neben den Armen des Hospitals auch die armen Schüler bedacht, die alljährlich an seinem Gedächtnisstage kleine mürbe Weissbrote in runder Form, immer zwei zusammengebacken (vocantiae), und einfach in Wasser gebackene Wecken von ähnlicher Form (cunei) erhalten sollten; ein Theil dieser Schüler, die panenses, hatte dann am Grabe des Stifters nach der Seelenmesse den Psalm de profundis zu singen. In andern Fällen erfolgte die Vertheilung auch im Kreuzgange oder in der Kirche. Immer war eine solche vorher von der Kanzel öffentlich anzukündigen und dann sorgfältig darauf zu achten, dass die Ausgebliebenen unbeachtet gelassen, ihre Portionen andern zugetheilt würden. Wenn bei solchen Stiftungen Ueberschuss sich ergab, so wurde dieser nicht, wie etwa jetzt, zum Capital geschlagen, sondern unter die armen Schüler vertheilt; man stellte es der Wohlthätigkeit Anderer anheim, das Stiftungscapital durch neue Vermächtnisse zu verstärken und so weitere Spenden möglich zu machen [1]. Auch Legate für einzelne arme Schüler, die einem Bürgerhause näher getreten waren, kamen ziemlich oft vor [2].

Nicht unbedeutende Unterstützungen flossen den armen Schülern aus dem Kirchendienste zu, ja es geschah nicht selten, dass bei feierlichen Leichenbegängnissen, bei Processionen u. s. w. alle Schüler einige Pfennige oder Schillinge erhielten [3]. Die sogenannten Pfarrschüler, durch die niedere Weihe berechtigt, dem an einem Altare fungirenden Priester bei den vielfachen Messen und Festen, bei Vigilien, Memorien etc. hilfreiche Hand zu leisten, auch wohl die Räucherung der Kirche zu besorgen, hatten gewiss mancherlei Vortheile von solchem Dienste und gingen auch anderen Schülern, die ebenfalls beim Gottesdienste mitzuwirken hatten, bei Processionen voran. Ihnen zunächst scheinen die Chorschüler oder Orgelsänger gestanden zu haben; sie hatten bei zahl-

1) Mone S. 129 f.
2) Sack S. 21 f.
3) Sack S. 26.

reichen Psalmen, Wechselgesängen, Antiphonen, Responsorien unter Begleitung der Orgel das Beste zu thun, wie auch bei Processionen und Leichenbegängnissen durch kunstreichen Gesang die Herzen zu erbauen [1]. Den Opfermannsschülern (meist war dem Opfermann einer Kirche wohl nur ein Schüler zugetheilt) lag es ob, für abendliche Gottesdienste oder für Frühmetten die Kerzen an den vielen Altären und sonst im heiligen Raume anzuzünden, die ewigen Lampen brennend zu erhalten [2]. Wieder andere Pflichten hatten die Schlafschüler (dormitoriales), die abwechselnd in der Kirche ihre Schlafstellen hatten und während der Nacht für die Sicherheit der kostbaren Gefässe und Ornate zu sorgen, wohl auch von Zeit zu Zeit die Reinigung derselben vorzunehmen hatten. Es scheint aber solche Schlafschüler auch in den Schulhäusern gegeben zu haben [3]. Natürlich war dafür gesorgt, besonders auch durch Vermächtnisse, dass für alle solche Dienstleistungen kleine Einnahmen sich berechnen liessen [4]. Dass für diese Schüler das ganze Leben einen durchaus kirchlichen Charakter gewann, versteht sich von selbst, liesse sich auch durch merkwürdige Einzelheiten belegen. Es ist gewiss an Chorschulen zu denken, wenn wir folgenden Bericht von der Pfarrschule in Neisse lesen [5]. Da schlug früh beim Ertönen der Glocke der Signator (der unterste Lehrer) mit seinem Schreibgriffel an das Kämmerchen der Schreiber (der grösseren Schüler), die über seiner Stube schliefen, indem er das Invitatorium anstimmte: Regem apostolorum, venite, adoremus, und jene antworteten mit denselben Worten. Darauf sang der Signator: Venite, exsultemus domino, jubilemus, und wiederum antworteten jene, während sie sich ankleideten, mit eben diesen Worten. Dann gingen sie in die Kirche, unterwegs einen Hymnus anstimmend, und wenn sie in den Chor getreten waren, sangen sie alsbald den

1) Sack S. 23 f., 64 f., 84 f.
2) Sack S. 24 f.
3) Sack S. 26.
4) Sack S. 60 und 82 f.
5) Kästner S. 2.

Psalmen. Dass bei solchem Kirchendienste der Schulunterricht litt, darf man ohne Weiteres annehmen. Denn obgleich in manchen Vermächtnissen ausdrücklich bestimmt war, dass ein Schüler, der durch den Chordienst im Unterrichte Einbusse leide, das Versäumte wieder einzubringen habe, wenn er seine Beneficia nicht verlieren wolle, so liess man ihnen doch manches hingehen, da man ihrer so sehr bedurfte[1]).

Wie man in manchen Städten für kranke Schüler Sorge trug, davon ist oben gesprochen worden. Wo Beghinenhäuser bestanden, dienten auch sie solchen Schülern als Zufluchtsstätten. In Neisse war um 1360 eine Stiftung gemacht, welche die Inhaber einer Badestube für ewige Zeiten verpflichtete, alle zu ihr kommenden Armen Christi, besonders die Clerici und Scolares jeden Montag vor dem Mittagsessen unentgeltlich zu baden, „bei Strafe der Excommunication und der geistlichen Censur“[2]).

Nächst den vielen frommen Brüderschaften, die für ihre besonderen Andachten Schüler als Sänger oder Ministranten in Anspruch nahmen, bildeten sich in einzelnen Städten auch solche, die ausschliesslich für die Schulen und ihre Zöglinge sorgten. So entstand noch 1518 in Zwickau eine Schulbrüderschaft, eine Vereinigung von Schulfreunden geistlichen und weltlichen Standes, deren Absicht darauf ging, die Schule in bessere Aufnahme zu bringen, ihre Einkünfte zu erhalten und zu vermehren, arme Schüler zu unterstützen, sowie zu gewissen Zeiten für verstorbene Lehrer und Schüler, für Verwandte und Wohlthäter der Schule und Schüler Seelmessen und Jahresgedächtnisse zu veranstalten[1]). Von etwas anderem Charakter, aber doch verwandt war die schon um das Jahr 1385 entstandene und unter den Patronat des heiligen Ansgar gestellte Brüderschaft der Armenschüler in Hamburg. Sie stellte sich die Aufgabe, dürftige und fremde Priester, Kleriker und Scholaren, die in Hamburg stürben, anständig zu

1) Taubert, Die Pflege der Musik in Torgau S. 1 f.
2) Kästner S. 2 und 5.
3) Herzog, Gesch. des Zwickauer Gymnasiums S. 9 f.

begraben und für sie Vigilien, Messen und Exequien zu halten[1]). Wir brauchen kaum daran zu erinnern, dass diese Vereinigung mit den sogenannten Kalandsbrüderschaften, die im nördlichen und mittleren Deutschland so zahlreich waren, sehr nahe sich berührte, ja im Grunde denselben Zweck hatte.

In wie bunter Mannigfaltigkeit die Schüler der Universitäten sich darstellten, davon ist oben gesprochen worden. Aber wir haben hier noch Manches über die in die Universitäten sich drängende Jugend anzureihen. Alle strebsameren Geister, denen der dürftige und mühselige Unterricht der klerikalen Schulen nicht genügen konnte, aber auch viele Andere, die in kecker Jugendlust aus der Enge und Oede jener Anstalten hinwegstrebten, wandten den Hochschulen sich zu, in denen dem Wissensdurste so viele Befriedigung geboten zu werden schien und für freiere Bewegung, wie für feineren Genuss vielfache Mittel und Gelegenheiten ohne Mühe zu erlangen waren. Und die Eingetretenen durften sich als Glieder einer grossen Gesammtheit ansehen, die jedem Einzelnen bestimmte Rechte einräumte, jedem Einzelnen das Gefühl gab, dass er nach oben hin wie gegenüber den ihn umgebenden Menschen etwas zu bedeuten habe[2]). Innerhalb der grossen Gesammtheit aber war der Einzelne auch wieder Glied einer Nation, die ihre besondere Verfassung und Berechtigung hatte, Glied einer Facultät, die unter besonderer Leitung und nach besonderen Satzungen Studium und Leben führen liess, oft auch Glied einer engeren Gemeinschaft, die ihn beschirmte, versorgte und pflegte[3]). Dabei dann die hundertfachen Anregungen, die aus dem unaufhörlichen Zuströmen und Weggehen der verschiedensten Menschen sich ergaben oder durch die öffentlichen Veranstaltungen der gelehrten Corporationen, durch Vorlesungen und Disputationen,

---

1) Meyer S. 29 f.

2) Es sei hier nur flüchtig an den ursprünglichen Begriff von Universitas erinnert, nach welchem diese von dem, was Studium generale genannt wurde, wohl zu unterscheiden ist. Tomek S. 6 f., 25 f. (s. o. S. 100 A.)

3) Ueber das Verhältniss der Nationen und Facultäten vgl. Paulsen, Organisation S. 386 ff., über die Stellung der Artistenfacultät S. 397 ff.

durch Wahlen und Promotionen bewirkt wurden. Kein Wunder nun, wenn die Studentes auf die Studienkreise, aus denen sie gekommen waren, auf die armen Schulmeister und Locaten, die sie vorbereitet hatten, auf die unbehilflichen und rohen Beani, die sie in beschränkten Bahnen sich fortbewegen sahen, mit Geringschätzung oder Mitleid hinabsahen [1]). Sie erschienen sich als ein freieres und edleres Geschlecht, dem weite Perspectiven sich öffneten.

Aber freilich waren sehr Viele, wenn sie in die Matrikel einer Universität (in album Rectoris) sich eintragen liessen, nur mangelhaft vorbereitet, weil die Schulen, aus denen sie kamen, in schlechtem Zustande sich befanden oder auch die Eltern, die sie sandten, es vorgezogen hatten, gleich an der Universität die zu höheren Studien nöthige Vorbildung ihnen geben zu lassen. Die zahlreichen Magistri der Artistenfacultäten waren in den meisten Fällen geschickter zur Ertheilung eines so vorbereitenden Unterrichts, als die Lehrer der kirchlichen und städtischen Schulen, und wie sehr ihnen besondere Lehranstalten für solche Vorbereitung, wenn sie in ihrer Nähe sich aufthaten, als entbehrlich oder hinderlich erschienen, zeigt die Abneigung, mit welcher die Universität Leipzig die endlich in Wirksamkeit tretende Nikolaischule betrachtete [2]). Und nicht eben nur Knaben aus fürstlichem oder sonst vornehmerem Geschlechte, auch andre aus geringeren Verhältnissen gekommene traten in die Universitäten ein. Wir wissen, in wie frühem Alter Melanchthon nach Tübingen, Camerarius nach Leipzig gekommen ist. Wir wissen auch, wie in den Artistenfacultäten bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bei der halbjährlichen Vertheilung der Lectionen

1) Vgl. das Carmen de moribus beanorum et studentium von Johannes Faber (Fabri) de Werden (Donauwörth), einem der ersten Lehrer an der Universität Leipzig (S. über ihn Fabricius Bibl. med. II, pag. 135, Zarncke, Zur Gesch. der deutschen Universitäten I, 261, dessen deutscher Cato 2 und Hoffmann von Fallersleben in den Wiener Jahrbüchern II, 183). Ausserdem Muther 7 ff.

2) Gersdorf S. 91 f. Die Artisten-Facultäten war oft Ersatz für die in Wahrheit fehlenden Mittelschulen. Paulsen S. 400 f.

regelmässig einzelne Magistri den Auftrag erhielten, die Anfangsgründe des Lateinischen und der Mathematik zu lehren, offenbar mit Rücksicht auf weniger Bemittelte, die den sonst erforderlichen Privatunterricht nicht beschaffen konnten [1]). Uebrigens finden wir Aehnliches für jene Zeit im ganzen christlichen Abendlande [2]). Dabei war doch auch solchen Knaben das Gefühl möglich, dass sie etwas in der grossen Gemeinschaft zu bedeuten hatten. Als der Augustiner Kaspar Guttel (später erster evangelischer Prediger und Superintendent der Grafschaft Mansfeld, gest. 1541) am 21. Januar 1517 in Leipzig die theologische Doctorwürde erhielt, war die einleitende Rede einem Knaben, Vincenz Richter, den Guttel aus der Taufe gehoben hatte, zugewiesen [3]). Sogar zur Einleitung der berühmten Leipziger Disputation des Jahres 1519 sollte ein Knabe „als Sinnbild der Sittenreinheit eines Theologen“ die von Mosellanus geschriebene Rede halten [4]).

Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesen jugendlichen Studenten bildeten die vielen Mitglieder des Klerus, welche erst in reiferen Jahren die Universitäten besuchten. Schon im letzten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts wurde es Brauch, dass Domherren zu weiterer Ausbildung auf Universitäten sich begaben. So enthielten die Statuten des St. Weidenstifts in Speier von 1285 die Bestimmung, dass ein Kanonikus zu theologischen Studien auf fünf Jahre, zu anderen Studien auf drei Jahre beurlaubt werden könne, doch in solchem Falle einen Vicar zu bestellen und von seiner Pfründe zu unterhalten habe, übrigens zurückgerufen werden solle, wenn er seine Studien vernachlässige und an Vaganten sich anschliesse. Nach späteren Statuten desselben Stifts (von 1438) sollte keiner Kanonikus werden, der nicht zwei Jahre

---

1) Gersdorf S. 93 ff.

2) Für Paris: Le minimum de l'âge pour le premier degré d'épreuves dans la faculté des arts, qui conduisait à être bachelier, était de 14 ans. Thurot, de l'organisation de l'enseignement dans l'université de Paris au moyen âge p. 43.

3) Weller, Altes aus allen Theilen der Geschichte I, 408.

4) Schmidt, Petrus Mosellanus S. 46.

lang an einer Hochschule (in studio privilegiato) gestanden habe [1]). Aehnliches war für das Adels- und Ritterstift Bruchsal bestimmt, in welches doch graduirte Bürgerliche, freilich nur zu den Kanonikaten, zugelassen werden sollten [2]). Das St. Germersstift zu Speier hatte für die Stiftsgeistlichen, welche in Heidelberg studirten, besondere Lectoren als Lehrer und Aufseher bestellt und darüber mit der Universität einen besonderen Vertrag gemacht [3]). In den Statuten des Domstifts Basel von 1289 war genau bestimmt, was die der Studien halber an Universitäten gehenden Kanoniker zu beobachten hatten: sie durften fünf Jahre in einem Studium generale verweilen und während dieser Zeit die ständigen Einkünfte ihrer Pfründe (die fructus grossi) behalten, hatten aber ein Zeugniss vom Rector der besuchten Universität vorzulegen. Ein späteres Statut sicherte den Graduirten besonderen Anspruch auf Kanonikate und Pfründen zu [4]). Die Matrikel der Juristenfacultät in Prag nennt aus der Zeit von 1372 bis 1408 unter ihren Studenten 1 Bischof, 1 Abt, 9 Erzdechanten, 23 Dompröpste, 4 Dechanten, 209 Domherren, 187 Pfarrer, 25 Ordens- und 78 Weltgeistliche niederen Grades; es waren in dieser Zahl die Länder der böhmischen Krone, das deutsche Reich, Polen und Ungarn, selbst Skandinavien vertreten [5]). Die Universität Erfurt hatte von Bonifacius IX. 1390 das Privilegium erhalten, dass allen Geistlichen, welche sich dort als Lehrer oder Schüler aufhielten, mit Ausnahme derer, welche an Collegiat- oder Kathedralkirchen die höchste Würde bekleideten, der vollständige Genuss ihrer Pfründen auf 10 Jahre gesichert sein sollte [6]). An der Universität Leipzig sind während des ersten Jahrhunderts Mitglieder der Domcapitel von Meissen, Naumburg, Merseburg, Magdeburg, Halberstadt, Paderborn, Köln, Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Strassburg in die

1) Mone S. 276 f.
2) Mone S. 280.
3) Mone S. 297 f.
4) Mone S. 267 f.
5) Tomek S. 35.
6) Parmet S. 27.

Matrikel eingetragen [1]). Alle diese Thatsachen zeigen sicherlich, dass damals in der Weltgeistlichkeit weit und breit die Neigung zu wissenschaftlichen Bestrebungen angeregt war und neben noch sehr jugendlichen Inhabern geistlicher Pfründen, welche die Weihen erst erhalten sollten, auch Prälaten in reiferem Alter zum Besuche einer Universität sich entschlossen. Schönen Eifer für die Pflege der Wissenschaften legte doch auch jener Hermann Nanus aus Herford an den Tag, der, nachdem er in Köln, Trier und Lübeck geistliche Aemter verwaltet hatte, als Protonotarius Apostolicus und Assessor Rotae in Rom lebte und 1430 in seinem Testamente ausser anderen Legaten zu Gunsten seiner Vaterstadt 4000 rheinische Gulden für den Zweck aussetzte, dass von den Zinsen dieses Capitals allezeit zwölf Jünglinge auf vier Jahre in Herford selbst bei freier Wohnung, Kost und Kleidung die Vorbildung für höhere Studien erhalten, dann aber für weitere drei Jahre in einer mit 6000 Gulden bedachten Anstalt zu Köln dem Studium des kanonischen oder des bürgerlichen Rechtes obliegen sollten [2]). — Aber auch die Benedictiner, die Cistercienser, die Augustiner Chorherren, die Dominicaner und Franciscaner sandten strebsame Mitglieder ihrer Orden zu weiteren Studien an die Hochschulen, wo sie wohl auch für sie besondere Collegia begründeten [3]). Die süddeutschen Cistercienser-Abteien erhielten noch 1503 durch einen Beschluss des Generalcapitels die Ermächtigung, in ein Collegium an der Jakobikirche in Heidelberg 40 Mönche aus 34 Abteien der Studien halber zu schicken, wobei Wohnung und Kost zugesichert war; die Abteien Schönau und Maulbronn (jene nur zwei Stunden von Heidelberg entfernt) sollten die Aufsicht führen [4]). Aehnliche Fürsorge war in Leipzig für die Cistercienser von Altenzelle getroffen [5]). Auch in Prag fanden sich früh Cistercienser

1) Gersdorf S. 93.

2) Knefel, Gesch. des Friedrichs-Gymn. in Herford (1817) S. 15 f.

3) Die Dominicaner-Studenten in Wien dürfen Vorlesungen ausserhalb ihres Klosters nicht besuchen. Aschbach S. 422.

4) Mone S. 299.

5) Beyer, Gesch. von Altenzelle.

ein. Auch die Klöster in Bayern sandten in solcher Weise jüngere Männer an die Universitäten[1]). Dass die Dominicaner und Franciscaner, die ja auch als Lehrer an den Universitäten Einfluss zu gewinnen suchten und oft wirklich gewannen, jüngere Glieder ihres Ordens in die Hochschulen eintreten liessen, dies kann am wenigsten befremden. Ihre Klöster in den Universitätsstädten wurden dann leicht besondere Mittelpunkte gelehrter Thätigkeit im grossen Zusammenhange der Hochschulen, freilich nicht immer zu deren Ehre und Freude.

Es versteht sich von selbst, dass die Hauptmasse der Studirenden aus bürgerlichen Kreisen stammte. Dabei ist nun aber zugleich anzunehmen, dass Viele doch wieder nicht Aneignung von Fachkenntnissen als Aufgabe ansahen, sondern eine gewisse allgemeinere Bildung suchten, die immer noch am besten auf Universitäten zu erlangen war. Eine grosse Zahl von Studirenden kam über das, was die Facultas artium darbot, niemals hinaus[2]). Ein Theil der Besucher war übrigens stets wie auf der Durchreise, brachte aber in das Leben der Gesammtheit oft wieder lebhaftere Bewegung. Fügen wir nun hinzu, dass manche auch als Begleiter und Führer der noch in sehr jugendlichem Alter Stehenden oder aus vornehmen Kreisen Gekommenen in den grossen Verband der Studirenden sich einreihten, dass andere wiederum zu allerlei Nebenarbeit, z. B. als Abschreiber, sich anschlossen, noch andere, die bloss aufregende Unterhaltung oder heiteren Genuss suchten, sich eindrängten, so erhalten wir immer sehr belebte Bilder, die von dem, was in unseren Tagen eine Universität darstellt, sehr weit abliegen.

Bei der Immatriculation (Inscription) hatte jeder, hatten auch die Knaben einen Eid zu leisten, an dessen Stelle in viel späterer Zeit erst Handschlag und Unterschrift eines Reverses getreten sind[3]). Aber die eigentliche „Studentenweihe" lag in der Deposition, welche der Inscription noch

1) Frind III, 280. Günthner III, 131 f., 196 f.
2) Gersdorf S. 97 f.
3) Gersdorf S. 95 f.

vorauszugehen hatte und damals einen sehr bedeutsamen symbolischen Act darstellte. Derselbe Geist, welcher in anderen Ständen den Uebergang von der Unreife zur Reife, von der Abhängigkeit zur Selbständigkeit, von rohem, formlosem Treiben zu Anstand und Sitte durch besondere Veranstaltungen bezeichnete, hatte früh auch den Eintritt in das den höheren Studien zugewandte Leben an Formen gebunden, die den Eintretenden als sehr beschwerlich erscheinen mochten, aber nicht eben nur einen von der Willkür aufgestellten und bewahrten Brauch, sondern eine von den höchsten Behörden der Universitäten als nothwendig anerkannte Weihe in Wirksamkeit setzten. So lange nun eine genauere Unterscheidung zwischen Beani und Studentes gemacht wurde — der erstere Name rührt von dem französischen bec jaune, bejaune = Gelbschnabel her und bezeichnet diejenigen, welche als famuli in den Bursen und Collegien für allerlei Dienstleistungen die Reste der Mahlzeiten als Kost und nebenbei einigen Unterricht zur Aufnahme in die Studentenschaft erhielten —, so lange konnte für jene solche Aufnahme auch mit besonderen Formen in Verbindung gebracht werden. Allein bereits im fünfzehnten Jahrhundert liess man jene Unterscheidung mehr und mehr verschwinden und stellte für jeden, der neu eintrat, die Deposition (auch beania oder examen patientiae genannt) als unerlässlich hin. Sie war aber der unter Aufsicht des Rectors und des Decans der Artistenfacultät vorgenommene feierliche Act, bei welchem der Aufzunehmende, zunächst nach dem alten Akrostichon Beanus Est Animal Nesciens Vitam Studiosorum als pecus campi betrachtet, durch Wegnahme der ihm aufgesetzten Hörner (deshalb eben depositio) gleichsam entthiert und wie ein roher Klotz durch Beil, Hobel, Feile etc. erst behauen und zugerichtet werden müsse, um als ein ehrbarer Mensch gelten zu können [1]).

Die meisten Studirenden fanden in den Collegien und Bursen Aufnahme und Beköstigung [2]). Die Collegia öffneten

---

1) Gersdorf S. 102 ff. Muther S. 20 ff.

2) Vgl. Paulsen, Organisation und Lebensordnungen der deutschen

sich zunächst Lehrern der Universitäten, nahmen aber späterhin auch Studirende auf, die dann unter die Aufsicht jener gestellt wurden und so den berühmten Anstalten dieses Namens in Paris und Oxford entsprachen; manche Collegia waren auch von vornherein allein für Studirende bestimmt. Die Bursen (oder Contubernia), ungleich zahlreicher als die Collegia und gewöhnlich aus Privatmitteln begründet oder auch von einigen Magistern für wenige unternommen, nahmen vor allem Studirende auf und stellten diese, die dann Bursales oder Bursarii hiessen, unter die besondere Obhut eines Magisters oder Baccalaureus, der als Rector bursae dem Rector der Universität verantwortlich war [1]). Gewiss wirkten nun beiderlei Anstalten zunächst segensreich: sie stellten unselbstständige Knaben und Jünglinge sicherer gegen die ihnen drohenden sittlichen Gefahren, boten namentlich auch vielen Aermeren, denen sie Wohnung und Kost gewährten, einen festen Halt und konnten oft eine förderliche Verbindung zwischen Lehrenden und Lernenden herbeiführen. Freilich kam es sehr früh zu groben Versäumnissen und Ausschreitungen. Vorgesetzte und Untergebene entzogen sich ihren Pflichten, jene missbrauchten ihre Stellung zu unredlichem Erwerbe, diese machten die Anstalten zu Tummelplätzen gemeiner Laster, die um so mehr vergiftend wirkten, je leichter durch das enge Zusammensein die gegenseitige Mittheilung des Schlimmen wurde, wenn diesem in edleren Bestrebungen kein Gegengewicht gegeben war.

Die am reichsten ausgestatteten Collegia besass die Universität Prag. Bereits im Jahre 1366 stiftete Karl IV. das nach ihm genannte Collegium Carolinum für zwölf Lehrer (2 Theologen und 10 Artisten), die darin unter einem Vorsteher beisammen wohnen, feste Besoldungen empfangen und

---

Universitäten im Mittelalter, in Sybels Histor. Zeitschrift 1881, 3 (N. F. IX), S. 410 ff.

1) Bursa (βύρσα), crumena ex corio, im Mittelalter dann eine Summe zur Bestreitung der Promotionskosten, später soviel als Kosthaus, in welchem Aermere und Reichere um einen höheren oder geringeren Preis Unterkommen fanden.

öffentliche Vorlesungen halten sollten. Dem für diesen Zweck eingerichteten Hause sollten die Einkünfte von sechs Ortschaften zufliessen, diese aber für ewige Zeiten von allen fremden Gerichten und Abgaben befreit sein, während zugleich die älteren Lehrer im Carolinum die Anwartschaft auf die erledigten Domherrenstellen der Schlosskirche erhielten und durch Zuweisung kostbarer Handschriften die Anstalt noch besondere Anregung zu wissenschaftlicher Thätigkeit erhielt. Aber auch die Juristen und Mediciner erhielten noch durch Karl IV. ähnliche Anstalten, und König Wenceslaus verschaffte dem Collegium Carolinum ein stattlicheres Gebäude, das seitdem auch den allgemeinen Zwecken der Universität diente, und begründete andere Collegia, die Lehrenden und Lernenden zugleich Wohnung und Unterhalt darboten. Gleich in Wenceslaus' erster Zeit vermachte ein Bürger von Görlitz eine Summe Goldes zum Ankauf eines Hauses für arme Studenten, die darin unentgeltlich Wohnung haben sollten, wahrscheinlich das später oft genannte Armencollegium in der Nähe der St. Valentins-Kirche; eine ähnliche Burse für arme Studenten bestand wohl auch bei St. Benedict. — Als die Hussitenstürme ausgerast hatten, durch welche auch die Universität arg mitgenommen worden war, kam es durch die Fürsorge wohlhabender Männer zu neuen Stiftungen, die nur fast ausschliesslich für Böhmen und Utraquisten bestimmt wurden. So stiftete schon 1438 Johann Reček und Ledeč ein Collegium für zwölf Studenten der freien Künste, welche darin so lange Wohnung und Kost haben sollten, bis sie den Baccalaureus- oder Magistergrad erlangt haben würden. Das Collegium Laudae, 1451 von Matthias Lauda begründet, war ebenfalls für arme Studenten der freien Künste bestimmt, welche sich für das Studium der Theologie vorbereiteten; es erhielt durch den Stifter auch eine kostbare Bibliothek. Freilich halfen diese und andere Stiftungen der Universität nicht wieder auf [1]).

---

1) Passow S. 27 ff. Tomek S. 21 ff., 53, 59, 128 ff.

In Wien stattete Albrecht III. im Jahre 1384 ein von ihm nach dem Muster des Collegium Carolinum begründetes Collegium ebenfalls sehr reichlich aus. Ebenso entstanden dort während des fünfzehnten Jahrhunderts mehrere Bursen: die Lammelburse für zehn aus Oesterreich gebürtige Studenten, die Rosenburse ebenfalls für Stiftlinge aus Oesterreich, die Schlesierburse für junge Schlesier, die Lilienburse für Württemberger, die Paulusburse (Heidenburse) für Ungarn [1]).

In Heidelberg, das erst 1498 durch Pfalzgraf Philipp ein besonderes Collegium für Juristen erhielt, entstanden mehrere Bursen für Studirende [2]). Köln hatte am Ende des Mittelalters vier zum Theil reichlich ausgestattete Bursen [3]). Erfurt bekam kurze Zeit nach Errichtung seiner Universität (1412) durch Amplonius Rattinger, einen von Anfang an dort thätigen Lehrer der Arzneikunde das nach dem Stifter genannte Collegium Amplonianum für fünfzehn Studenten mit einem Aufseher, der über ihre Sitten wachen, das Eigenthum des Stifts bewahren und auf Vermehrung der vom Stifter geschenkten Bibliothek bedacht sein sollte [4]). Eben daselbst begründete um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Heinrich von Gerbstät die Schola juris für sieben Studirende, von denen zwei der Theologie sich widmen sollten; auch er fügte eine Bibliothek hinzu und setzte ein besonderes Capital für die Ausbesserung des Gebäudes aus [5]). Aus städtischen Mitteln war gleich anfangs das Collegium majus errichtet worden; daneben werden die bursa pauperum, die bursa nova, die bursa antiqua, die bursa Mariana erwähnt. In Heidelberg eröffneten

---

1) Passow S. 29. Geusau, Geschichte der Stiftungen in Wien (1803) S. 113 ff. Aschbach S. 122 f., 134, 162, 165, 198 ff.

2) Hautz, Lycei Heidelb. origines (1846) p. 134 ff.

3) Krafft S. 17.

4) Passow S. 30. Hölscher, Gesch. des Gymnasiums in Herford I, S. 18. Begründung einer Universitäts-Bibliothek in Wien durch eine stattliche Schenkung: Aschbach S. 460, vgl. 501, 529.

5) Passow S. 31.

sich auf Veranstaltung des Stifters der Universität seit 1479 für die Studirenden der Philosophie in einem Doppelgebäude zwei Contubernien, von denen das eine den Nominalisten, das andere den Realisten bestimmt war [1]). Ingolstadt besass frühzeitig elf Bursen, durch Herzog Georg den Reichen aber wurde 1497 auch das Collegium Georgianum für elf Studirende aus ebenso vielen Städten des Landes begründet [2]). — Nehmen wir hinzu, dass auch mancherlei Stipendien theils in den Universitätsstädten selbst, theils in wohlhabenderen Städten, die ihre Söhne an Universitäten höhere Studien machen liessen [3]), Erleichterungen darboten, die bei den einfacheren Ansprüchen jener Zeit nicht selten den Bedürfnissen völlig abhalfen, so haben wir immerhin Zustände vor uns, die als im Ganzen befriedigende erscheinen konnten [4]).

Wie ernst aber auch die Vorschriften und Veranstaltungen zur Regelung des sittlichen Lebens der Studenten jener Zeit sein mochten, es trat doch fort und fort viel Unerfreuliches zu Tage. Trunk und Spiel waren sehr gewöhnlich; nächtliche Excesse auf der Strasse und Schlägereien unter den unbändigen Jünglingen verschiedener Landschaften riefen oft wieder Aufregung hervor; Conflicte zwischen Studenten und anderen Stadtbewohnern verursachten daneben heftige Auseinandersetzungen zwischen der besonderen Gerichtsbarkeit, welche den Universitäten zugestanden war, und der allgemeinen, die von den Stadtbehörden ausgeübt wurde. Die Statuten der Universitäten enthalten übrigens so zahlreiche Strafbestimmungen in Bezug auf wörtliche Beleidigungen und körperliche Verletzungen, dass sie einen ziemlich unerfreulichen Einblick in das Treiben der akademischen Jugend eröffnen, wie auch die in alten Formelbüchern erhaltenen Mahnbriefe von Gläu-

1) Heyd, Melanchthon in Tübingen S. 11 und 77.

2) Mederer P. 1, p. XXXIII und 44 f.

3) Für Zwickau Herzog S. 8 f.

4) Der stetige Unterschied von solventes und pauperes Paulsen S. 425 f., 438 f.

bigern und Drohbriefe erzürnter Väter ungünstige Schlüsse zulassen. Waffenführung liess sich diese rauflustige Menge niemals verbieten, und die Versuche, die Studirenden zu Anstand in der Kleidung zu bewegen, erwiesen sich stets als vergeblich [1]).

Die Ausdehnung der Studienzeit war nach den für die einzelnen Facultäten bestehenden Vorschriften verschieden, war aber durchweg streng geregelt. Die in der Artistenfacultät zu machenden Studien konnten allerdings, wenn im dritten Semester die Baccalaureatsprüfung bestanden und das 21. Lebensjahr erreicht war, mit dem Ablaufe des dritten Jahres bis zum Magistergrade führen. Wer aber Theologie studirte, hatte, wenn er Baccalaureus artium geworden war, noch sieben Jahre, als Magister artium noch fünf Jahre die vorgeschriebenen theologischen Vorlesungen zu hören, um Baccalaureus theologiae zweiten Grades (Cursor), und weitere zwei Jahre, um Baccalaureus theologiae ersten Grades (Formatus, Sententiarius), und noch zwei Jahre, um Licentiat werden zu können. Bei der juristischen Facultät war, um in die Baccalaureatsprüfung eintreten zu können, ein mindestens vierjähriges Studium des kanonischen oder bürgerlichen Rechts erforderlich, und wer Licentiat oder Doctor werden wollte, brauchte dann noch drei Jahre. Die medicinische Facultät gewährte wohl schon nach zwei Jahren das Baccalaureat und nach weiteren zwei Jahren die Doctorwürde. Nach Verschiedenheit der Universitäten ergaben sich natürlich auch in diesen Dingen mancherlei Variationen, namentlich auch in Fällen, wenn der an einer Universität die Grade Erstrebende seine Studien in der Hauptsache an einer anderen gemacht hatte [2]). Wir brauchen nicht zu sagen, dass sehr viele bis zu den höheren Graden nicht zu kommen suchten, sondern früh abbrachen.

---

1) Für Wien Aschbach S. 195 ff., 207 ff., 229. Studenten zogen mit Capistranus als Kreuzfahrer gegen die Türken zur Rettung Belgrads, S. 226.

2) Gersdorf S. 119 ff.

Denn wie hoch auch in jener Zeit, wo Alles zunftmässig abgestuft war, die akademischen Grade in gewissen Kreisen geschätzt wurden, so waren dies doch sehr enge Kreise, und auch höher Strebende gingen über die Magisterwürde nicht hinaus [1]).

Indem wir so in die Kreise der Lernenden uns versetzen, welche das Mittelalter überall wieder, aber oft unter grossen Schwierigkeiten, sich bilden liess, dürfen wir nicht ausser Acht lassen, dass diese Lernenden eine sehr kleine Minorität bildeten im Verhältniss zu der Menge derer, welche eines irgendwie planmässigen und geordneten Unterrichts durchaus entbehrten und ausschliesslich auf das sich angewiesen sahen, was im häuslichen Leben oder durch die Ordnungen der Kirche oder im geschäftlichen Verkehre mehr zufällig für die Auffassung sich darbot. Es lässt sich nun denken, dass in den Massen der weit und breit von der Willkür geknechteten Landbevölkerung nur selten und jedenfalls nur da, wo die Kirche ihrer Pflichten einigermassen eingedenk war, für Unterricht der Jugend in den nothwendigsten Dingen etwas gethan wurde. Als eben so sicher ist aber auch anzunehmen, dass der verwildernde Adel, der diese Bevölkerung niederdrückte und ausnutzte, selbst wenn er nicht gerade in wüsten Fehden und in rohem Stegreifleben sich umtrieb, in den meisten Fällen auch nur auf gelegentlichen Unterricht sich beschränkte, wie ihn irgend ein Pfaffe oder Mönch oder ein fahrender Schüler oder auch ein in Abenteuern nach Deutschland verschlagener Franzose darzubieten vermochte [2]). Nur dann, wenn die Söhne edler Häuser zum Dienste an Fürstenhöfe versetzt wurden, geschah Besseres für ihre Bildung, obwohl im späteren Mittelalter auch die Söhne der Fürsten selten einer schul-

---

1) Dass man die sehr oft übertriebene Annahme von der Frequenz mittelalterlicher Universitäten erheblich zu beschränken hat, zeigt auch Paulsen in der Histor. Zeitschrift N. F. IX, S. 289 ff. Gelegentliche Verödung der Universitäten durch Seuchen, namentlich im fünfzehnten Jahrhundert, ist nicht selten.

2) Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter S. 96.

mässigen Bildung theilhaftig wurden. Denn die Zeiten waren vorüber, in denen der junge Adel blühende Klosterschulen besucht oder in der Weise, wie sie im Tristan Gottfrieds von Strassburg (V. 2042 ff.) und im Gregorius Hartmanns von Aue geschildert wird, Bildung gewonnen hatte. Was sich hier und da noch erhielt, war eine dürftige Bewahrung halb verstandener Ueberlieferungen, und wohl nicht überall in deutschen Landen warfen die Dichtungen der ritterlichen Zeit einen verklärenden Schein auf das Leben des jungen Adels, wie dies Oswald von Wolkenstein erfahren hat, der doch eigentlichen Unterricht auf der Burg des Vaters auch nur durch einen am rechten Fusse hinkenden und am linken Auge erblindeten Pfaffen erhielt [1]). Was Eberhard II. von Württemberg an seinem Hofe einrichtete, eine kleine Schule adeliger Jünglinge, die seinen 1487 geborenen Sohn Ulrich umgaben und unter seiner persönlichen Aufsicht unterrichtet wurden, das konnte auch nur als Ausnahme gelten und trug nicht gerade die gehofften Früchte [2]). Jagd und Waffenspiel blieb doch für die höheren Kreise der deutschen Nation Hauptsache, was die edelsten Männer jener Zeit oft schmerzlich beklagt haben. Dass indess im Familienleben namentlich des Bürgerstandes für religiöse Bildung manches Gute geschah, unterliegt keinem Zweifel, und die Kirche hat dabei ihre Pflichten doch nicht so verabsäumt, wie zuweilen angenommen wird. Cochläus hat in freundlicher Erinnerung an seine Jugendzeit gelegentlich Folgendes zu erzählen gehabt [3]): „Ich weiss es, dass bei uns Deutschen sonst die Eltern ihre noch lallenden Kinder das Vaterunser, den englischen Gruss, den Glauben und die zehn Gebote lehrten, damit sie zu beten wüssten,

---

1) Beda Weber, Oswald von Wolkenstein (Innsbruck 1850) S. 106 f.

2) Heyd, Ulrich von Württemberg (Tübingen 1836) S. 86 ff. Wichtige Ergänzungen bei Nettesheim S. 67; Junkerschulen S. 75 f. Das Niederdeutsche in diesen Kreisen S. 69 f.

3) In der Schrift: An expediat laicis legere Novi Testamenti libros lingua vernacula (1533), mit Seitenblicken auf das Lutherthum.

ehe sie fertig zu reden oder sicher zu gehen vermöchten. Auf den Armen der Mutter oder der Mägde wurden die Kindlein in die Kirchen mitgenommen, damit sie dem heiligen Messopfer, der Predigt und den Gesängen beiwohnten und so die frommen Gebräuche unserer Religion durch Hören und Sehen lernten und gleichsam mit der Muttermilch einsaugten, bevor ihnen noch die innewohnende Neigung zum Bösen Hindernisse bereitete".

VI.

Der Schulunterricht.

Wir wenden uns zum Schulunterricht. Es wird dabei unsere Aufgabe sein, die Lehrziele, die Lehrfächer, die Lehrweise und die Lehrmittel zu besprechen.

Was nun aber die Lehrziele anlangt, so ist von vorn herein als entschieden anzusehen, dass von abstract gefassten Idealen niemals die Rede sein konnte. Damit soll nicht gesagt sein, dass es den Menschen jener Zeiten an Nachdenken über die Aufgaben der Erziehung gefehlt habe. Beweisen ja doch schon die eben angeführten Dichterstellen, wie man gleich pädagogische Probleme in selbständiger Weise sich gestellt und die Lösbarkeit derselben zu zeigen versucht habe. Wir dürfen hierher wohl auch die sinnreiche Sage von Kaiser Friedrich II. rechnen, der, um zu erfahren, ob Kinder von selbst zum Sprechen kommen und in welcher Sprache sie ohne Anleitung reden werden, in ihrer Gegenwart niemals habe reden lassen, was aber ihren Tod zur Folge gehabt, da ihnen solche unmenschliche Stille, bei welcher selbst ein Wiegenlied nicht zugelassen worden, unerträglich gewesen [1]. Aber das Bewusstsein der Menschen jener Jahrhunderte erfüllte sich so ganz mit dem, was die Kirche darbot und verlangte, dass man auch für den Unterricht kein Bedürfniss hatte, über das von

1) Alb. Richter, Zur Gesch. der häuslichen Erziehung in Deutschland, in der Cornelia von Pilz IV, 24.

ihr Geordnete hinaus zu gehen, so lange nicht der allgemeine Gang der Dinge gewisse Erweiterungen nothwendig machte. Das Zeitalter, welches mit so grosser Anstrengung, mit der Aufbietung der edelsten Kraft eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erstrebte, hat auch für das Unterrichtswesen manches Gute in Gang zu bringen gesucht; aber man kann nicht sagen, dass dabei die alten Fundamente verlassen worden. Als Hauptaufgabe für den Unterricht erschien es immer wieder, für den Dienst und für das Leben der Kirche die erforderliche Vorbereitung zu geben. Dort handelte es sich also darum, die Vielen, welche in den geistlichen Stand eintreten, als Weltgeistliche oder als Klostergeistliche wirken sollten, wie diejenigen, welche sonst in dieser oder jener Weise der Kirche zu dienen bereit waren, mit den nöthigen Kenntnissen auszurüsten; hier galt es, auch für die grosse Menge der Laien irgendwie ein Verständniss der Wahrheiten, die sie verkündigte, der Gesetze und Rechte, die sie geltend machte, der Formen, in denen sie alles sich bewegen liess, anzubahnen. Bei den mannigfaltigen Uebergängen aus den geheiligten Kreisen des Klerus in die minder festgezogenen Kreise der weltlichen Geschäfte und Berufe kam auch für diese das, was jene bestimmte, oft ganz unmittelbar zu eingreifender Wirksamkeit, kleidete sich wie von selbst das Weltliche in geistliches Gewand, und alle Verweltlichung des Klerus hinderte nicht, ja förderte zuweilen die Vergeistlichung des Weltlichen. Wie Fürsten und Herren in vielfachen Beziehungen zur Kirche standen durch Besitz und Leistungen, so war alles Volk auch in seinen äusserlichsten Interessen fortwährend auf sie angewiesen, wie alle höhere Anregung und Erquickung von ihr ausging. Eben deshalb übte sie nun auch einen durchgreifenden Einfluss auf alle Wissenschaft aus. Die geoffenbarte Wahrheit, wie sie kirchlich fixirt war, galt ja als die unverrückbare Grundlage alles Wissens, und was in den Schriften der Heiden erhalten war und zur Benutzung geeignet schien, das liess man doch nur seines formellen Werthes halber, den man doch wieder nur unvollkommen begriff, oder weil es beschränkt ethischen Zwecken dienen konnte, zur Anwendung

gelangen. Und je stärker man, uralten Annahmen der Kirche treu, den Gegensatz zwischen göttlicher und menschlicher Weisheit betonte, desto bestimmter erschien das Nichtkirchliche fort und fort in Unterordnung unter das Kirchliche, desto weniger konnte zunächst noch an eine selbständige Aufstellung menschlicher Wissenschaft gedacht werden. Die hierzu an den Universitäten gemachten Anfänge kamen wenig in Betracht, da die Artisten-Facultäten die artes liberales nur nach scholastisch-kirchlichem Zuschnitte behandelten und auch die Mediciner mit einer aus trüben Quellen abgeleiteten Wahnwissenschaft ohne rechten Gewinn für das Leben sich abmühten, während die Jurisprudenz durch das kanonische Recht ganz, durch das römische Recht zu einem guten Theile in Abhängigkeit von der Kirche sich befand.

Da ergibt sich von selbst, in welchem Geiste der Unterricht in den klerikalen und eigentlich doch auch in den Stadtschulen behandelt werden musste. Freilich waren die letzteren aus mehr weltlichen Bedürfnissen entstanden, aber, wie wir sahen, durchaus nicht im Gegensatze zu den ersteren, vielmehr in den meisten Stücken doch nach diesen eingerichtet und über sie nur in unwesentlichen Dingen hinausgehend. Viele Bürgergemeinden wären froh gewesen, wenn die Kirche die eigenen Schulen sorgfältiger gepflegt und für die umwohnende Bevölkerung nutzbarer gemacht hätte und, wo äussere Verhältnisse neue Schulen als wünschenswerth erscheinen liessen, von sich aus zum Nachhelfen geneigt gewesen wäre. Was man an Wissen und Können für weltliche Berufsthätigkeit und geschäftlichen Betrieb brauchte, das konnten die klerikalen Schulen auch darbieten, so lange die Zahl derjenigen, welche darnach verlangten, eine geringe blieb.

Im allgemeinen dürfen wir sagen, dass in beiderlei Schulen die Lehrfächer bis zum Ende des Mittelalters wesentlich dieselben geblieben sind, was dann auch von den Lehrweisen und den Lehrmitteln gilt. Wir werden deshalb auch die weitere Behandlung so einrichten können, dass wir nur nebenbei auf Modificationen, wie sie für beiderlei Schulen sich ergaben, Rücksicht nehmen.

Also zuerst die Lehrfächer. Hierbei aber haben wir uns nicht eingehender mit der Stellung und Bedeutung der im Trivium und Quadrivium des früheren Mittelalters zusammengefassten Disciplinen zu beschäftigen, sondern vor allem die Veränderungen zu beachten, welche für das Unterrichtswesen des späteren Mittelalters aus der Herrschaft der Scholastik sich ergeben haben. So lange die Schulen der Benedictiner in einer gewissen Blüthe sich erhielten, behaupteten sich auch Grammatik und Rhetorik mit dem Studium der Alten in höherer Geltung; als aber der grosse Orden in Verfall gerieth, kam auch in das Unterrichtswesen eine tief greifende Veränderung. Die Bettelorden bemächtigten sich wie der geistigen Leitung der Massen, so der auf Pflege der wissenschaftlichen Studien berechneten Anstalten und mit Hervorhebung der Dialektik, die der grosse Name des Aristoteles allmählich zu einer Alles überragenden Herrschaft brachte. Und die ausgezeichneten Männer, welche jetzt das wissenschaftliche Leben bestimmten, wirkten nicht in der Stille der Klöster, sondern besetzten die Lehrstühle der Universitäten, an denen nun alles Denken und Lernen nach Thomas von Aquino und Albertus Magnus, nach Alexander von Hales und Duns Scotus in den Formen der Dialektik sich bewegte. Vergeblich hatte Johannes von Salisbury diesem Abfalle von der alten Unterrichtsweise sich entgegengestellt. Die classischen Studien traten so entschieden in den Hintergrund zurück, dass schon die jetzt in Brauch kommende Diction im Vergleich zu dem, was das zehnte Jahrhundert geleistet hatte, ein arges Sinken des Geschmacks erkennbar macht[1]). Man würde freilich irren, wenn man diese Veränderung der Unterrichtsweise auf eine bewusste Umgestaltung pädagogischer Principien zurückführen wollte; aber durch den allgemeinen Zug des

1) Daniel, Classische Studien in der christlichen Gesellschaft (Freiburg i. Br. 1855) S. 85 ff. Vgl. Heeren I, 236 ff. Selbst der in den Alten ausserordentlich belesene Vincenz von Beauvais blieb ohne alles lebendige Verständniss des Alterthums. Vgl. Boutpric, Vincent de Beauvais et la connaissance de l'antiquité classique au XIII. siècle. Paris 1875.

geistigen Lebens dieser späteren Zeit wurde die Veränderung doch eine so umfassende, dass die scheinbar festgehaltenen Formen des Unterrichts mit anderem Inhalt sich erfüllten, dass selbst das Wort Ars, früher vorzugsweise für Grammatik gebraucht, mehr und mehr Dialektik bezeichnete und die Artisten der Universitäten nicht Erklärung und Nachbildung der Classiker, sondern dialektische Fechterkünste sich zur Aufgabe machten. Es kam hinzu, dass die Scheu vor dem aus den Classikern redenden Heidenthum, die schon in Alcuin so stark sich geregt und selbst die gebildeten Kreise der sächsischen Zeit vielfach beunruhigt hatte, von dem Studium der Classiker immer entschiedener ablenkte. In den Benedictinerklöstern Bayerns erfreuten sich die classischen Studien bis in das 12. Jahrhundert einer sorgsamen Pflege, wenn auch bereits Othlo von St. Emmeram († 1083), übrigens selbst durch sie gebildet, aus religiösem Interesse sie bekämpfte, und der eifrige Gerhoch von Reichersberg († 1169), freilich auch ein Gegner der Scholastik, konnte noch darüber klagen, dass man in seiner Zeit viel lieber mit Vergil, Ovid und Cicero sich beschäftige, als an Heiligengeschichten sich erbaue[1]); aber man schob jene doch allmählich ganz zurück, so dass man bald die Kenntniss des Lateinischen nicht mehr aus lateinischen Schriftstellern, sondern aus Sammlungen von Bibelsprüchen (nach der Vulgata) und von Stellen der Kirchenväter, denen man nur eben noch moralische Sentenzen aus den Classikern beigab, gewinnen liess. Vom Griechischen kannte man später fast nur noch das Alphabet, und wenn man einzelne griechische Stellen sich verständlich zu machen hatte, da erklärte man sie nach Glossen, Wort für Wort, ohne Kenntniss von Declinationen und Conjugationen, oft ohne den rechten Sinn zu treffen. Wie ganz anders war doch der Gang der Dinge in Italien gewesen! Dort hatte im Zeitalter der Ottonen unter dem Einflusse der classischen Literatur das ganze Leben

1) Vita Wirntonis in Pez, Anecdot. I, 1. P. III, p. 399. Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I, 240 f. (3. Aufl.) und Heidemann, Die Stiftsschule in Essen (1874) S. 42 f.

einen fast heidnischen Charakter angenommen [1]; dort regte sich seit der von Gregor VII. hervorgerufenen Bewegung ein eigenthümlicher Enthusiasmus für das Grosse in der römischen Geschichte, der wie von selbst eine nationale Färbung annahm [2]; dort übte seit dem zwölften Jahrhundert das Lesen der alten Autoren und die Betrachtung der alten Denkmäler einen sehr merkwürdigen Einfluss auf die Entwicklung der römischen Gemeinde aus [3]; dort führte das Studium des römischen Rechts, das in Bologna eine so wirksame Pflege erhielt, das Denken in eine Welt zurück, aus welcher für das Leben zahlreiche Musterformen sich ableiten liessen, wie solche Studien auch der einseitigen Handhabung der Dialektik, die jenseits der Alpen alles überwucherte, ein kräftiges Gegengewicht gaben. Aber für Deutschland war die vom Westen kommende Einwirkung die vorwaltende.

Betrachten wir nun zunächst, welche Veränderungen der Unterricht der klerikalen Lehranstalten in dieser späteren Zeit erfahren hat. Und da entspricht es ganz den thatsächlichen Verhältnissen, wenn wir den Unterricht im Lateinischen und im Singen voranstellen. Denn in diesen beiden Stücken fasste sich für diese Schulen das zusammen, was nicht bloss die Rücksicht auf das kirchliche Bedürfniss, sondern auch der Zweck einer höheren Bildung für jeden, der ihnen zugeführt wurde, als nothwendig erscheinen liess. Dasjenige, was wir im Religionsunterricht lernen, war für die unteren Stufen im Grunde weniger Sache einer besonderen Unterweisung, als vielmehr der ganzen kirchlichen Praxis und gelangte erst für die Gereifteren zu wissenschaftlicher Behandlung, die dann in den meisten Fällen über das von diesen Schulen Gebotene hinauslag. Der Unterricht im Lesen und Schreiben trat mit dem sprachlichen Unterrichte in engste Verbindung, soweit nicht der letztere zu

1) Vogel, Ratherius von Verona S. 38 ff.

2) Gfrörer, Papst Gregorius VII., I, 663 f.

3) Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter IV, 429 ff., 558 f., 570 ff., 586 ff., 609 f.

kunstvoller Betreibung gebracht wurde, was immer nur Sache Einzelner war. Rechnen wurde entweder ganz vernachlässigt oder nur nebenbei gelehrt. Von Mathematik als einem Bestandtheile des Quadrivium war wohl nur sehr selten die Rede. Was in sachlicher Beziehung mitgetheilt werden konnte, das schloss sich durchaus an den sprachlichen Unterricht an.

Dieser verdient nun allerdings eine genauere Betrachtung. Er beschränkte sich aber in den klerikalen Schulen ausschliesslich auf das Lateinische, das ja wirklich auch nicht bloss für die Zwecke der Kirche, sondern für den Dienst des Lebens unentbehrlich war, während das Griechische, wenn das äussere Bedürfniss in Frage kam, völlig zurückgestellt, das Deutsche aber, soweit man es brauchte, am Lateinischen erlernt werden konnte. Es mag darin eine starke Einseitigkeit liegen; sie wurde jedoch von den betheiligten Kreisen nicht als solche empfunden, wie denn auch in den Stadtschulen der lateinische Unterricht Alles überragte. Und wir begreifen dies vollständig, wenn wir z. B. von Hamburg erfahren, dass dort in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Stadterbebücher und sämmtliche Rechnungen des Raths von den verschiedenen Mitgliedern in lateinischer Sprache abgefasst worden sind, ja dass man damals alle Documente, Handlungsbücher und Correspondenzen ebenfalls lateinisch abgefasst hat[1]). Das Lateinische war eben noch lebende Sprache. Um so seltsamer erscheint freilich die Art, wie man sie lernen liess; aber es ist doch auch wieder lehrreich, diese Art zu betrachten, die, entsprechend der grossen kirchlichen Einheit, für das ganze christliche Abendland wesentlich dieselbe war, wie auch die für solche Zwecke gebrauchten Lehrbücher in den weitesten Kreisen Geltung hatten.

Zunächst kommt nun in Betracht, dass man im Mittelalter fort und fort die Wissenschaft im engsten Anschluss an die als Autoritäten anerkannten Texte lehrte, also in der Weise, dass man diese commentirte. In Bezug auf die

1) Meyer S. 22.

lateinische Grammatik aber beschränkte man sich seit dem zwölften Jahrhundert fast ganz auf Donat und Priscian, neben denen höchstens noch Isidor von Sevilla und Remigius von Auxerre benutzt wurden. Ja auch von Donat gebrauchte man nur noch den in Fragen und Antworten gefassten Auszug, den man Donatus minor nannte [1]), und das dritte Buch seiner Ars major, das seit Hugo von St. Victor Barbarismus hiess [2]); von Priscian kannte man nur noch die Schrift de accentibus und die Institutiones grammaticae, deren 16 erste Bücher das Werk bildeten, welches man Prisciani volumen majus oder Priscianus major nannte, während die zwei letzten Bücher Prisciani volumen minus oder Priscianus minor hiessen. Im dreizehnten Jahrhundert wurde an der Artisten-Facultät in Paris vorzugsweise nach Priscian gelehrt. Im vierzehnten Jahrhundert traten Alexanders Doctrinale und Eberhards Graecismus völlig in den Vordergrund; von ihnen wird also noch genauer zu sprechen sein. Schon hatte die aristotelische Dialektik wie alle Wissenschaft, so auch die Grammatik unter ihre Herrschaft genommen. Man machte keinen Unterschied zwischen Wissenschaft und Unterricht. Die Autorität des Aristoteles wurde für die geringfügigsten Dinge angerufen und benutzt. Alle Form der Darstellung bestimmte sich darnach, wurde Disputation, Erörterung des Pro und Contra; man ging durchweg von Abstractionen aus, von Sätzen des Aristoteles, nicht von der Ermittlung des Sprachgebrauchs, weshalb man in zahlreichen grammatischen Büchern selten ein Citat, und nie aus Prosaikern, sondern etwa aus Ovid, finden kann. Die Grammatik war eine rein speculative Wissenschaft geworden, die nicht mehr das thatsächlich Gegebene ins Auge fasste, sondern die Gründe nach den philosophischen Principien

1) Donatus minor octo partium orationis. Aug. Vindel. 1481. Die Ars magna Donati gehörte übrigens zu den ersten Büchern, welche in Haarlem, Mainz und an anderen Orten durch die Holzschneidekunst und dann durch die Buchdruckerkunst Verbreitung fanden. Gräfenhan, Gesch. der Philologie IV, 109.

2) Ce traité était sans doute ainsi appelé parce qu'il traite d'abord du barbarisme et commence par le mot Barbarismus. Thurot.

erörterte. Die Anfänger brauchten freilich noch eine ganz elementare Darstellung des Grammatischen, und in einzelnen Fällen nahm man die Muttersprache zu Hilfe[1]; aber mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre mussten die Schüler in die Subtilitäten dialektischer Behandlung sich fügen, die ihnen nun auch mit unbarmherziger Strenge eingebläut wurden, aber freilich die entsprechende Vorbildung für die dialektische Behandlung aller Wissenschaft an den Universitäten gewährten.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir auf die Einzelheiten dieser grammatischen Theorie eingehen wollten, die in der sorgfältigsten Weise Thurot dargestellt hat[2]. Wir verzichten also darauf, die verschiedenen Eintheilungen der Grammatik specieller zu bezeichnen, lassen uns auch nicht auf die zum Theil sinnreichen, aber sehr subtilen Unterscheidungen in Bezug auf den Modus significandi ein, bei welchen ein besonderes Gewicht auf die Verschiedenheit der vier declinirbaren Redetheile (Nomen, Pronomen, Verbum und Participium) von den vier nicht declinirbaren (Adverbium, Conjunction, Präposition, Interjection) gelegt wurde[3]; wir behandeln auch nicht die Syntax jener Zeit, die seit dem dreizehnten Jahrhundert eine sehr fleissige Bearbeitung erfuhr; ebenso wenig besprechen wir, was damals über die Redefiguren, die man nach ihrer wahren Bedeutung doch nicht verstand, ausgeklügelt worden ist. Nur das mag hier noch hervorgehoben werden, dass man ganz folgerichtig, während man früher so viel Grammatiken angenommen hatte, als es Sprachen gab, seit dem dreizehnten Jahrhundert die Grammatik als Wissenschaft erst dann ansehen zu können glaubte, wenn sie als wesentlich e i n e betrachtet werden könne, die

---

1) Doch hat selbst der ausserordentlich fleissige Thurot nur zwei Manuscripte solcher Elementargrammatiken in französischer Sprache gefunden.

2) Notices et extraits de divers manuscrits latins pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales au moyen âge; T. XXII der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale (Paris 1858) p. 4.

3) Vgl. J o h. M ü l l e r im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1878 No. 8 und 11.

zum Gegenstand das Nothwendige habe und demonstrando et deducendo vorwärts schreite, übrigens doch wieder von der Logik sich unterscheide, wenn auch beide nach gleicher Methode behandelt werden müssten.

Aber wir haben die wichtigsten grammatischen Bücher dieser späteren Zeit noch etwas genauer zu betrachten: das Doctrinale des Alexander von Villedieu, den Graecismus des Eberhard von Bethune und das unter dem Namen Florista bekannte Buch des Ludolf von Hildesheim. Alexander von Villedieu in der Normandie lebte am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und starb als Kanonikus von St. André in Avranches. Er hatte zuerst zwei Wörterbücher in Prosa abgefasst (Alphabetum minus und Alphabetum majus); dann aber schrieb er, ein eifriger Gegner der Beschäftigung mit den heidnischen Dichtern, drei christliche Gedichte über die verschiedenen Zweige der menschlichen Erkenntniss, durch welche er jene zu verdrängen hoffte: das Doctrinale über die Grammatik, das Ecclesiale über den kirchlichen Kalender, den Actus und das kanonische Recht, endlich ein Wörterbuch für alles Uebrige. Während aber die beiden letzten Werke noch vor dem Ende des Jahrhunderts in völlige Vergessenheit gerathen waren, gewann das Doctrinale, getragen von den Franciscanern, den Ordensbrüdern Alexanders, die weiteste Verbreitung: ein Poem in Hexametern aus 12 Capiteln bestehend und vieles zur Grammatik und Prosodie Gehörige behandelnd, aber die Elemente, wie sie aus dem Donat und dem Alphabetum minus gelernt werden konnten, voraussetzend; doch sollte das Buch eben nur Schülern (clericulis novellis) dienen und machte keinen Anspruch auf Originalität. Aber es ist, vielfach commentirt, bis in das sechzehnte Jahrhundert das wichtigste Schulbuch geblieben und hat noch im fünfzehnten Jahrhundert über 50 Ausgaben erlebt, von denen nicht wenige in Deutschland hervorgetreten sind. Man glaubte darin einen Schatz alles menschlichen Wissens zu haben, und die ersten Versuche der Humanisten, das Doctrinale aus den Schulen zu verdrängen, stiessen auf den hartnäckigsten Wider-

stand [1]). Eberhard von Bethune, ein Zeitgenosse Alexanders, hat seine lateinische Grammatik zu kaum geringerem Ansehen gebracht, wie das Doctrinale; sie wurde wie dieses selbst für den Unterricht der Universitäten vorgeschrieben und hatte noch vor 1270 ihre Commentatoren. Der Titel Graecismus ist übrigens nicht von ihm, sondern aus dem mit griechischen Etymologien angefüllten zehnten Capitel genommen. Der vielfache Gebrauch des Buchs erklärt uns auch, dass es zahlreiche Interpretationen erfahren hat [2]). Ludolfs Florista gehört erst dem fünfzehnten Jahrhundert an, scheint aber von Deutschland aus in die Niederlande und nach Frankreich hinein ziemliche Verbreitung gefunden zu haben, eine Grammatik in fünf Capiteln, die vorzugsweise Syntaktisches (als flores grammaticae) darbot [3]). — Es versteht sich von selbst, dass neben diesen Büchern Donat und Priscian in den reducirten Fassungen, die sie allmählich erhalten hatten, aber ebenfalls vielfach glossirt und commentirt, dem Schulunterrichte dienten.

Wie stand es nun mit der lateinischen Lectüre? Die seit dem dreizehnten Jahrhundert gewöhnliche, auf Priscian zurückgeführte Definition der Grammatik als scientia recte scribendi, recte scripta intelligendi, recte intellecta pronunciandi schien von dem, was Grammatik der Alten gewesen war, weit abzulenken und namentlich die Erklärung der Dichter auszuschliessen. Aber so war es doch nicht. Man könnte es ein unverstandenes Nachwirken der alten Lehrtradition nennen, dass gerade das Lesen von Dichtern fort und fort in den Schulen mit der Grammatik in engster Verbindung sich erhielt. Die Auswahl war freilich seltsam. Neben dem allverehrten

1) Eine Parodie des Doctrinale mitgetheilt von Wattenbach im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1875 No. 5, S. 149 f. Ueber das Doctrinale Burckhard de linguae lat. in Germ. fatis p. 290 ff. Polyc. Leyser Hist.poetarum et poematum medii aevi p. 767 ff. Zarncke, Seb. Brants Narrenschiff (1854) S. 346 ff. Stallaert S. 146 ff.

2) Vgl. Aschbach, Gesch. der Wiener Universität I, 86 f.

3) Thurot p. 487. Später wurde der Florista von Wimpheling in seinem Isidoneus Grammaticus (1497), von Georg Bauer in seinen Puerilia Grammatices (Augsburg 1514), von Luther in seiner Schrift: „an die Rathsherren“ (1524) stark angefochten.

Virgil hatten doch auch Lucan und Statius ihre Stelle; die Ars amandi des Ovid scheint in den Klöstern ein Lieblingsbuch gewesen zu sein und wohl auch die Schüler beschäftigt zu haben [1]. Aber seit dem dreizehnten Jahrhundert kamen auch Dichtungen des Mittelalters zu Ehren, wie das Alexanderlied des Gautier von Lille (von Chatillon), das, wie man aus der Menge der noch erhaltenen Handschriften mit Varianten und kurzen Erläuterungen folgern darf, auch in den Schulen viel gebraucht wurde [2]. Es versteht sich von selbst, dass diejenigen, welche das Heidenthum der alten Dichter scheuten, mit besonderem Eifer christliche Dichter der früheren Jahrhunderte empfahlen, den Prudentius, den Sedulius, den Arator. Wenn man nun auch nicht von den zahlreichen Citaten aus den Dichtern ohne Weiteres einen Schluss machen darf auf genauere durch die Schulen vermittelte Bekanntschaft mit diesen, da wohl sehr oft solche Citate aus Florilegien genommen sind, so ist im Ganzen doch vielleicht auch im späteren Mittelalter die Belesenheit in den Dichtern grösser gewesen, als wir zuweilen uns denken mögen.

Fragen wir aber nach dem Gange, den man bei der Lectüre im Schulunterrichte nahm, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Distichen Cato's und die Fabeln Aesops lange Zeit hindurch den Anfang machten [3]. Das aus dem zehnten Jahrhundert stammende allegorische Gedicht, welches den Namen Theodulus an der Stirn trägt und die Wunder des Alten Testaments den Fabeln der Mythologie gegenüberstellt, scheint in vielen Schulen an jene sich angeschlossen zu haben. Dann folgten je nach Neigung und Fähigkeit der Lehrer die grösseren Dichterwerke. Wir sind in ziemlicher Ungewissheit über die Benutzung lateinischer Prosaiker; aber wir dürfen annehmen, dass Cicero's Bücher von den Pflichten und manches aus Quintilian, Seneca u. a. gebraucht worden. Aus den in Dom- und Klosterbibliotheken befindlichen Schriften

---

1) Vgl. K. Bartsch, Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter. Quedlinburg 1861.

2) Oudin, Script. eccles. II, 1666. Vgl. Daniel S. 104.

3) Daniel S. 98 und 108.

lässt sich kein irgendwie sicherer Schluss auf die Verwendung derselben im Unterricht machen.

Im Zusammenhange mit der Lectüre der lateinischen Dichter stand die Versification, der man viel Aufmerksamkeit und Fleiss zuwandte. Der Zweck dabei war ein dreifacher: delectatio, memoria firmior, lucida et venusta brevitas. Die Uebungen aber gingen nach zwei Richtungen auseinander, da man neben der Nachbildung antiker Muster, wobei die Quantität der Silben vor Allem in Betracht kam, immer lieber Zählung der Silben und Anwendung des Reimes sich gestattete. Man nannte jene Weise dictamen metricum, diese dictamen rhythmicum. Die Quantität der Silben lehrte man theils nach einem alphabetischen Verzeichniss, das zugleich Belegstellen aus Dichtern enthielt, theils nach einem ebenfalls alphabetischen Verzeichniss von Anfangs-, Mittel- und Endsilben; dabei ging das Gefühl für Quantität mehr und mehr verloren. Seit dem 12. Jahrhundert machte man nur noch Hexameter und Pentameter, man untersagte die Elision, erlaubte die kurze Silbe, welche am Ende eines Wortes den Anfang des dritten Versfusses bildete, lang zu gebrauchen, führte dafür allerhand Spielereien ein, die dann den Uebergang zu den gereimten Versen bildeten (versus consonantes, leonini, caudati, catenati)[1]. Anleitungen zur Versification in der Schule werden ziemlich oft genannt[2], und entsprechende Uebungen mögen fleissig und wohl auch nicht ohne Frucht stattgefunden haben[3].

Von Italien aus, wo die Rechtsstudien so entschieden vorwalteten und in allen Unterricht eine mehr praktische

1) Thurot p. 407 ff.

2) Ein Liber prosodiacus von Martin Heintzchin in Görlitz erwähnt bei Knauth S. 5.

3) In einer alten Ordnung der Domschule zu Speier aus dem vierzehnten Jahrhundert heisst es: pueri ad hoc apti versificare et dictare debent diebus alternatis. Mone S. 269; aber die hier gegebene Erklärung: versificare heisst aus gegebenen Worten Verse zusammensetzen, dictare dichten, scheint nicht haltbar, vielmehr scheint eine Abwechselung zwischen Versübungen und Stilübungen gemeint.

Auffassung brachten, kam auch die Practica dictaminis (ars dictandi) zu uns. Sie erschien oft als Bestandtheil der grammatischen Lehrbücher, obwohl sie eigentlich in das Gebiet der Rhetorik reichte, als Anleitung zum Lateinschreiben und besonders zum Briefschreiben und zum Geschäftsstile[1]). Es ist klar, dass Uebungen dieser Art auch für klerikale Schulen eine grosse Bedeutung hatten, aber es lässt sich denken, dass sie in den Stadtschulen eine noch höhere Beachtung fanden[2]). — Das Lateinsprechen musste natürlich in einer Zeit, für welche diese Sprache noch eine lebende war, bis zu einer gewissen Sicherheit gebracht werden, besonders in den klerikalen Schulen, aus denen doch für den Dienst der Kirche so viele hervorgingen. Man wird übrigens dabei zu berücksichtigen haben, dass auch die Schwierigkeit, den Schülern Bücher in die Hände zu geben — und der Mangel an Büchern dauerte ja noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst fort — das Vorwalten des Mündlichen beim Unterrichte bedingte. In den Bestallungsurkunden für Lehrer der Stadtschulen findet man nicht selten als Hauptsache bezeichnet, dass die Kinder lateinisch sprechen lernen[3]). Dass man weit in das sechzehnte Jahrhundert hinein das Sprechen

1) Thurot p. 90 ff. Vgl. Rockinger, Ueber die Ars dictandi, in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie der Wissenschaften 1861, I, 1, 111 ff.

2) Wie solche Lehrbücher für Stadtschulen hergestellt wurden, zeigt Wattenbachs Schrift: Candela Rhetoricae, eine Anleitung zum Briefstil aus Iglau, Wien 1863, S. 8 (aus dem 30. Bande des Archivs für Kunde österr. Geschichtsquellen). Der Verfasser der hier beschriebenen Anweisung, die aus dem Jahre 1418 herrührt, war Kleriker und unterrichtete an der Schule in Iglau, vornehmlich in der Kunst des Geschäftsstils und des Briefschreibens; in Czaslau scheint er seine Schrift vollendet zu haben. Nach Wattenbach zeigt er sich überall als einen recht pedantischen Schulmeister, der sich in einer sehr gewundenen und gezierten Schreibweise gefällt; doch ist sein Büchlein für die Geschichte der grammatischen und rhetorischen Studien nicht ohne Werth. — Einer Anleitung zum Briefstil erwähnt auch Günthner I, 269.

3) Ahrens, Gesch. des Lyceums zu Hannover (1870) S. 18 f.

in der Muttersprache den Schülern verbot, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Auf den Gesangunterricht wurde natürlich vor Allem wegen der Verrichtungen, welche Lehrer und Schüler beim Gottesdienste zu übernehmen hatten, ein sehr grosser Werth gelegt, so dass dadurch der übrige Schulunterricht ungemein verkürzt wurde [1]). Und nicht bloss in den unmittelbar vom Klerus abhängigen Lehranstalten, sondern auch in den Stadtschulen, obwohl zuweilen jenen im Gegensatz zu diesen der Gesangunterricht vorbehalten wurde. Alle grösseren Städte hatten ihre besonderen Sängerschulen, wie Lübeck und Hamburg; auch fürstliche Höfe begünstigten solche Institute [2]). In vielen Städten traten allmählich aus der Gesammtheit der Schüler die Singchöre heraus, die unter Leitung der Cantoren bei den Gottesdiensten, bei den Begräbnissen und andern frommen Veranstaltungen mitwirkten, auch auf Strassen und Plätzen an gewissen Tagen vor den Häusern der Bürger Gesänge anstimmten. In die Geschichte des Kirchengesangs jener Zeiten und in die Methode des Gesangunterrichts wollen wir uns hier nicht tiefer einlassen, weil es uns zu weit vom Leben der Schule abziehen würde. Dass die Gesänge ohne Ausnahme lateinisch waren, aber auch Bedeutendes und Würdiges enthielten, dass die Gesangbücher (Cantuales), Notenbücher mit untergelegten Texten, nur kirchlichen Inhalt hatten und meist wohl auch als Eigenthum der Kirche galten, dürfen wir ohne Weiteres annehmen [3]). Weltlicher Gesang

1) Ueber die Leistungen der Torgauer Schule vor der Reformation sagt der Rector Reinhard in einem Programm von 1712: Canere mane, canere vesperi, canere carmina latina neque cantoribus neque auditoribus intellecta, canere ante hoc, ante illud altare, canere modo in huius, modo in illius sancte defuncti hominis memoriam, hic labor, haec fuit doctorum in scholis opera praecepta. Vgl. Tschiersch, Gesch. des Luckauer Schulwesens (1880) S. 4.

2) Für Lübeck Heppe, Volksschulwesen V, 286 f., für Hamburg Meyer S. 148, für Torgau Taubert, Geschichte der Musik in Torgau (1868).

3) Die Statuta et praecepta scholarum, zu Memmingen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gedruckt, enthalten den bezeichnenden Vers:

wurde ja vielfach gepflegt, wohl auch in klerikalen Kreisen und in lateinischer Sprache; aber die Schule suchte ihn fern zu halten. Ein schwacher Uebergang zum Volksmässigen ist darin zu erkennen, dass für die Currentschüler Heinrich Knoblochzer in Heidelberg die lateinischen Hymnen übersetzte, zwar nicht in durchgängigen Reimen, aber doch immer mit soviel Silben, als das Original enthielt[1]). Wie leicht indess das Weltliche unter der Hand auch in die Schulen eindrang, das zeigt uns die Thatsache, dass im Jahre 1304 die Schüler in Hamburg beim Feste des Knabenbischofs lateinische und deutsche Spottgedichte anstimmten[2]).

Einen besondern Unterricht in der deutschen Sprache kannten auch die Stadtschulen nicht. Was dafür doch geschah, war Sache des Hauses und der Uebung im Leben. Und wenn wir nun in Betracht ziehen, dass in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters das Deutsche in Urkunden und bei der Handhabung des Rechtes immer allgemeinere Anwendung fand, dass die vaterländische Literatur damals doch gerade in den Kreisen des Bürgerstandes treu gepflegt worden ist und Chroniken, Rechtsbücher, erbauliche Schriften eine tüchtige Bekanntschaft auch mit den Gesetzen der Prosa erkennen lassen, so nöthigt uns dies Alles immerhin zu einem anerkennenden Urtheile über den Unterricht, der bei solchen Leistungen vorausgesetzt werden muss und, wenn er auch ein vereinzelter und von Zufälligkeiten abhängiger war, sicherlich an seinem Orte mit Verstand gegeben wurde. Als nur mittelbare Wirkung des lateinischen Unterrichts werden wir es wenigstens nicht ansehen dürfen, dass bereits im 14. Jahrhundert sogar die Einträge in die Ortsbücher nicht selten wie kalligraphisch untadelig, fest und gefällig, so geordnet in der Orthographie, nach Wohllaut strebend, klar und

---

Tui sine macula libri teneantur,
Et cantuales penitus in cura habeantur.

S. Schmider, Zur Literatur der Schwenkfeldischen Liederdichter (1857) S. 20.

1) Koch, Gesch. des Kirchenliedes (1866) I, 226.

2) Meyer S. 22.

folgerichtig im Stil erscheinen [1]). Eine weiter gehende Untersuchung würde zur Beantwortung der Frage nöthig sein, inwiefern schon damals durch die Schulen deutscher Städte in den slavischen Landschaften die deutsche Sprache gefördert worden, die indess wohl mehr mit dem deutschen Rechte der deutschen Einwanderer sich ausgebreitet hat [2]).

Nicht selten scheinen die Schreibschulen (in Niederdeutschland Scryfscholen, Schriverscholen), die vorzugsweise Privatanstalten waren, einen gewissen Ersatz für den sonst fehlenden Unterricht im Deutschen dargeboten zu haben [3]). Das Schreiben, in den kirchlichen Schulen und namentlich in den Klöstern nicht bloss als eine Fertigkeit, sondern als eine Kunst geachtet und bis in die späteren Jahrhunderte von Einzelnen mit grosser Liebe und Sorgfalt geübt, musste sehr bald auch in den Städten als wichtig erkannt werden und erschien auch hier als eine Kunst, die man nicht ohne Weiteres und für Alle zu einem Lehrgegenstande der Schulen machte, sondern vielmehr jenen besonderen Anstalten überliess. So konnte es nun geschehen, dass in manchen Städten dem Unternehmer der Schreibschule vorgeschrieben wurde, keinen Schüler aufzunehmen, der nicht schon die Fibel gelernt und darauf den Anfang im lateinischen Unterricht gemacht hätte. Das Lesen fiel mit dem Anfange des Lateinlernens zusammen und sollte nicht durch das Schreiben, wie es jene Privatanstalten betrieben, Nachtheil erfahren, weil sie vor Allem Deutsch zu schreiben lehrten. Aber hierbei lernten die Knaben, indem sie in der Kalligraphie sich übten, auch durch das, was ihnen später in deutscher Sprache dictirt wurde, deutschen Stil [4]). Uebrigens war die Zahl derer, welche in solcher Weise schreiben lernten, in den früheren Zeiten verhältnissmässig klein. Das Schreiben blieb lange, schon wegen der Kostspieligkeit des Schreibmaterials, eine seltene Kunst, galt als ein

1) Meister S. 12.
2) Vgl. Kleiber, Gesch. der Stadt Leobschütz (1864) S. 16.
3) S. oben S. 92.
4) Ahrens S. 18 f., Meyer S. 143 ff.

Vorzug der Gelehrten, besonders der Pfaffen, und stand in engem Zusammenhange mit dem Lateinischen. Für sie ist auch nach Thomasin von Zirkläre's Bemerkung im „Welschen Gast“ vor Allem die Schrift, für den ungelehrten Mann das Bild. — Wie man bei dem lateinischen Unterrichte noch im fünfzehnten Jahrhundert das Schönschreiben lehrte, zeigt uns eine von H. Palm veröffentlichte „Anweisung zur Kalligraphie“, welche, höchst sauber auf Pergament geschrieben, in einem Sammelbande der Prager Universität sich befindet [1]). Später freilich wurde das Schreiben (in enger Verbindung mit dem Lesen) ein allgemeineres Bedürfniss und dies führte eben zur Einrichtung besonderer Schreibschulen in den Städten [2]).

Nach alter Betrachtungsweise gehörten Arithmetik und Geometrie zum Quadrivium; aber jene beschränkte sich in den kirchlichen Schulen meist auf die Berechnung der beweglichen Kirchenfeste, und von dieser war in denselben wohl nur in den seltensten Fällen die Rede. Das Rechnen, an Kirchen und Klöstern schon der wirthschaftlichen Zwecke halber als ein grösseres Bedürfniss empfunden, war in den Städten für den rasch erweiterten Verkehr ganz unentbehrlich. Aber zu rechter Entwickelung kam die Sache auch dann nicht, als durch Vermittelung der Byzantiner die indische Arithmetik dem Abendlande zugeführt worden war [3]). Eine zu Basel befindliche Handschrift von 1408 enthält eine für Schulen berechnete Anweisung zum Rechnen in sieben Capiteln: additio, subtractio, duplicatio, mediatio (Halbirung), multiplicatio, divisio, radices [4]). Das Rechenbuch des berühmten Georg Leunbach († 1461), erst 1505 gedruckt, umfasst auf sieben Quartblättern alles für den gewöhnlichen Bedarf Erforderliche, ohne Definitionen, ohne Angabe der Gründe [5]).

---

1) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1865, No. 2. Vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter S. 283 f.

2) Ueber diese und den Schreibunterricht Zimmermann S. 14—16.

3) Siehe Wildermuth in Schmids Encyclopädie, Artikel Rechnen, Band VI.

4) Mone's Zeitschrift II, No. 8.

5) Vgl. Wildermuth, Anleitung zum Rechnen aus dem Anfange

Von besonderem Unterricht in Geschichte, Geographie, Naturkunde konnte in den Schulen des Mittelalters nicht die Rede sein; man kam über gelegentliche Mittheilungen nicht hinaus. Selbst die Universitäten boten in dieser Beziehung nur das Nothdürftige, oft auch dieses nicht [1]). Was im dreizehnten Jahrhundert Vincenz von Beauvais mit erstaunlichem Fleisse zu einem allumfassenden Werke vereinigt hatte, ist wohl nur Wenigen zugänglich gewesen und ohne jegliche Bedeutung für die Schulen geblieben.

Wie aber stand es mit der Unterweisung in den Lehren des Christenthums? Einen Religionsunterricht in unserem Sinne kannten die Schulen des Mittelalters nicht, die doch völlig unter dem Einfluss der Kirche standen. Man ging fast niemals über die allem Volke bekannten Gebets- und Glaubensformeln hinaus, womit dann das Memoriren von Psalmen und Hymnen sich verband. Der Katechismus entwickelte sich allmählich aus der Tauf- und Beichtpraxis, nicht aus dem Jugendunterricht. Statt des Dekalogs hatte man früher die Aufzählung der sieben Hauptsünden und der sieben Haupttugenden; aber seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert trat jener entschieden in den Vordergrund. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden zahlreiche Katechismen, bald als Anleitung für den Geistlichen, bald als Lehrbüchlein für die Jugend, herausgegeben, letztere nicht selten mit Bildern ausgestattet zur Veranschaulichung der Hauptstücke [2]). Aber ein

des sechzehnten Jahrhunderts von Huswirt, neu herausgegeben mit historischer Einleitung und Commentar. Tübingen 1865. 4° (Programm). cf. Zimmermann S. 16—19.

1) Geographischer Unterricht in Tübingen, Heyd S. 64 f. Als hist. Lehrbüchlein kann allenfalls das 1473 in Lübeck erschienene Rudimentum noviciorum gelten, wahrscheinlich von einem Franciscaner und für die Schule seines Klosters verfasst. Pädagogisches Archiv 1861, S. 423.

2) Geffcken, Der Bilderkatechismus des fünfzehnten Jahrhunderts und die katechetischen Hauptstücke in dieser Zeit bis auf Luther I, Leipzig 1855. Vgl. v. Zezschwitz, Der Katechumenat S. 505 ff. Ueber einen 1494 zu Heidelberg erschienenen Katechismus („Pater noster, Ave Maria und der Glaube, eigentlich nach dem echten Text“, 7 Bogen 4°) berichtet Weller in seinem Altes aus allen Theilen der Geschichte I,

innerliches Verständniss der christlichen Wahrheiten, eine lebendige Aneignung des von der Kirche Sanctionirten erstrebte man doch nicht, und immerhin ist es beachtenswerth, dass Melanchthons Apologie zur Augsburger Confession die Klage erheben konnte: Apud adversarios nulla prorsus est κατήχησις puerorum, während Matthesius in seiner sechsten Predigt aussprach, er habe in seiner Jugend niemals den Katechismus von der Kanzel erklären gehört, auch niemals eine Auslegung des Katechismus gefunden. Was an vielen Stellen nach dieser Seite hin der gute Wille versuchte, wurde eben nicht allgemeinere Praxis der Kirche. Das Beste für religiöse Bildung that die fromme Sitte des Hauses und die bunte Mannigfaltigkeit der Gottesdienste, wofür gerade die Schuljugend so oft in Anspruch genommen wurde. Nebenbei bot doch auch die Lectüre, welche die Schule vermittelte, vielerlei religiöse und sittliche Anregung, wie sie denn auch zumeist für solche Zwecke gewählt war. Der didaktische Charakter der Volkspoesie des späteren Mittelalters zeigt uns, wie förderlich doch solche Lectüre sich erwiesen hat. Die Benutzung der Bibel wurde den Schulen im Bisthum Meissen noch 1504 ausdrücklich verboten, wohl aus Scheu vor Uebersetzungen derselben, aus denen ketzerische Meinungen abgeleitet und gerechtfertigt werden konnten [1]).

In Schulen, welche über die Linie des Herkömmlichen hinauszukommen suchten, versuchte man es gelegentlich wohl mit den Anfängen der Dialektik; aber es blieb dann bei blossem Auswendiglernen. So wurden die Summulae logicales des Petrus Hispanus (1278 Papst als Johann XXI.) gebraucht; noch im Jahre 1516 hat Eck eine Explanatio derselben herausgegeben [2]). Die Meisten freilich überliessen diese und andere

---

S. 70—75. Im Allgemeinen vergleiche noch Zimmermann S. 20—22, Janssen I, 22 f. Ueber den ältesten Katechismus von Dietrich Coelde („Christenspiegel") S. 33 f.

1) Knauth, Das Gymnasium Augustum zu Görlitz (1765) S. 5 f.

2) Gerson, Opera ed. Dupin I, 21: Apud logicos Summulae Petri Hispani traduntur ab initio novis pueris ad memoriter recolendum, etsi non statim intelligant. Von der praktischen Verwendung des Buches in

Dinge den Hochschulen, die so oft auch Ersatz für das in den gewöhnlichen Schulen nicht Geleistete zu bieten hatten.

An den Hochschulen finden wir nun freilich eine Vereinigung mannigfacher Wissenschaften, und strebsamere Geister konnten in grosser Vielseitigkeit der Studien sich bewegen [1]). Im Ganzen jedoch traten von Anfang an grosse Gebrechen hervor. Die Wissenschaften, nach Facultäten streng geschieden, nahmen die Idee allgemeiner Humanitätsbildung nicht in sich auf, waren von der argwöhnischen Hierarchie überwacht und eingeengt, durch die strengen Formen der Scholastik in freierer Entwickelung durchaus gehemmt. Das Konstanzer Concil hatte viel über Reform der Studien verhandelt, aber keine grossen Wirkungen hervorgebracht; nur zu besserem Bibelstudium hat es angeregt [2]). Auch die Artisten, deren Facultät überall den bedeutendsten Einfluss übte [3]), vermochten nicht frischeres Leben in diese Studien zu bringen, ja sie dachten kaum daran, und den Humanisten haben sie fast überall schroffen Widerstand entgegengesetzt [4]). Die Rechtsgelehrsamkeit litt durch arge Verwirrung des geistlichen und des bürgerlichen Rechts und befand sich fort und fort in einem wahrhaft trostlosen Zustande [5]). Dazu nun bei ungebührlicher Ausdehnung der Studienzeit die ermüdende Methode des Unterrichts, der wesentlich Vorlesungen, Repetitionen und Disputationen unterschied, aber in den Disputationen überall so entschieden auslief, dass dialektische, gewandte Handhabung der Abstractionen und Formeln als die Hauptsache, wahres Verständniss der

---

der Görlitzer Stadtschule am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sagt Johannes Hass, Script. rer. Lusat. IV, 306, die Lehren seien „sonderbar dunkel und unverständlich" vorgetragen worden.

1) Heyd, Melanchthon in Tübingen S. 66 ff. Ueber die mathematischen Studien in Tübingen (Stöffler) ebendaselbst S. 52 ff., in Krakau Prowe, Nic. Copernicus auf der Universität Krakau, 1874. Ueber den Studiengang der Facultäten im Allgemeinen Aschbach S. 65 ff.

2) Aschbach S. 287, 289, 291.

3) Aschbach S. 339 ff.

4) Heyd S. 11 ff. Von den ersten Vorlesungen in Wien über lateinische Autoren handelt Aschbach S. 353 f.

5) Otto, Cochläus S. 82.

Lehren als Nebensache erschien. Die abschliessenden Prüfungen und Promotionen entsprachen dem Geiste, der allen Unterricht beherrschte [1]). Dass manche Universitäten, wie Prag, Heidelberg, Erfurt, Ingolstadt, schon reichere Bibliotheken besassen, dürfte zu fruchtbareren Studien wenig beigetragen haben [2]). Im Ganzen wird man sagen dürfen, dass die Scholastik der Universitäten jenen Hochmuth gross gezogen hat, der zwischen Gelehrten und Volk eine schlimmere Schranke aufführte, als die zwischen Klerus und Laien jemals gewesen ist, jenen Hochmuth, der aller Sorge für Volksbildung sich entschlug, das Volk vielmehr gleichgiltig der Barbarei überliess oder nur als passiven Gegenstand für das von ihm Ausgeklügelte der Beachtung werth hielt. Die so in das Leben der Nation gebrachte Spaltung hat dann auf Literatur und Kunst, auf Staat und Kirche verhängnissvollen Einfluss ausgeübt [3]).

Versuchen wir nun, die Lehrweise uns klar zu machen, welche dem Unterricht überall ein besonderes Gepräge gab, so haben wir von der Thatsache auszugehen, dass die Kostbarkeit und Seltenheit der Bücher und anderer Hilfsmittel eine grosse Verlangsamung und eine sehr mechanische Behandlung des Unterrichts unvermeidlich machte. In den grösseren Städten, namentlich in denen, welche Universitäten hatten, fehlte es freilich vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und noch lange nachher nicht an Schreibern, welche durch Herstellung von Exemplaren der beim Unterrichte gebrauchten Bücher sich ihren Unterhalt verdienten und wie die Librarii, Stationarii, Pergamenarii, Illuminatores zum Unterrichtspersonal gerechnet wurden, auch im Genusse besonderer Privilegien standen [4]); aber in den kleineren Städten waren

1) Geringschätzung der akademischen Grade bei Butzbach. Becker, Chronica p. 160 f.

2) Ueber die Universitätsbibliothek in Wien Aschbach S. 341—344.

3) Vgl. Jürgens, Luther I, 388 ff. Ueber die didaktische Poesie im Gegensatze zur scholastischen Moral Diestel in der Allgem. Monatsschrift 1852, S. 702 ff.

4) Sotzmann, Gutenberg und seine Mitbewerber, in F. v. Raumers hist. Taschenbuch, N. F. 2. Jahrg., S. 532.

solche Schreiber selten zu finden, und immer waren die von ihnen hergestellten Bücher theuer genug. Als man hierauf, etwa seit 1440, die Holzschneidekunst zur Vervielfältigung von Schulbüchern anzuwenden begann, traten die Schreiber mehr und mehr zurück, und noch viel mehr bedrohte die Buchdruckerkunst von Anfang an ihren Erwerb, wenn auch Gewohnheit und Schwerfälligkeit die Anerkennung derselben in manchen Kreisen sehr verzögerte. Jene verloren sich dann in die Schul- und Rathsstuben, und gedruckte Bücher kamen allmählich doch in allgemeineren, obschon noch lange nicht ausreichenden Gebrauch. Vorher aber erschwerte der Mangel an Schulbüchern den Unterricht ausserordentlich. Auch in den Dom- und Klosterschulen, die doch öfter ihre besonderen Bibliotheken hatten und zum Theil noch in späterer Zeit Kleriker und Mönche mit Abschreiben beschäftigt sahen, waren die für den Unterricht nothwendigen Exemplare schwer zu beschaffen [1]). Wo dem Scholasticus die Anschaffung der Bücher oblag, war gewiss immer nur für wenige Abschriften gesorgt, die natürlich nur während der Unterrichtsstunden in den Händen der Schüler blieben und doch mit der Zeit in sehr üblen Zustand geriethen. Aehnlich war es in den Stadtschulen, deren Lehrer nicht selten auch Abschriften der Schulbücher angefertigt, verkauft oder ausgeliehen haben mögen [2]). Eine Bautzener Schulordnung von 1418 verpflichtete die Kinder

1) Eine Geschichte der Dom- und Klosterbibliotheken des Mittelalters, die freilich kaum noch in erschöpfender Weise sich schreiben liesse, würde auch für die Geschichte des Schulwesens viel Anziehendes darbieten. Im Allgemeinen s. Wattenbach S. 319 ff. Speciellere Angaben über die Bibliothek der Praebenda lectoralis in Hamburg Meyer S. 73 f., von der eigentlichen Dombibliothek daselbst ist noch ein Katalog vorhanden. Neben den Benedictinern hatten doch auch die Dominicaner und Franciscaner für Büchersammlungen manches gethan. S. über die Bibliothek der Dominicaner in Freiberg Moller, Freibergische Chronik II, 128, über die der Franciscaner in Görlitz O. Kaemmel, Johannes Hass S. 26 f., deren erster Katalog datirt vom Jahre 1362. Aber für Schulzwecke sammelte man in der Regel Bücher nicht.

2) Ueber den Schreiblehrer und Handschriftenhändler Diepold Lauber in Hagenau Zimmermann S. 26. Ueber Hugo von Trimberg S. 25 f.

geradezu, ihre Schulbücher von dem Locatus zu kaufen, mit Angabe des Preises. Manche Schulmeister mögen sogar mit ihren Abschriften ein sehr einträgliches Geschäft getrieben haben [1]). Als das Schreibmaterial, das Papier, wohlfeiler wurde, ergab sich wohl eine Erweiterung und Vervielfältigung des Büchervorraths an den Schulen, aber die Neigung der Eltern, für die Kinder die nöthigen Bücher anzuschaffen, steigerte sich nur langsam. Es war natürlich mit anderen Hilfsmitteln nicht anders. Tafeln, Schreibgeräthe fehlten überall, und häufig nicht bloss den Schülern, sondern auch den Schulen. Aus diesen Verhältnissen ergab sich nun mit zwingender Nothwendigkeit eine Behandlung des Unterrichts, die nach unseren Begriffen als durchaus unzweckmässig erscheinen muss, aber freilich den Lehrern nicht zur Last gelegt werden darf. Der Unterricht bestand zunächst immer im Vorsprechen und Vormachen der Lehrer, im Nachsprechen und Nachmachen der Schüler [2]). Von selbst trat damit das Anschreiben an eine Tafel in Verbindung. Dann kam man zu den Büchern; weil aber diese nicht in genügender Anzahl vorhanden waren, trat das Dictiren ein, das ja bis zu den Hochschulen hinauf eine Sache von grösster Wichtigkeit war, aber freilich auch in den geringeren Schulen bereits eine gewisse Fertigkeit im Schreiben voraussetzte. Wie sehr dabei das Lernen Gedächtnisswerk war, braucht nicht gesagt zu werden. Durch die Dictirmethode bestimmte sich nun vor Allem die ganze Be-

---

1) Wattenbach, Das Schriftwesen des Mittelalters S. 314 ff. Der Schulmeister Grunerer in Ulm wurde 1515 von dem Buchführer Hans Zainer beim Rathe verklagt, dass er Bücher feil habe und seinen Knaben verbiete, anderswo solche zu kaufen, wodurch er selbst in Nachtheil komme. Darauf erhielt dieser die Anweisung, „des Bücherverkaufs müssig zu stehn"; dies veranlasste ihn, 1521 sein Schulamt nieder zu legen und eine eigene Druckerei anzulegen, die indess keinen guten Fortgang hatte. Pfaff S. 14 f. Ueber die Lehrer der Schule in Görlitz als Abschreiber und Bücherverkäufer siehe Schütt, Geschichte des Gymnasiums in Görlitz S. 10.

2) Dabei ältere Schüler als Helfer zu benutzen, schrieb die Nürnberger Schulordnung von 1500 ausdrücklich vor. Kriegk N. F. S. 91. Vgl. Ruhkopf, Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens in Deutschland S. 149.

handlung lateinischer Lesestücke und Schriftsteller. Der Lehrer sagte in den meisten Fällen seinen Schülern das zu erklärende Pensum in die Feder, wobei Orthographie, Interpunction und Formenlehre eingeübt werden konnten, und zergliederte dann das Dictirte bis in das Einzelne. Er begann dann wohl mit einzelnen Sprüchen oder Verszeilen und ging nach und nach, doch immer langsam, zu grösseren Abschnitten über. Natürlich ergab sich so auch eine vielfache Repetition, die ein festes Behalten sichern konnte, aber gewiss oft auch bis zur Ermüdung der jugendlichen Geister fortgesetzt wurde. Sachliche Bemerkungen knüpften die Lehrer nur gelegentlich an.

Ueber die Eintheilung der Schulen in Classen sind wir wenig unterrichtet. Es hing hierbei doch Vieles von der Zahl der verfügbaren Lehrer, manches auch von der Zahl der herbeigekommenen Schüler ab; auch die Beschränktheit der Schulräume kam in Betracht. Im Allgemeinen dürfen wir annehmen, dass drei Classen das Gewöhnliche waren; vier Classen zählte man 1504 in Zwickau, wo bursales, logici, grammatici und parvuli unterschieden wurden, eben so viele schon früher zu Bayreuth, wo die Namen prima, secunda, temporales, casuales die Abstufung bezeichneten. Eine ungewöhnliche Einrichtung hatte gegen das Ende des Mittelalters die Domschule in Münster, die freilich schon im Uebergange zu einer neuen Zeit sich befand; sie bestand aus sechs Classen mit eben so vielen Lehrern. Wie bei drei Classen der Lehrgang sein konnte, zeigt vielleicht am besten die Nürnberger Schulordnung von 1485 [1]). Hiernach haben die jüngsten Schüler, denen ein besonderer Locat oder Jungmeister beizuordnen ist, täglich sechs Lehrstunden, drei Vormittags und drei Nachmittags, weil sie noch nicht für den Kirchendienst an den Werktagen in Anspruch genommen werden. Ihre nächste Aufgabe ist Kenntniss der Buchstaben und Uebung im Lesen; doch werden ihnen bereits täglich zum Schlusse zwei lateinische Wörter mit ihrer Verdeutschung aufgegeben, die

1) Bei Heerwagen, Zur Gesch. der Nürnberger Gelehrtenschulen I (1860), 9 ff.; vollständig im Programm von 1863.

sie des andern Tages früh wieder aufzusagen haben. Später sollen sie angehalten werden, jeden Morgen und jeden Nachmittag eine frische Schrift eigner Hand von Buchstaben oder etlichen Wörtern deutsch und lateinisch in Wachs (d. h. auf hölzernen mit grünem Wachs überzogenen Tafeln) oder auf Papier vorzuzeigen, die dann der Locat zu verbessern hat. Die mittlere Classe macht den Anfang mit dem Donatus und dem Doctrinale Alexanders; nebenbei wird täglich gegen Abend ein lateinischer Spruch oder Vers (Salomonis, Catonis) sammt deutscher Uebersetzung mit Kreide an die Tafel geschrieben, den die Knaben abzuschreiben, daheim den Eltern aufzusagen und am andern Morgen in der Schule zu wiederholen haben. Die Uebungen im Schönschreiben (deutsch und lateinisch) gehen fort. Weil aber die Schüler dieser Classen auch an den Wochentagen den Kirchendienst mit zu versorgen haben, so bleiben ihnen für den Vormittag und Nachmittag nur je zwei Lehrstunden übrig; doch sollen sie im Chor, auf dem Kirchhofe, bei Processionen stets nur Latein reden und bei Verletzung dieser Vorschrift, wenn der ihnen beigegebene Lupus sie anzeigt, bestraft werden. Beim lateinischen Unterricht war die Grammatik mit Beispielen das durchaus Vorwaltende; die Lectüre ging kaum über einzelne Verse hinaus. Für die oberste Classe hatte man täglich auch nur vier Stunden, von denen die erste Vormittagsstunde der Wiederholung des am vorhergehenden Tage Behandelten gewidmet war oder auch zuweilen eine Lection aus dem dritten Theile des Doctrinale vorzunehmen hatte, während in der zweiten einige Verse aus dem ersten oder zweiten Theile in der Weise exponirt wurden, dass die Schüler so viel als möglich Selbstthätigkeit zu zeigen hatten; die erste Nachmittagsstunde gehörte den Anfängen der Logik, sollte aber dem Schüler keine besondere Anstrengung zumuthen; in der zweiten Stunde behandelte man eine Fabel des Aesopus oder Avianus, oder etwas aus Terentius, immer mit Hinweisung auf die Grammatik. Nur Einzelne, die grössere Fähigkeiten zeigten, wurden weiter geführt. Für den Figuralgesang waren den Schülern der zweiten und ersten Classe die Stunden nach Tische bestimmt.

Von Religionsunterricht ist in dieser Schulordnung nicht die Rede. Die Schule sorgt nur dafür, dass die Jüngsten an jedem Sonn- und Feiertage, bevor sie zum Chor gehen, nach einander die Tafel, das Benedicite, das Confiteor und den Cisiojanus (s. unten S. 189) hersagen, damit die Uebrigen durch Nachsagen desto leichter diese Dinge ihrem Gedächtnisse einprägen. Den grösseren Schülern schien eben der tägliche Kirchendienst alles in dieser Beziehung Nöthige darzubieten [1]).

Die Nachtheile freilich, die aus solchem Kirchendienste für den Unterricht sich ergaben, wurden von Vielen wohl auch in jenen Zeiten schon lebhaft empfunden. Sie waren in der That auch an den Stadtschulen gross; aber für die Klosterschulen wurde die stets zunehmende Länge des Officium und die Zahl zeitraubender kirchlicher Uebungen geradezu verderblich [2]). In Münster hing es wohl auch mit dem Kirchendienste zusammen, dass täglich dreimal zwei Stunden (6—8, 12—2, 4—6) gehalten wurden [3]).

Wir werden noch einige erwünschte Einblicke in dieses Schulwesen gewinnen, wenn wir manche Hilfsbücher, die damals gebraucht wurden, näher uns ansehen.

Da kommen nun zunächst die Vocabularien in Betracht. Solche Bücher hatten die Klosterschulen schon in früherer Zeit gehabt: lateinisch-deutsche Wörterbücher, nach den Materien geordnet und zum Theil bei mannigfachem Gebrauche erweitert oder überarbeitet. Eines der ältesten und zugleich anziehendsten Bücher dieser Art ist der von W. Wackernagel 1847 herausgegebene Vocabularius optimus (eig. Voc. puerorum), aus dem vierzehnten Jahrhundert wenigstens in der letzten Bearbeitung, nach den mundartlichen

1) Vgl. über die Lehrverfassung der Stadtschule in Ulm Kapff, Zur Gesch. des Ulmer Gymnasiums I, 12 ff. Im Allgem. Ruhkopf S. 134 ff., 270 ff. und Meister S. 9 ff.

2) Czerny für St. Florian S. 49 f., Bader für St. Blasien S. 33 ff., Heidemann für die Stiftsschule in Essen, Programm von 1874 S. 37 f. Von der Görlitzer Stadtschule bestätigt dasselbe Johannes Hass, Script. rer. Lusat IV, 307.

3) Reichling, de Joh. Murmellii vita et scriptis (1870) p. 26.

Sprachformen in Hochalamannien entstanden und als Denkmal mittelalterlicher Pädagogik wie als Quelle der Sprach- und Alterthumskunde auch für uns noch von Bedeutung. Das Buch ordnet seinen grossen Wortvorrath nach dem Inhalt und nur, wo dieser nicht mehr leiten konnte, nach dem Alphabet. Wir dürfen annehmen, dass die Etymologie des Isidorus von Sevilla für diese und für alle ähnlichen Zusammenstellungen des Mittelalters die Grundlage gebildet hat. Die hin und wieder eingeschalteten grammatischen Denkverse sind wohl aus grammatischen Lehrbüchern entlehnt; die öfter angeführten Verse aus den im Mittelalter gelesensten Dichtern, aus Virgil, Ovid, Horaz, Lucan und Juvenal hatte der Bearbeiter gewiss auch nicht aus den Urschriften [1]). Eine Vocabularius rerum erschien zu Augsburg 1478 in Folio, ein Vocabularius latino-germanicus zu Nürnberg 1482 in gleichem Format; eben daselbst war ein Jahr vorher gedruckt worden: Vocabularius Theutonicus, in quo vulgares dictiones ordine alphabetico proponuntur et latini termini ipsas directe significantes sequuntur (312 Bl. 4°), also ein deutsch-lateinisches Wörterbuch von ziemlicher Ausdehnung [2]). Aehnliche Bücher, aber von seltsamerer Art waren Gemma gemmarum, Catholicon, Modus latinitatis, die noch am Ende des fünfzehnten und am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden und nur sehr langsam vor den besseren Büchern, welche die Humanisten herausgaben, zurückwichen [3]). Alle diese Bücher waren aber ohne Zweifel mehr für die Hand des Lehrers als für den Gebrauch der Schüler, obwohl man aus der Vielheit der Ausgaben, die manche Bücher dieser Gattung erlebt haben, auf einen ausgedehnteren Gebrauch schliessen könnte. Einzelne

---

1) Vgl. Hamann, Mittheilungen aus dem Breviloquus Benthemianus, einem handschriftlichen lateinischen Glossar des fünfzehnten Jahrhunderts. Hamburg 1879 (Programm der Realschule des Johanneums).

2) Neues Schweiz. Museum VI, 143.

3) Von dem Catholicon, das der Dominicaner Joh. de Balbis aus Genua im vierzehnten Jahrhundert zusammengestellt hatte, erschienen zwischen 1460 und 1520 noch 28 Ausgaben. Schmidt, Jean Sturm S. 250.

Vocabularien sind allerdings auch wieder nur handschriftlich vorhanden.

Als das Emporkommen der Scholastik die classischen Schriftsteller mehr und mehr in den Hintergrund drängte, war man um so geschäftiger, allerlei kleine Schultractate zur Förderung dialektischer Studien herzustellen. Daneben traten an die Stelle der lateinischen Dichter fromme Legenden in gebundener Rede, die man zum grammatischen Unterricht mit Interlinearversionen und Anmerkungen am Rande ausstattete [1]). Neben die ausserordentlich beliebten Disticha Catonis traten dann die Ecloga Theoduli und der Anticlaudianus des Alanus de Insulis, jene ein paränetisch-didaktisches Gedicht, dieser, von einem Cistercienser des zwölften Jahrhunderts verfasst, eine Encyclopädie in neun Büchern und ebenfalls in poetischer Form, die zur Ausbildung der Jugend nothwendigen Kenntnisse behandelnd. Eine Encyclopädie ganz anderer Art war wiederum die Margaritha philosophica des Karthäusers Gregor Reisch, der auch als Lehrer Ecks bekannt ist; sie hatte dialogische Form und zerfiel in zwölf Bücher: Grammaticae rudimenta (in Versen), Dialecticae principia, Rhetoricae partes, Arithmeticae species, Musicae principia (mit Musiknoten), Geometriae elementa, Astronomiae theoremata, Naturalis philosophiae principia, Alchimiae principia, de anima (zwei Bücher), de principiis philosophiae morales. Da sie wiederholt im Druck erschien (1496, 1504, 1508, 1512, 1517 und später), so müssen wir glauben, dass sie ausgedehntere Benutzung gefunden hat [2]).

Gross war die Zahl der versificirten Lehrbücher. Man hatte Grammatiken und Vocabularien in Versen, ebenso metrische Compendien für Orthographie, Verskunst, Briefstil, Dialektik, Rhetorik, Musik, Astronomie. Die wunderlichste Anleitung dieser Art aber war der Cisiojanus (Cisianus), ein abgekürzter Kalender in zwölf Doppel-Hexametern nach den

1) Ein dem zwölften Jahrhundert angehörendes Schulbuch dieser Art beschreibt Wattenbach im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1864, No. 4.

2) Schneider S 20 f.

zwölf Monaten des Jahres, wobei in jedem Doppel-Hexameter eben so viele Sylben herauskamen, als der Monat Tage hat, und die Stelle der Sylbe den einzelnen Tag bezeichnete, mit abgekürzten Bezeichnungen für die Festtage nach den Namen, daneben aber noch Sylben ohne eigentliche Bedeutung und nur dazu dienend, die nöthige Sylbenzahl herzustellen. So hatte man z. B. für den Januar folgende Hexameter:

Cisio Janus Epi sibi vindicat Oc Feli Mar An,
Prisca Fab Ag Vincenti Pau Pol Car nobile lumen.

Hier ist nun Cisio = Circumcisio (Beschneidung), das E in Epi ist die sechste Sylbe, bedeutet also den sechsten Januar und das Fest Epiphanias; der vierzehnte Januar ist durch die vierzehnte Sylbe Fe bezeichnet und zeigt zugleich den Namen Felix; der siebzehnte Januar, durch die siebzehnte Silbe An eingeführt, erinnert an Antonius; Pau ist Pauli Bekehrung, Pol ist Polycarpus, Car = Carolus magnus; nobile lumen (27.—31. Sylbe) dienen zur Ausfüllung. Da dieses Compendium in Ermangelung eigentlicher Kalender besonders für kirchliche Zwecke praktische Wichtigkeit hatte, auch selbst in Urkunden mehr und mehr zu Zeitbestimmungen benutzt wurde, so lag es nahe, diese Denkverse, wie sinnlos sie auch zunächst erschienen, schon in den Schulen auswendig lernen zu lassen, und dass es geschehen ist, erkennt man aus zahlreichen Notizen über den Unterricht jener Zeit. Ziemlich lange kannte man nur den lateinischen Cisiojanus, und die bis jetzt bekannte älteste Fassung dürfte in dem zu erkennen sein, was Const. Höfler in der Schrift Albert von Beham und Regesten Papst Innocenzs IV. (Stuttgart 1847, S. XXIV) mitgetheilt hat. Seit dieser Bearbeitung aber hat man eine Reihe anderer zu notiren, zu denen dann auch die Laurea Sanctorum, ein poetischer Commentar Hugo's von Trimberg, gehört. Aber schon im vierzehnten Jahrhundert hat der Mönch Hermann von Salzburg auch eine deutsche Bearbeitung versucht; Oswald von Wilkenstein, Konrad von Dankratsheim u. a. sind ihm gefolgt. Zum ersten Male gedruckt ist eine deutsche Bearbeitung 1470 in Augsburg (bei Günther Zainer) erschienen. Der Cisiojanus

hat dann bis weit in das sechzehnte Jahrhundert seine Geltung bewahrt und selbst bei Luther und Melanchthon Theilnahme gefunden. In niedersächsischer Sprache gedruckt erschien er im Jahre 1523 [1]).

Ob das unter dem Namen Mammotrectus bekannte Buch, in der Hauptsache dazu bestimmt, die Wörter der Vulgata zu erklären, den Minoriten Johannes Marchesini aus Reggio (ca. 1300) oder den Lector zu Erfurt Mamotrectus, einen Zeitgenossen Ludwigs des Bayern, zum Verfasser hat, ist noch nicht entschieden. Die anderen Formen des Namens, Manutractus und Mammothreptus, beruhen auf blossen Deutungsversuchen. Das Buch war übrigens sehr beliebt und erhielt sich lange im Gebrauch [2]). Aehnliche Bücher mit ebenso wunderlichen Namen kannte das spätere Mittelalter auch sonst.

Welch absonderliche Wege man bei der Lectüre einschlug und wie hartnäckig man das einmal Aufgenommene festhielt, zeigt neben dem Cato besonders auch der Facetus, ein die Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst behandelndes Poem in gereimten Versen. Das Buch, von dem englischen Grammatiker und Poeten Johann von Garlando abgefasst, war drei Jahrhunderte lang ein

---

1) Die erste Zusammenstellung vom älteren Grotefend in Ersch und Gruber, I. Section Band XVII, 295—300; über die deutschen Bearbeitungen Franz Pfeiffer im Serapeum 1853, S. 145 ff.; über die lateinischen H. Grotefend im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1870, No. 8—10; Handbuch der historischen Chronologie S. 40 ff. Nachträge dazu von Fr. Latendorf ebenda 1871, No. 3, 5 und 7. Vgl. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 1858, S. 125 f. und Krause im Programm der gr. Stadtschule zu Rostock 1875, S. 10 ff. Uebrigens hat der Cisiojanus auch in Böhmen (Ausgabe von W. Hanka 1853) und in Frankreich Eingang gefunden. Vgl. J. Franck in der Allgem. deutschen Biographie IV, 737 f.

2) Der Rector Christgau in Frankfurt a. O. hat 1740 ein Programm de Mammotrecto geschrieben (Schwarze, Gesch. des ehem. städtischen Lyceums zu Frankfurt a. O. 1873, S. 46). Vgl. Ruhkopf S. 240 f. Hain, Repertorium No. 10551—74 führt vor 1550 von dem Buche 24 Ausgaben an.

weit verbreitetes und wurde oft wieder gedruckt. Auch in Deutschland hat man es gern gebraucht. — Den Floretus, eine Art Katechismus in Versen, hat selbst Gerson eines Commentars werth gehalten [1].

Wie schwer es hielt im Zeitalter des aufstrebenden Humanismus, die alten Schulbücher zu verdrängen, davon wird später zu reden sein. Hier dürfen wir mit der Bemerkung schliessen, dass diese Schulbücher, in umgekehrtem Verhältniss zu ihrem Werthe, fast ohne Ausnahme eine die nationalen Schranken leicht übersteigende Ausbreitung fanden, was wir uns nicht sowohl aus dem Mangel an Concurrenz als vielmehr aus dem durch die kirchliche Einheit bestimmten Culturzusammenhange der abendländischen Völker zu erklären haben. Auch die genaueste Erforschung dessen, was in einzelnen Landschaften Geltung gehabt hat [2], führt stets wieder zu dem zurück, was im Ganzen gegolten hat. —

Die Schulräume waren wohl nirgends stattlich oder auch nur zweckmässig eingerichtet, auch nicht in der Nähe der Dom- und Stiftskirchen oder im Umfange der Klostermauern. In den Städten begannen die Magistrate zuweilen die Erbauung von Schulhäusern, noch ehe sie das Recht zu Anlegung von Schulen erhalten hatten; aber grossen Aufwand mutheten sie sich auch nicht zu: zwei Lehrzimmer und Wohnung für den Schulmeister und Cantor, oder etwa noch für einen Locatus, schienen zu genügen. Die Schulhäuser waren wohl in den meisten Fällen nur zum Theil aus Stein aufgeführt, bestanden aber sonst aus Fachwerk und scheinen nicht selten, bis sie baufällig geworden, in sehr vernachlässigtem Zustande sich befunden zu haben. Auch für Beheizung wurde wohl nur dürftig gesorgt; doch fehlte es in den Lehrzimmern u. a. an grossen Kachelöfen nicht [3]. Dass es mit den Fenstern zu-

1) Roelens, Notice sur la jeunesse d'Erasme IX. Den Facetus treffen wir in Nordhausen (Förstemann S. 15), in Nürnberg (Heerwagen S. 61) und anderwärts.

2) Vgl. Knauth, von denen Schulbüchern, welche in denen Oberlausitzischen Schulen vor der Reformation Lutheri gebraucht worden. 1759.

3) In Eibenstock musste jeder Knabe in der Zeit von Michaeli bis

weilen schlimm stand, zeigt z. B. die Thatsache, dass zu Braunschweig 1483, als zwei neue Fenster beschafft worden waren, der Schulmeister zugleich fünf Pfennige zu Papier erhielt, womit die schadhaften Fenster ausgebessert werden sollten [1]. In Görlitz befand sich längere Zeit die Stadtschule in dem Waidhause, d. h. in der Niederlage eines für die Tuchmacher der Stadt, ja der Landschaften umher, meist von Erfurt herbeigeführten unentbehrlichen Färbestoffs [2]. Das Inventar beschränkte sich auf Lehrpult und Schülerbänke, sowie auf Tafeln zum Anschreiben von Buchstaben und Noten. Den Schulhäusern freie und würdige Umgebungen zu schaffen, kam wohl auch nur gelegentlich in Frage. An die Schule an der Liebfrauenkirche in Frankfurt a. M. war z. B. ein städtisches Holzlager angebaut, was zur Folge hatte, dass die Schüler durch die Fenster hindurch Holz stahlen [3].

Ostern täglich ein Scheit mit in die Schule bringen. In Landau bestand eine ähnliche Einrichtung, damit das Schulzimmer zweimal gewärmt werde und auch der Schulmeister „sein stobel wormen“ könne. Da auch im Winter der Unterricht sehr zeitig begann, so musste auch für Beleuchtung gesorgt werden. Entweder gab jedes Kind dem Lehrer eine oder mehrere Wachskerzen, wofür dieser die Lichter (etwa eins für sechs Schüler) bebesorgte, oder die Schüler hatten der Reihe nach das Lehrzimmer zu erleuchten. Zimmermann S. 24.

1) Sack S. 100 f. und Dürre S. 22. Vgl. Schwarze, Gesch. des ehem. städtischen Lyceums zu Frankfurt a. O. (1873) S. 11.

2) Knauth S. 4. Vgl. O. Kaemmel, Joh. Hass S. 31.

3) Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. N. F. (1871) S. 118.

VII.

Zucht und Leben.

Wir schliessen unsere Betrachtung ab, indem wir Zucht und Leben unter pädagogischem Gesichtspunkte in's Auge fassen.

Wie das ganze Volk auf allen Stufen und in allen Richtungen seiner Thätigkeit einerseits vom Geiste der Askese geleitet und bestimmt wird, andererseits auch wieder Kraft und Gelüste in Ungebundenheit wirksam werden lässt. so wiederholt sich dieser wunderbare Gegensatz auch im Leben der Schule, die von den Erregungen der sie umgebenden Kreise fort und fort sich berührt sah, auch wenn sie hinter Klostermauern abgeschlossen zu sein schien.

Zunächst ist nun freilich klar, dass der Geist der Askese durch die Schulzucht das jugendliche Leben streng und hart einengte, nach Umständen auch niederdrückte. Jeder Blick auf die Heiligen, in denen man ja doch Vorbilder für das eigene Thun und Lassen erkannte, liess Entsagung auf die Güter und Genüsse des Lebens, Bezähmung der natürlichen Neigungen, Flucht vor den Lockungen der Welt, ja gelegentliche Selbstpeinigung als besonders verdienstlich erscheinen, und wenn nun auch die allbekannte Scheidung das, was mönchische Heiligkeit werden konnte, als Aufgabe engeren Kreisen vorbehielt, so hatte man doch auch für das, was der grossen Menge empfohlen oder auferlegt wurde, nicht wesentlich verschiedene Normen. Man erliess, was man von so Vielen

nicht erzwingen konnte, und duldete, was diese selbst sich verziehen, aber man hielt dem Volke doch immer wieder dieselben Vorbilder entgegen, und die leicht erweckte Angst vor der göttlichen Strafe schreckte zuletzt auch Leichtsinnige oder Trotzige in die Bahnen der Askese. So erfüllte sich nun eben auch das Jugendleben mit Anschauungen von sehr düsterer Art und wandte sich Zielen zu, denen doch nur wenige mit Ausdauer zustreben konnten; und dies vor Allem unter den Einwirkungen der Schulzucht, die wir uns jetzt in ihren Formen und Wirkungen etwas genauer vergegenwärtigen müssen.

Sie war im wesentlichen wohl dieselbe bei den Stadtschulen wie bei den geistlichen Anstalten, wenn diese auch noch strenger von dem Verkehr mit der Welt abgeschlossen und durch noch häufigere Andachtsübungen die Aufmerksamkeit beschäftigten, die in vielen Fällen wohl auch zu krankhafter Erregung der Gefühle Anlass gaben, wie denn der junge Heinrich Bullinger in der Stiftsschule zu Emmerich auf den Gedanken kam, ein Karthäuser zu werden[1]). Nebenbei ist vielleicht noch in Betracht zu ziehen, dass den kirchlichen Schulen in den meisten Fällen durch kleinere Anzahl der ihnen Zugeführten die Handhabung der Zucht erleichtert wurde. Aber auch in den Stadtschulen waltete ein düsterer Geist, der oft in Anwendung harter Strafmassregeln sich gefiel und den Schülern die dunklen Schulstuben zu einer Hölle machen konnte. Gewiss war die Zahl der „ungeschickten Schulmeister“ gross, welche nach Luthers Bemerkung (er hatte die Schule in Mansfeld vor Augen) „feine Ingenia durch Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verdarben und mit Kindern nicht anders umgingen, denn wie der Stockmeister mit den Dieben“; er selbst war ja an einem einzigen Tage fünfzehn Mal nach einander „wacker gestrichen worden“ [2]). Fast unglaublich ist, was Erasmus Albernus, der in Nidda

1) Krafft, Aufzeichnungen H. Bullingers S. 9, vgl. 15.

2) Jürgens I, 159 f. Ueber die Ruthe als Zuchtmittel s. Janssen I, 56. Vgl. Nettesheim S. 141 f.

einem Schulmeister übergeben worden, von den Misshandlungen berichtet, welche er von demselben erfahren habe. „Wenn der voll Weins, ja voll Teufel war, da zog er mich schlafend vom Strohsack, darauf ich schlief, und nahm mich bei den Füssen und zog mich umher auf und ab, als wäre ich ein Pflug, dass mir das Haupt auf der Erden nachgeschleppt. Darnach fing er ein ander Spiel mit mir an: er nahm eine Stange und zwang mich, dass ich hinaufklettern und dann mit der Stange zu Boden fallen musste. Zuletzt nahm er mich und stiess mich in einen Sack und hing mich zum Fenster hinaus. — So feine ward ich unterwiesen, dass, da ich vierzehn Jahr alt war, nicht ein Nomen konnte decliniren" [1]). Und nicht besser sind die Erfahrungen gewesen, die Johannes Butzbach in der Schule zu Miltenberg gemacht hat. Freilich war er zuerst mit Bretzeln, Feigen, Rosinen und Mandeln zur Schule gelockt worden; als aber diese Lockmittel wegfielen und die Ruthe ihm Lust zum Lernen machen sollte, da begann er die Schule zu versäumen und am Mainufer in irgend einem Kahne sich versteckt zu halten, bis die Schule zu Ende war und er wieder nach Hause gehen konnte. Als nun eine ungeschickte Lüge ihn verrathen und die Mutter ihn zur Bestrafung in die Schule gebracht hatte, da wurde er in grausamster Weise gemisshandelt. Ein Locatus liess ihm die Kleider vom Leibe reissen und ihn an einen Pfosten binden, worauf er aus Leibeskräften mit Ruthen auf ihn losschlug und selbst dann kaum aufhörte, als die Mutter, durch das Jammern ihres Sohnes aufmerksam geworden, herbeieilte und bei dem schrecklichen Anblicke in Ohnmacht fiel [2]). Bezeichnend ist immerhin auch, dass, als in Braunschweig 1370 zwischen den drei Schulen St. Aegidii, St. Cyriaci und St. Blasii ein besonderer Vertrag abgeschlossen worden, darin die Bestimmung aufgenommen war, dass, wenn der Rector der einen Schule

1) In seiner Schrift „Ein gut Buch von der Ehe". Theol. Literaturblatt 1856, S. 842 f.

2) Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Joh. Butzbach, übersetzt von Becker, S. 7, 11 f.

einen Knaben aus einer andern in einer gemeinsamen Procession Ohrfeigen gegeben oder ihn bei den Haaren und Ohren zur Ordnung gezogen hätte, dies ihm nicht übel genommen werden sollte [1]). Allmählich milderte sich allerdings die Härte dieser Disciplin. Wie in Braunschweig später zu milderer Behandlung der Schüler Aufforderungen ergingen [2]), so bestimmte auch in Wien die Schulordnung von 1446, dass die Kinder mässiglich gezüchtigt werden sollten mit sechs oder acht Gerteschlägen und nicht um das Haupt noch mit den Fäusten [3]); nicht minder besonnene Vorschriften enthielt die Nürnberger Schulordnung von 1485: „da in jeglicher Strafe Mass zu halten, so solle ein jeder Schulmeister bei seinen Collaboratoribus und Mithelfern verfügen, auch selbst daran sein, die Knaben mit Ruthen auf den Hintern ziemlicher Weise und nicht auf die Häupter, Hände oder sonst gröblich zu strafen und zu hauen [4]). Zu solchen Milderungen aber bestimmte einerseits die freundlichere und freiere Gestaltung des Lebens, andererseits aber auch, wie dies an Luthers Lehrer Trebonianus in Eisenach zu erkennen ist, die still beginnende Einwirkung des Humanismus [5]). Dabei dürfen wir übrigens nicht vergessen, dass Ausgelassenheit und Uebermuth im späteren Mittelalter, als überall die alten Ordnungen zu wanken begannen, auch bei der Jugend nicht selten in arger Weise sich ankündigte. Man beklagte sich oft über die ungebührliche und auffällige Tracht der Schüler, die in kurzen Unterröcken, in spitzigen Schnabelschuhen, mit kleinen Käpplein und schmalen Hütlein einhergingen, Degen und Dolche trugen und durch Umherlaufen bei Tag und Nacht, durch Schlagen, Stossen, Spielen und allerlei Unzucht Anstoss gäben, wie denn auch selbst die Locaten gelegentlich der Ruthenstreiche werth

1) **Rehtmeyer**, Braunschweigische Kirchengeschichte I. Beil. No. 6, S. 18 f.

2) **Dürre**, Gesch. der Gelehrtenschulen zu Braunschweig I (1861), 21.

3) **Hormayr**, Gesch. Wiens I, 5. Urk. S. 171 und 184.

4) **Heerwagen**, Zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtenschulen (1863) S. 6.

5) **Jürgens** S. 273 f.

erschienen [1]). Dann konnte es kommen, dass ein Schulmeister die Hilfe des Vogtes oder Bürgermeisters anrufen und durch die Strafmittel der Stadtknechte sich Ruhe schaffen musste [2]). In Hamburg aber konnten die Domschüler, welche der städtischen Gerichtsbarkeit ganz entzogen waren, nicht einmal durch Androhung des Bannes gebändigt werden. In der Nacht des heil. Stephanstages (26. December), wo sie die Frühmetten besuchen und singen sollten, trieben sie selbst auf dem Chor oder in der Kirche Unfug und sangen etwas anderes als vorgeschrieben war; auch schwärmten sie wohl in dieser Nacht auf den Strassen umher und brachen in die Häuser ein, um diejenigen, welche bei der Mette fehlten, aufzusuchen [3]).

Aber die Mannigfaltigkeit der Cultusacte und Cultusformen, der Feste, Processionen und Wallfahrten übte doch immer wieder einen sehr bestimmenden Einfluss wie auf das Volk im Ganzen, so auf die Jugend aus. Im Zusammenhange mit den Fest- und Heiligentagen wirkten anregend auf sie biblische Geschichten und Heiligenlegenden, deren Inhalt oft in sehr naiver Weise auch zu dramatischer Darstellung kam. Alles wurde anschaulich in Bild und Gestalt, die Lehre wurde Geschichte, die Geschichte trat dem Leben näher durch dasjenige, was an heiliger Stätte von den Dienern der Kirche den Augen vorgeführt wurde [4]). Und die Jugend hatte ja vielfach bei den gottesdienstlichen Vorgängen mitzuwirken: Gesang der Schüler sollte die Andacht der Versammelten heben, an zahlreichen Processionen nahmen Schüler theil; was Brüderschaften an besonderen Tagen zu ihrer Erbauung veranstalteten, dazu war die Hilfe von Schülern erforderlich. Bei

1) Die weltliche Tracht, welche Lehrer und Schüler in den Stadtschulen, im Gegensatze zu den klerikalen Schulen, mehr und mehr sich gestatteten, darf man als ein Zeichen der beginnenden Emancipation ansehen. Ruhkopf S. 266 ff. Ueber den Kleiderluxus des späteren Mittelalters, der auch die Jugend bestimmte, vgl. Becker S. 121 f.

2) Pfaff, Gesch. des gelehrten Unterrichtswesens in Württemberg (1842) S. 22 f.

3) Meyer S. 12 f.

4) Es lässt sich denken, dass in besonderer Art die Feste der Schutzpatrone einzelner Städte für die Jugend Bedeutung gewannen.

Begräbnissen reicher und vornehmer Personen zog man auch Kinder in grösserer Zahl herbei und versah sie mit dem Gelde zu Opfergaben bei den Seelenmessen [1]), und Schulgesang erscholl an den Gräbern von Tausenden zum Troste für die durch Todesfälle Gebeugten. Auch an Wallfahrten nahm die Jugend den lebhaftesten Antheil, so dass gelegentlich von den Kanzeln gegen den dabei so leichten Unfug geeifert wurde. Dies gilt z. B. von den in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts so häufigen Wallfahrten nach Wilsnack in der Mark. So zogen einmal in Halle an einem Tage 130 Personen, kleine Jungen und Mägdlein und säuberlich grosse Jungfrauen und Mägde und junge Gesellen mit freien Männern und Frauen in Einer Procession herbei [2]). Aber in jenen Zeiten wurden Kinder-Wallfahrten auch nach Mont-Saint-Michel in der Normandie unternommen. Wie hätte da die Jugend nicht auch geneigt sein sollen, allerlei Wunder zu erleben, welche von der Gottesmutter oder von den Heiligen, zu denen sie betete, erwartet werden konnten! Wie musste doch auch sie zittern bei dem Gedanken an das überall mögliche Eingreifen teuflischer Mächte in das Einzelleben, und wie konnte sie auch wieder des Schutzes der heiligen Engel sich getrösten, der in der Stunde der Anfechtung nie versagt blieb! Welche Gefühle mochten auch sie bewegen, wenn sie an die schimmernden Reliquienschreine trat, von denen der fromme Glaube so heilskräftige Wirkungen ableitete, oder wenn ihre Augen auf Bilder sich richteten, an welche seltsame Sagen sich knüpften [3])!

---

1) Hierher gehört die Stelle des Nibelungenliedes, wo Kriemhilt bei Siegfrids Begräbniss in solcher Weise Veranstaltung trifft (Lachm. 995):

Dehein kint was so kleine, daz witze mohte haben,
ez muose gên ze opher. ê er wurde begraben,
wol hundert messe man des tages sanc;
von Sîfrides friunden wart dô grôzer gedranc.

2) Opel, Das Tagebuch des Rathsmeisters Marcus Spickendorff in Halle (Halle 1871) S. 19 f. Ueber die Wallfahrten nach Wilsnack vgl. Frind III, 52.

3) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1869, S. 164 f.

4) Vgl. über den Reliquienschatz der Schlosskirche in Wittenberg,

Indem aber so die Jugend von allen Seiten kirchliche Anregungen empfing und mit kirchlichen Anschauungen sich erfüllte, fiel mancher verklärende Strahl auch in die oft düsteren Räume der Schule, wie in das zuweilen auch recht enge und freudlose Leben des Hauses. Von den hohen Kirchenfesten ganz abgesehen, welchen Farbenglanz und welche Erquickung brachte der Jugend weit und breit der Johannistag, der Petritag, der Martinstag, der erste Sonntag in den Fasten [1])! Wie reizend konnte für sie das Maifest sich gestalten, das uns in sehr verschiedener Form an sehr verschiedenen Orten begegnet! An diesem Feste, das, aus dem Heidenthume in die christliche Welt herübergenommen, die Freude über das neu erwachende Frühlingsleben zum Ausdruck brachte und den Charakter eines dem Höchsten geweihten Dankfestes angenommen hatte, zog die Jugend unter Führung eines für diese Feier gewählten Maikönigs, dem auch eine Königin beigegeben war, in feierlicher Procession unter Theilnahme der Lehrer mit Bannern und Fahnen, im Schmuck von Blumen und Bändern, fröhlich singend um die grünen Saaten der Feldmarken, um zuletzt unter bunten Zelten ein heiteres Mahl zu geniessen, bei welchem den Schulmeistern wohl auch ein Ehrentrunk überreicht wurde [2]). Ein verwandtes Fest war das „Empfahen des Sommers“, das bis 1523 in Bautzen von der Schuljugend begangen wurde [3]).

---

den Friedrich der Weise zusammengebracht hatte, Köstlin, Luther I, 159; über die Reliquien bei der Annenkirche in Annaberg s. Wolfram im Archiv für die sächsische Geschichte I, 229 ff.

1) Vgl. über die Theilnahme der Jugend an diesen volksthümlichen, bis in die heidnische Zeit zurückreichenden Festen De Baecker, De la réligion du Nord de la France (Lille 1854) p. 240 ff. Vgl. Nettesheim S. 145 ff.

2) Verwandt mit diesem Feste, das gewöhnlich am 1. Mai begangen wurde, war der sogenannte „Mairitt“ der Erwachsenen, der zu Pfingsten unter Leitung eines Maigrafen statt fand und ein Fuder Maien feierlich einzuholen hatte, mit dem dann Häuser und Kirchen geschmückt wurden. Sack, Gesch. der Schulen zu Braunschweig I, 111 f. Vgl. über das Maifest in Wesel Heidemann II, 8; über den Maigang in Münster Krabbe S. 52 f.

3) Lausitzische Monatsschrift 1795 I, 214 f.

Indess verdienen einige Schulfeste doch eine noch eingehendere Betrachtung. Da treten uns zuerst die mannigfachen Schaustellungen vor Augen, zu denen die Weihnachtsfreude Anlass gab. So war es in Braunschweig am Weihnachtsabende eine Hauptaufgabe der Schüler, das heilige Christkind auf öffentlichem Markte darzustellen, wobei auch der Knecht Ruprecht nicht fehlen durfte, am heiligen Dreikönigstage aber wurde von den Schülern in festlichem Anzuge und mit Gesang ein grosser vergoldeter und sonst geschmückter Stern umhergetragen, zum Andenken an denjenigen, der einst den drei Königen aus dem Morgenlande voran geleuchtet hatte zu der Hütte in Bethlehem. Leicht traten zu solchen Veranstaltungen besondere Weihnachtsspiele in dramatischer Form hinzu, und solche haben sich an manchen Orten bis tief hinein in die neueren Zeiten erhalten [1]. Das merkwürdigste Schulfest dieser festlichen Zeit war jedoch das Narrenfest (festum stultorum s. fatuorum, auch Eselsfest, und aus besonderem Grunde ludus episcopalis), bei welchem die auf heiligem Boden sich bewegende Festfreude in kecke Verspottung und Entweihung des Ehrwürdigen umschlug. Denn bei diesem Feste, das seinen Höhepunkt am Tage der unschuldigen Kindlein [2]) oder auch am Feste der Beschneidung oder zu Epiphanias hatte, war der harmlosere Brauch, wonach alle kirchlichen Functionen des Tages von Knaben verrichtet wurden, allmählich in grobe Ungebührniss übergegangen. Aus der Mitte der Schuljugend ging am Nikolaustage [3]) durch Wahl ein Bischof (Knabenbischof) hervor. Dieser zog dann mit geistlichem Gefolge in bunter Mummerei, mit Aposteln, Engeln, Heiligen, Königen, Priestern, aber auch mit Edelleuten, Schneidern,

---

1) Reiche Mittheilungen bei Weinhold, Weihnachts-Spiele und -Lieder. Graz 1853.

2) Darum auch festum innocentum (28. December).

3) (6. December.) Der heilige Nikolaus, sonst auch als Patron der Schiffer, Kaufleute und Fischer verehrt, ist durch die fromme Sage auch der Schutzheilige der Jugend und der Schulen geworden, weshalb in manchen Städten auch die Stadtschulen, neben Nikolaikirchen erbaut, mit seinem Namen bezeichnet worden sind. Meyer S. 129 f.

Narren und Heiden von einer Kirche aus durch die Strassen der Stadt, liess nebenbei durch die kleinen Schüler unter der gaffenden Menge milde Gaben zur Vertheilung unter Alle, angeblich als Steuer für den Bischof, einsammeln, zuletzt aber an heiliger Stätte durch den Bischof und die ihm zugegebenen Priester das zum Cultus Gehörige nachäffen, vor Allem den Segen spenden [1]). Es ist bekannt, dass diese Veranstaltungen an vielen Orten zu den ärgsten Ungebührnissen führten. Aber die dagegen ergangenen Verbote von Päpsten, Bischöfen und Concilien haben niemals sonderliche Wirkung gehabt [2]).

Verwandt mit diesem Feste und an manchen Orten wohl auch die Stelle desselben vertretend war die Feier des Gregoriustages, die aber dadurch einen besonderen Charakter erhielt, dass mit der Einführung eines Knabenbischofs die Einführung der neu in die Schule eintretenden Knaben sich verband. Man suchte diese in ihren Wohnungen auf, von wo sie, in eine Art von Chorhemden gekleidet oder in anderer Weise geschmückt, unter fröhlichen Gesängen zur Schule geführt wurden; sie erhielten an diesem Tage, um sie für den Besuch der Schule empfänglicher zu machen, Obst, Backwerk, Feigen, Rosinen und Mandeln. Ob man den Ursprung dieser Schulfeste in der römischen Zeit suchen oder (wie Ruhkopf angenommen hat) auf den Papst Gregorius IV. (827—844), der den grossen Gregorius habe verherrlichen wollen, zurückführen dürfe, lassen wir unentschieden. Man beging es aber stets zum Anfange des neuen Schuljahres, am Tage des heil. Papstes (12. März), und mit so lebhafter, inniger Theilnahme, dass es trotz einzelner Gegenwirkungen bis in die neuere Zeit sich erhielt, ja nach der Reformation gerade von den protestantischen Schulen mit besonderem Eifer festgehalten und

1) An einzelnen Orten durfte dieser Bischof das ganze Jahr hindurch bis zur Wahl eines neuen seinen in verjüngtem Massstabe ihm angepassten Ornat in der Kirche tragen. Vgl. im Allgemeinen Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte III (1858), 31 f.

2) C. Schmidt in Herzogs R.-E. X, 203 f. Sax, Gesch. des Hochstiftes Eichstädt S. 89 f.; Schwab, Gerson S. 688; Heppe, Das Schulwesen des Mittelalters S. 22 f.; Meyer S. 15 ff.; Dürre I, 10.

durch die wundersamsten Aufzüge und Schaustellungen zu einem wahren Volksfeste gemacht wurde [1]).

Die dramatischen Spiele, welche gerade auch mit dem Gregoriusfeste im späteren Mittelalter sich verbanden, waren freilich bei allem Volke so beliebte Aufführungen, dass sie in allen deutschen Landen und in sehr verschiedenen Städten unternommen und sehr oft auch unter Mitwirkung von Schülern ausgeführt wurden. Wir finden solche Spiele in Hamburg und Braunschweig, in Strassburg und Nürnberg, in Augsburg und Würzburg, in den Städten der Oberlausitz etc. In welcher Ausdehnung dabei neben jungen Bürgern reifere Schüler einzutreten hatten, das war wohl nach Beschaffenheit der Bedürfnisse und örtlichen Umstände sehr verschieden; aber wo Schulen vorhanden waren, stellten sie gewiss überall ihr Contingent, das um so weniger entbehrt werden konnte, je grösser die Zahl der Spielenden in vielen Fällen war [2]). Auch bei den Fastnachtsspielen, wie derb die Scherze waren, welche sie ausführten, fehlten Schüler selten, und manche Rollen scheinen gelegentlich auch Hilfslehrer (Gesellen) oder Vaganten (fahrende Schüler) übernommen zu haben [3]).

---

1) Ruhkopf S. 159 f.; Becker S. 7; Seibert, Die Stiftsschule zu Wetter in Langbeins Pädagogischem Archiv 1861 I, 39 f.; Schauer, Das sogenannte Gregoriusfest, mit besonderer Beziehung auf das altweimarische Land, in Niedners Zeitschrift für die histor. Theologie 1852 S. 147 ff.

2) Ueber die Aufführung der Comoedia de Passione St. Dorotheae in Bautzen 1413 durch den Rector Scholae s. Archiv für die sächsische Geschichte IV, 115 f. Im Allg. vgl. Sack S. 110.

3) So bei einem 1505 in Zittau aufgeführten Fastnachtsspiele, wo der Kampf der Wurst und des Herings (zur Bezeichnung des mit der Fastnacht eintretenden Uebergangs von den Fleischspeisen zu den Fischgerichten) dargestellt und schliesslich der die Wurst darstellende Collaborator in einen Röhrtrog geworfen wurde. Chr. Weise findet in diesen Aufführungen die Anfänge zu den dramatischen Spielen, die er mit seinen Schülern zu so stattlicher Entwickelung gebracht hat. S. seine Oratio de ortu et progressu scholarum per Lus. sup. 12. Nach Schlesien scheinen die Fastnachtsspiele, die früh in Nürnberg eine so grosse Bedeutung erlangten, ungeachtet des regen Verkehrs der Schlesier mit dieser Stadt, den Weg nicht gefunden zu haben. H. Palm, Das deutsche Drama in Schlesien

Es versteht sich von selbst, dass auch bei rein weltlichen Festlichkeiten, die nach Verschiedenheit der Orte und Gelegenheiten einen sehr verschiedenen Charakter tragen konnten, die Schuljugend oft mitzuwirken hatte. Wenn ein Landesfürst oder gar der Kaiser in eine Stadt seinen Einzug hielt, durfte auch die Schule ihre Schaaren in Bewegung setzen. Als z. B. Kaiser Karl IV. einmal nach Dortmund kam, zogen ihm mit den Jungfrauen des Klosters zu St. Katharina, deren jede ein Stück Heiligthum trug, und den Predigermönchen und Minoriten auch die Cleriche (die Zöglinge kirchlicher Lehranstalten) und die Scholer (der Reinoldsschule) mit wohlriechenden grünen Kränzen im Haar und mit grünen Zweigen in den Händen, unter fröhlichem Gesange entgegen [1]. Aber wir sehen, dass auch hier die geistliche Zuthat und Färbung nicht fehlte.

Indess legt sich nun doch die Frage nahe, in welcher Weise wohl auch die Schulen von den reformirenden Bestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts berührt worden. Gewiss dürfen wir dabei nicht übersehen, dass doch auch dasjenige, was die Kirche bei aller Veräusserlichung des religiösen Lebens noch immer für innerliche Frömmigkeit that, für die Schulen nicht ohne Wirkung bleiben konnte; allein es darf immerhin angenommen werden, dass diese Wirkung weder sehr weit noch sehr tief gegangen sein wird. Was in solcher Beziehung etwa von den deutschen Bibelübersetzungen und Historienbibeln, von den deutschen Plenarien oder Handpostillen, vom deutschen Kirchenliede des fünfzehnten Jahrhunderts für die Jugend zur Benutzung kam, das beschränkte sich gewiss auf vereinzelte Anregungen, die keinen bleibenden Eindruck zurücklassen konnten. Dass Synoden und Bischöfe Bibelübersetzungen frühzeitig verboten und diese Verbote immer wieder erneuert haben, muss dabei doch auch hervorgehoben werden [2]. Obendrein aber erschwerte der hohe Preis

---

bis auf Gryphius, in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Schlesiens VIII, 62.

1) Döring, Gesch. des Gymnasiums zu Dortmund I (1872), 17.

2) S. Fritsche, Deutsche Bibelübersetzungen in Herzogs R.-E. III, 336 f.; Reuss, Die deutsche Historienbibel vor der Erfindung des Bücher-

solcher Bildungsmittel selbst den Geistlichen die Benutzung derselben, wie sie denn auch in den Verzeichnissen von Büchersammlungen, die in Klöstern bestanden, nur selten vorkommen. Es wäre nun aber von eigenthümlichem Interesse, in Verfolgung der Spuren, welche überall in deutschen Landen die auf Reformen hinstrebenden Männer zurückgelassen haben, auch von dieser Seite eine die Jugend berührende Wirksamkeit wahrzunehmen. Gewiss konnten die Sendboten der Waldenser und Gottesfreunde, die in den Städten am Rheine so grossen Einfluss übten und auch im Familienleben um so mehr Eingang suchen mussten, je mehr das öffentliche Auftreten mit Gefahr verbunden war, der empfänglichen Jugend nicht unbekannt bleiben. Und als dann hussitische Prediger, ungeachtet des grimmigen Gegensatzes, in welchem Deutsche und Czechen durch Jahrzehnte auseinander traten, durch Franken und Schwaben bis Strassburg und Basel, durch Bayern bis in die Salzburger Alpen die Lehren des Märtyrers von Konstanz verbreiteten, da kam ihnen auf allen Seiten Sympathie entgegen, und in die gewaltige Bewegung, welche der jugendliche Pfeifer von Niklashausen im Jahre 1476 hervorrief, wurde sicherlich auch die Jugend hineingezogen [1]). Durch die Predigt der Hussiten aber kam auch dieser in besonderer Weise die heil. Schrift nahe, welche in das Czechische schon während des vier-

---

drucks, Jena, Maucke 1855 (Herzogs R.-E. VI, 157 ff.); G. Palm, Eine mittelhochdeutsche Historienbibel. Beitrag zur Geschichte der vorlutherischen deutschen Bibelübersetzung. Breslau, Morgenstern 1867; Alzog, Die deutschen Plenarien im fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts (1470—1522). Ein Beitrag zur Gesch. der religiösen Volksbildung in jener Zeit, besonders in Süddeutschland. Freiburg im Breisgau, Herder 1874. Ueber das Kirchenlied des ausgehenden Mittelalters Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges I, 207 ff. Verbot der Bibelübersetzungen bereits durch die Synode von Trier 1231. Koch I, 179. Verbot durch den Erzbischof Berthold von Mainz 1468. Herzogs Real-Encycl. II, 204.

1) Vierordt, Geschichte der Reformation in Baden (1847) S. 57 f. Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter I, 68, 169 ff., 174, 178; II, 85. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation I, 309 ff. und 349 ff.

zehnten Jahrhunderts übersetzt war und auch in deutschen Landen in deutscher Sprache leicht zur Grundlage der neuen Verkündigung gemacht werden konnte; sie musste überall in dem Geiste, der aus Huss geredet hatte, als das wahre, auch zur Seligkeit vollkommen ausreichende und darum ganz unentbehrliche und in alles Volk hineinzutragende Gottesgesetz empfohlen und zu lebendiger Geltung gebracht werden; und wo irgendwie die Jugend auf jene Predigt hörte, da nahmen die Herzen Samenkörner auf, die fruchtbar sich erweisen mussten.

Während aber so in Ober-Deutschland von Süden und Osten her nicht ohne Gewaltsamkeit des Vordringens und der Gegenwirkung das religiöse Leben des Volkes sich bestimmt sah, kam in Nieder-Deutschland von den Niederlanden her eine andere Bewegung in Gang, die stiller, massvoller, aber nur um so nachhaltiger wirkte und in bedeutsamster Art gerade auch die Jugend in Anspruch nahm. Wir bezeichnen hiermit die Brüder des gemeinsamen Lebens, und ihnen gebührt nach unserm Zwecke eine eingehendere Behandlung. Sie bilden in bedeutsamster Weise den Uebergang zu den vom Humanismus ausgegangenen Reformen.

VIII.

Die pädagogischen Bestrebungen der Hieronymianer.

Die Entstehung und Entwickelung der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben hängt mit der Blüthe des Bürgerthums in den Niederlanden innig zusammen. In jenen Gebieten, welche als Zwischenlande zwischen Deutschland und Frankreich immer entschiedener unter sich in politischen Zusammenhang getreten waren, fort und fort aber, auch in der glänzenden Zeit der burgundischen Herzöge, ihre provincialen Eigenthümlichkeiten und Sonderrechte bewahrt hatten, konnten zahlreiche Städte einer dichten Bevölkerung den vollen Genuss municipaler Freiheiten sichern und so das regste Aufstreben in gewerblicher Thätigkeit wie die vielfachste Bewährung in persönlicher Tüchtigkeit möglich machen. In diesen Städten wurde nun auch überall das Bedürfniss nach einer Bildung lebendig, die in den klerikalen Schulen entweder gar nicht oder nur unvollkommen geboten wurde und auch in den Stadtschulen, die selten über das in jenen Gegebene hinauszukommen wussten, nicht zu gewinnen war. Es floss aber dieses Bedürfniss auf eigenthümliche Weise mit dem Verlangen nach tieferer Befriedigung des Gemüthslebens zusammen, für welche die Kirche auch dort so wenig sorgte, und so kam es zu Gestaltungen, die zwar auch nur mühsam aus den Hüllen des Alten sich erhoben, aber doch einerseits einen volksthümlichen Charakter behielten, andererseits den humanistischen Be-

strebungen, die den Unterricht unter sehr veränderte Gesichtspunkte stellten oder in ganz neue Bahnen hineinleiteten, besseren Anhalt boten. Es lohnt sich also, auf die Thätigkeit der Brüder vom gemeinsamen Leben etwas näher einzugehen, die im Einzelnen wohl immer noch genauere Bestimmungen als wünschenswerth erscheinen lässt[1]).

Der Stifter dieser Genossenschaft Geert Groote (Gerhardus Magnus) war im Jahre 1340 in Deventer geboren. Diese uralte Stadt an der Yssel, dem heiligen Lebuin, einem Schüler Willibrords, welchem sie auch eine prächtige Kirche erbaut hatte, in besonderer Andacht zugewandt, stand mit der ganzen Landschaft Overyssel unter der milden Leitung der Bischöfe von Utrecht und war, in ihrem Aufstreben von dieser Seite wenig gehemmt, mit den weiter nördlich gelegenen Städten Zwolle und Kampen durch Industrie und Handel zu Wohlstand gelangt, schloss sich auch im vierzehnten Jahrhundert mit jenen Nachbarstädten der bis tief in die Niederlande einflussreichen Hansa an, während sie zugleich des gewaltthätigen Adels der umliegenden Landschaft tapfer sich erwehrte. Das religiöse Leben der Bevölkerung von Deventer bestimmte das Capitel der Hauptkirche, mit welcher eine Schule in Verbindung stand. Diese hat nun gewiss auch Geert Groote für seine erste Ausbildung benutzt. Er hatte dann in Paris und Köln philosophischen und theologischen Studien sich hingegeben und bereits zu einträglichen Pfründen in Utrecht und Aachen Zugang gefunden, als er in das Karthäuserkloster Monkhusen bei Arnheim zu stiller Betrachtung der biblischen Wahrheit und strengen asketischen Uebungen sich zurückzog. Nach drei Jahren aber war er in öffentliche Thätigkeit eingetreten und hatte in Utrecht als Volksprediger mit dem Eifer und der Kraft des Täufers die Herzen des Volkes, an die er in der Landessprache (belgico sermone) sich

---

1) Die Literatur in dem Artikel Hieronymianer in Schmids Encyclopädie III, 537. Dazu noch Wildenhahn, Die Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben mit einem Hinblick auf unsere Stadtschulen, Annaberg 1867, 4°. Die specielleren Angaben folgen unten.

wendete, so gewaltig bewegt, dass er bald, da keine Kirche die Schaaren der Hörer zu fassen vermochte, unter freiem Himmel hatte reden müssen. Weil indess die Bettelmönche ihm Schwierigkeiten bereiteten, zog er sich auf engere Kreise und auf eine anspruchslosere Wirksamkeit in seiner Vaterstadt zurück; er sammelte hier, nach dem Vorbild des tiefsinnigen Mystikers Johann Ruysbroeck, den er persönlich kennen gelernt hatte, Zöglinge der Stiftsschule um sich, um mit ihnen gute Bücher zu lesen und sie zugleich im Abschreiben solcher Bücher zu unterweisen. Als hierauf (nach 1380) der um zehn Jahre jüngere Florentius Radevynszoon (Radewins) — er war 1350 in Leerdam geboren — mit ihm in Verbindung getreten war, kam grössere Bewegung und Festigkeit in das Begonnene, Andere schlossen sich an, das erste Fraterhaus entstand. Obwohl nun gerade jetzt Geert Groote von einer Seuche weggerafft wurde (1384), so entwickelte sich doch rasch die fromme Genossenschaft unter der kräftigen, hingebenden, umsichtigen Thätigkeit des Florentius zu aussichtsvollem Gedeihen. Das von ihm 1386 gegründete Kloster regulirter Kanoniker in Windesheim bei Zwolle wurde Mittelpunkt der in seinem Geiste sich entfaltenden Vereinigung, die nun theils in klösterlicher Gemeinschaft sich aufstellte, theils in freieren Brüderschaften wirkte, fort und fort aber beiderlei Verbände in reger Wechselwirkung erhielt. Mit Florentius wirkte dann Geert Zeebold, geb. 1367 in Zütphen, treu und eifrig zusammen, ein Mann, der noch in jugendlichem Alter zu selbständiger Erfassung der von Geert Groote und Florentius erst halb gelösten Aufgabe sich erhob und den pädagogischen Bestrebungen einen wahrhaft volksthümlichen Charakter zu geben strebte. Denn während jene in den Jugendunterricht Leben und Zusammenhang zu bringen suchten und in Wahrheit schon die Idee der Volksschule ergriffen hatten, vertrat Zeebold, wie sich aus seinen Tractaten de libris teutonicalibus und de precibus vernaculis erkennen lässt, mit aller Lebendigkeit den Gedanken, dass die Kinder des Volkes eben zunächst auch in der Sprache

des Volkes unterwiesen werden müssten [1]. Freilich konnte dieser Gedanke nur eine beschränkte Geltung gewinnen, wie überhaupt der Unterricht der Brüderschulen fort und fort noch den lähmenden Einfluss der alten Traditionen erfuhr; aber die Wahrheit des Gedankens konnte ihre anregende Kraft nicht mehr verlieren. Leider starben die beiden zu eingreifender Wirksamkeit verbundenen Freunde früh dahin, Geert Zeebold 1398 und Florentius Radewins 1400. Johann Busch, der im Todesjahr des Ersteren (oder 1399) geboren war und später längere Zeit in den Schulen der Brüder nach den Grundsätzen desselben gelehrt hat, ist durch seine auf umfassende Reformation des Klosterwesens im nordwestlichen Deutschland gerichtete Thätigkeit von der stilleren Thätigkeit der Brüder allmählich abgelenkt worden, obwohl er immer auf das Lesen der Bibel in der Muttersprache gehalten hat [2].

Aber wir können von dem Unterrichtswesen der Brüder eine befriedigende Vorstellung erst dann erlangen, wenn wir in das ganze Leben ihrer Genossenschaft uns versetzen. Die Brüder vom gemeinsamen Leben hiessen zuweilen auch Brüder vom guten Willen (weil sie nicht sowohl durch Mönchsgelübde als vielmehr durch freien Willen zusammengehalten sein wollten und in solcher Gesinnung thätig waren), oder Collatienbrüder (Collationarii, von ihren religiösen Versammlungen, Collatien), mit Bezug auf ihre Lehrthätigkeit nicht selten auch Hieronymianer (nach dem gelehrten Kirchenvater Hieronymus) oder Gregorianer (nach dem Papste Gregor d. Gr., den die Verehrung des Mittelalters zum Schutzpatron der Schulen gemacht hatte), im Volksmunde wegen ihrer Kopfbedeckung auch Gogel- oder Kugelherren (cucullati), in Trier die goldenen Priester, und in diesen Benennungen ist zum Theil auch schon der ganze Charakter ihres Lebens und Thuns ausgedrückt. Sie wollten eine nach apostolischem Vorbilde

1) Revius S. 41 ff. hat jene anziehende Abhandlung uns erhalten, Schöpff in seiner Aurora T. V. (Dresden 1859) weiteren Kreisen wieder zugänglich gemacht.

2) Ueber ihn Herzogs R.-E. XIX, 297 ff.

lebende Genossenschaft sein, deren Mitglieder in Einfalt und Entsagung, in Andacht und Handarbeit sich bewährten, nach aussen aber für Belehrung des Volkes und der Jugend thätig wären. Demnach sollten Besitz, Wohnung, Andacht und Arbeit gemeinsam und in der Gemeinschaft fest geregelt sein; aber mönchischer Zwang blieb fern, wie auch das in asketischen Vereinigungen sonst oft hervorgetretene Streben, für das Ganze in verschiedener Form Erwerbungen zu machen, bei den Brüdern ein sehr mässiges gewesen zu sein scheint. In jedem Brüderhause lebten meist nur zwanzig Männer zusammen, Priester, Kleriker, Laien und Novizen unter einem Prior oder Rector (auch Präpositus), dem nach Umständen ein Vicerector zur Seite stand, während der Procurator für den Haushalt, der Scriptuarius für das Abschreiben guter Bücher, der Librarius für Aufbewahrung und Darbietung der Handschriften zu sorgen hatte; andere Functionen hatten der Infirmarius, der Hospitiarius etc. Die liebste und gewöhnlichste Beschäftigung der Brüder war das Copiren guter Bücher, wobei die heilige Schrift fort und fort den Vorzug hatte, aber auch andere erbauliche Schriften, namentlich vom Gebiete der praktischen Mystik, vervielfältigt wurden. Es erklärt sich daher auch von selbst, dass die Brüder nach Erfindung der Buchdruckerkunst in ihren Häusern nicht selten Buchdruckereien anlegten und Bibliotheken sammelten[1]). Die Rectoren der sämmtlichen Brüderhäuser hielten alljährlich Berathungen über die gemeinsamen Angelegenheiten; sonst aber galt der Rector des Stammhauses in Deventer, der den Ehrennamen Vater hatte, als Mittelpunkt für die Brüder, wohl auch in der Zeit noch, als die Ausbreitung der Genossenschaft über das nörd-

1) Sehr belehrend sind die Mittheilungen von Lisch in den Jahrb. des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 1839, S. 1 ff.; vgl. Ruland im Serapeum 1860 S. 183 ff. Ueber die Buchdruckerei in Deventer (nach Panzers Annalen) Ruhkopf S. 232 f. und die Angaben bei Revius; das erste in Brüssel gedruckte Buch ging 1476 aus der Druckerei der dortigen Brüder hervor, Stellaert S. 126; für Münster Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterschen Humanismus (1860) S. 139 f.

liche Deutschland besondere Zusammenkünfte der hier waltenden Rectoren, anfangs in Münster, nachher in Emmerich nöthig gemacht hatte. Wenig befriedigen die Nachrichten, welche wir über die neben den Brüderhäusern bald entstandenen und nach ihrem Vorbilde eingerichteten Frauenvereine (Schwesterhäuser) besitzen; solchen Häusern war neben einem Rector eine Martha oder Mater rectrix vorgesetzt, allen aber die in Utrecht wohnende Obermartha [1]). Dass die regulirten Kanoniker, deren Zusammenwirken bereits Groote als zweckmässig erkannt und Florentius zunächst in Windesem (Windesheim) bei Zwolle zu Stande gebracht hatte, durch die Aufnahme mönchischer Ordnungen dem Geiste, der in den Brüderhäusern herrschte, nicht entfremdet wurden, braucht hier kaum bemerkt zu werden; es erklärt sich so auch die weite Verbreitung dieser Congregation [2]). Zuweilen freilich hat sie die freiere Genossenschaft der Brüder in Schatten gestellt, ja zu einer gewissen Eifersucht erregt, obwohl gerade das dort vorwaltende mönchische Wesen die den Bestrebungen der Brüder verwandten Thätigkeiten nicht zu kräftigerer Entfaltung kommen liess. Immerhin aber zeigen die Namen Thomas von Kempen und Gerlach Petersen, wie edle Früchte in den Klöstern der regulirten Kanoniker reifen konnten [3]).

Was die Brüder als Prediger und Seelsorger, als Verbreiter der heiligen Schrift in der Landessprache, als Förderer praktischer Mystik für religiöse Volksbildung im Allgemeinen gethan haben, darauf dürfen wir uns an dieser Stelle nicht

---

1) Ueber die Schwesterhäuser in Westfalen S. 119 f. Ueber die Mädchenschulen daselbst Zimmermann S. 29.

2) Zur Geschichte derselben bildet das Chronicon Windesemense von Johann Busch (Antwerp. 1621) mit der Schrift desselben Verfassers de reformatione monasteriorum quorundam Saxoniae (bei Leibniz, scriptores Brunsvic. T. II) das ziemlich sichere Fundament; hiernach die Darstellung bei Delprat, Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens (1840), die jedoch eine neue Behandlung nicht überflüssig gemacht hat.

3) Ueber Thomas von Kempen die Literatur in Herzogs R.-E. XVI; das andere Buch Ignitum cum Deo soliloquium ist von J. Strange zu Köln 1849 als Theil einer Bibliotheca mystico-ascetica wieder herausgegeben worden.

genauer einlassen. Wir werden aber eine bestimmtere Vorstellung von dieser Wirksamkeit uns schaffen, wenn wir die Ausbreitung der Brüderschaft uns vergegenwärtigen. In den nördlichen Niederlanden blieb Deventer, wo nach und nach mehrere Brüderhäuser entstanden, allezeit Hauptsitz der Brüder, und was hier für Reform des Unterrichtswesens geschehen ist, werden wir unten zu betrachten haben; aber auch Zwolle, Amersfort, Hoven, Delft, Hattem, Doesburg, Utrecht, Nymwegen, Gouda, Gröningen, Harderwyk erhielten Brüderhäuser und mit ihnen wohl meist auch Lehranstalten. Eine besonders blühende Schule hatten die Brüder seit 1425 in Herzogenbusch; aber sie erstreckten ihre Wirksamkeit weiterhin auch auf Gent, Geeraartsbergen, Brüssel, Löwen, Lüttich, Mecheln, Cambrai[1]). Auf deutschem Boden treffen wir Brüderhäuser in Emmerich, Wesel, Köln und Trier, in Münster, Osnabrück, Hildesheim, Herford, Dortmund, in Kassel und Marburg, in Merseburg und Magdeburg, in Rostock und Kulm[2]). Uebrigens

---

1) Dagegen lässt sich für Antwerpen die Thätigkeit derselben nicht nachweisen. S. Stellaert et van der Baeghen, De l'instruction publique au moyen âge (und die Mémoires couronn. de l'acad. royale de Belge T. XXIII, p. 122 ff.). Vgl. besonders Cramer, Gesch. des Unterrichts in den Niederlanden S. 260 ff.

2) S. für Emmerich Dillenburger, Geschichte des Gymnasiums zu Emmerich (1837) S. 33 ff.; für Trier Wyttenbach, Beitrag zur Gesch. der Schulen im ehemaligen Churfürstenthum Trier (1841) S. 10 f.; für Münster Krabbe, Geschichtliche Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster (1852) S. 68 f., Parmet, Rudolf von Langen (1869) S. 17, 50 f., 59; Reichling, de Joannis Murmellii vita et scriptis (1870) p. 24; für Herford Knefel, Gesch. des Friedrichs-Gymnasiums in Herford (1817) S. 7 ff. und Hölscher, Gesch. des Gymnasiums in Herford I (1869), S. 13; für Dortmund Döring, Gesch. des Gymnasiums zu Dortmund I (1872), 18 ff.; für Kassel Weber, Gesch. der städtischen Gelehrtenschule in Kassel (1846) S. 7 ff.; für Merseburg Fraustadt, Die Einführung der Reformation in Merseburg S. 27; für Magdeburg Jürgens, Luther I, 258 und Wiggert, Ueber Luthers Schülerleben in Magdeburg (1851) S. 7 ff.; für Rostock Lisch a. a. O. und Krabbe, Die Universität Rostock S. 166 ff.; für Kulm Hirsch, Gesch. des akademischen Gymnasiums zu Danzig (1857), Reusch, Wilhelm Gnapheus I (1868), 32 und Lehnerdt, Gesch. des Gymnasiums zu Thorn I (1868), 5 f.

ist ohne Weiteres anzunehmen, dass die Brüder nicht überall selbständige Schulen mit ihren Häusern in Verbindung setzten, sondern anspruchslos auch in die daneben schon bestehenden Schulen aushelfend eintraten, während auch wieder Fälle sich finden, in denen Lehrer, die nicht zur Brüderschaft gehörten, nach ihrer Weise zu lehren versuchten. So machte 1515 ein Schulmeister in Hannover sich anheischig, ein Regimen zu halten, wie es zu Zwolle oder Deventer gehalten werde, und er meinte dabei gewiss die ganze dort geltende Schulordnung und Lehrmethode [1]).

Das ganze Auftreten der Brüder lässt begreifen, dass ihnen in so ausgedehnten Kreisen Sympathie entgegenkam, selten aber Neid und Unverstand ihnen Schwierigkeiten bereiteten. Was am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts der Dominicaner Matthäus Grabow in Gröningen an ihnen auszusetzen hatte, das war die bei ihnen hervortretende Erwartung, dass die in ihre Gemeinschaft Eintretenden auf eigenen Besitz verzichteten, was zu verlangen nur den approbirten Orden zustände. Die Sache kam an den Papst und vor das Concil in Konstanz, wo indess ein billiges Gutachten des Kanzlers Gerson eine für die Brüder günstige Entscheidung erwirkte [2]). Von den Päpsten jenes Jahrhunderts haben Eugen IV., Pius II. und Sixtus IV. ihnen Wohlwollen bewiesen. Und auch sonst erwiesen sich ihnen die kirchlichen Oberen günstig. Wir erfahren z. B., dass 1527 in Utrecht ein Ablass von 40 Tagen allen denjenigen verheissen wurde, welche den Brüdern Bücher zum Schreiben, Binden und Verzieren übergeben würden, wie allen denjenigen, welche ihre Schule fleissig besuchen, den

---

1) Ahrens, Gesch. des Lyceums zu Hannover (1870) S. 20.

2) S. Schwab, Johannes Gerson S. 763 ff.; das Gutachten wurde abgedruckt in Schöpffs Aurora T. V. In Brüssel, wo sie bereits 1466 durch den päpstlichen Legaten Honorius die auch anderen vor ihnen gegründeten Schulen gewährten Privilegien erhalten hatten, wurde ihnen durch den Scholasticus noch 1495 ihre Thätigkeit erschwert und erst 1515 die Erlaubniss gegeben, 60 Knaben der Stadt, auswärtige aber in beliebiger Anzahl aufzunehmen; den Armen sollten sie unentgeltlichen Unterricht gewähren. Stellaert S. 126.

Lehrern Gehorsam zeigen und aus Liebe zur Wahrheit und Tugend die Vergehungen der Schüler dem Rector anzeigen würden.

Je dürftiger nun fast überall die anderen Schulen waren, desto grösseres Vertrauen wandte sich den Lehranstalten der Brüder zu. In Herzogenbusch soll ihre Schule zuweilen an 1200 Schüler gehabt haben. Die in Gröningen von ihnen gegründete Schule kam unter dem Rector Prädinius († 1559) zu besonderer Blüthe; sie erhielt nicht bloss aus den benachbarten Landschaften, sondern auch aus Brabant und Flandern, aus Deutschland, Polen, Frankreich, Italien und Spanien Zöglinge. In Zwolle hatte schon um 1417 der Rector Johannes Cele, ein Freund Groote's, oft 800 bis 1000 Schüler um sich, von denen stets 70 bis 80 unter seiner besonderen Leitung standen; ob er bereits im Griechischen unterrichtet hat, mag dahin gestellt bleiben, wenn auch die Anlegung einer Schülerbibliothek, die in der dortigen Michaelskirche Aufnahme fand und ohne Zweifel Abschriften der für den Unterricht nöthigen Bücher enthielt, ein über das Gewöhnliche hinausgehendes Streben bekundet. Unter seinem Nachfolger Dietrich von Eupen nahm die Zahl der Schüler noch zu, so dass verschiedene Häuser für sie eingerichtet werden mussten. Es mag als oratorische Uebertreibung gelten, was von Amersfort erzählt wird, dass dort um 1550 von der Brüderschule aus die Kenntniss der alten Sprachen durch die ganze Bevölkerung sich verbreitet, dass dort jeder Beamte lateinisch gesprochen, alle Kaufleute Griechisch verstanden, sogar die Bürgerstöchter und Dienstmädchen lateinische Lieder gesungen; aber eine höhere Blüthe der Schule darf man gewiss annehmen. Die beste und besuchteste aller Brüderschulen dürfte in den Anfängen des sechzehnten Jahrhunderts die Lütticher gewesen sein, deren Gründung auf die Brüder von Herzogenbusch zurückzuführen ist, wie sie selbst wieder das Vorbild für das von Johann Sturm in Strassburg Unternommene dargeboten hat, wenn dieser pädagogische Meister auch um ein Grosses über sein Vorbild hinausgegangen ist.

Das Zeitalter der Reformation ging freilich über das, was die Brüderschulen boten, rasch hinaus. Denn obgleich die neuen Schulen, wie sie Melanchthon dachte, zunächst nur bescheidenen Ansprüchen genügen konnten, so war doch der Geist, der sie schuf, der Geist des evangelischen Christenthums, in freierer Entfaltung Allem, was die Brüder als asketische Genossenschaft erstrebten, von vorn herein überlegen. Wo der Protestantismus zu durchgreifender Geltung kam, gingen ihre Anstalten entweder in evangelische Schulen über oder sie verfielen gänzlich, obwohl dies manche Städte später bedauerten; aber auch in katholischen Gebieten verschwanden sie mehr und mehr: wo nicht Bischöfe ihre Besitzungen für erneuerte Domschulen oder für Seminarien einzogen, da drängten sich die Jesuiten ein, deren ja auch die fest organisirten Orden nur mit Mühe sich erwehrten; manche Brüderhäuser verwandelten sich auch in Augustinerklöster.

Aber wir versuchen jetzt noch einen tieferen Einblick in das Unterrichtswesen der Brüder zu gewinnen. Die Eigenthümlichkeit desselben lässt sich allerdings schon deshalb schwer bestimmen, weil die Brüder zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Grundsätze befolgten; überdies bewirkten ohne Zweifel örtliche Bedürfnisse und persönliche Neigungen hier und da bemerkbare Wandlungen, und wo die Brüder nur aushelfend an Anderer Thätigkeit sich anschlossen, vermochte das ihnen Charakteristische kaum sonderlich durchzudringen und Gestalt zu gewinnen. Allein in festen Zügen stellt sich ihr Unterrichtswesen doch immer dar. Denn obschon sie entsprechend der Askese, die ihr Denken und Thun so vielfach bestimmte, auch in ihren Schulen manches Klösterliche festhielten, wie denn selbst ihre Schüler das Haupthaar auf dem Scheitel abschoren, so erhoben sie sich doch auch wieder vielfach über mönchische Beschränktheit und Dumpfheit: sie hatten ein warmes Herz auch für die Kinder der Armen, für Mädchen wie Knaben, und während sie bis zu den Kleinen niederstiegen und in gewisser Beziehung doch die Volksschule vorbereiteten, brachten sie auch höher strebenden Geistern das Angemessene entgegen, sorgsam dabei auf Vereinfachung

der Methoden und auf Verbesserung der Lehrbücher bedacht, überall aber erschien ihnen als das Wichtigste die Pflege der Frömmigkeit, die in sittlichem Ernste sich bewährt, dem ganzen Leben Halt und Weihe gibt.

Wir müssen indess zwei Perioden in der Entwickelung dieses Unterrichtswesens aus einander halten, die Periode der praktischen Mystik und die Periode der humanistischen Bestrebungen. Der Stifter der Genossenschaft, Geert Groote, in jüngeren Jahren eifrig scholastischen Studien hingegeben und zugleich mit den Wahnwissenschaften jener Zeit, der Astrologie, Magie und Nekromantie viel beschäftigt, hatte dann mit voller Entschiedenheit von allen diesen Dingen sich abgewandt, die Bücher mit der geheimnissvollen Weisheit verbrannt und allem weltlichen Ehrgeize entsagt. Fortan waren ihm die Grundlage der Studien und der Spiegel des Lebens die Evangelien mit dem Leben des Erlösers, die Geschichten der Heiligen und die Aussprüche der Kirchenväter, die Apostelgeschichte und die Briefe Pauli, die erbaulichen Bücher Bernhards, Anselms, Augustins; mit Geometrie, Rhetorik, Dialektik, Grammatik, Poesie und Astronomie sollte man keine Zeit verlieren, da Alles, was den Menschen nicht besser macht oder vom Bösen ablenkt, schädlich sei. Hiernach musste also auch der Unterricht in den Brüderschulen zunächst einen durchaus religiös-praktischen Charakter tragen. Man hat nun auch später diese Richtung niemals verleugnet; aber man musste nach und nach doch, um den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen, die Elemente der Wissenschaften wieder heranziehen und damit zugleich die zu neuer Anerkennung kommenden classischen Bildungsmittel zulassen. So eröffnete sich denn für das Unterrichtswesen der Brüder eine neue Periode, in welcher es erst zu umfassenderer Bedeutung gelangt ist. Dass in dieser Zeit das Griechische, am frühesten diesseits der Alpen, von den Brüdern aufgenommen worden ist, scheint kaum zweifelhaft; ob jedoch die classische Lectüre von ihnen in der Ausdehnung betrieben worden ist, wie Josquin (Goswin), Wessels Famulus, dies bezeichnet hat, diese Frage lässt sich nicht eben so sicher bejahen, und in keinem Falle ist damit der Umfang der

Schullectüre bezeichnet. Josquin aber sagt: „Den Ovid und ähnliche Schriftsteller mag man einmal lesen, mit grösserem Fleisse aber schon den Virgil, Horaz und Terenz, wenn man überhaupt ein besonderes Studium auf die Dichter verwenden will. Vor Allem ist die Bibel fleissig zu lesen, und ausser Josephus und den Geschichtsschreibern der Kirche (Eusebius, Socrates, Sozomenus) von den weltlichen Historikern die Aufmerksamkeit auf Justin und Sallust, auf Plutarch, Thucydides und Herodot zu richten; auch die Schriften des Aristoteles und Plato wird man nicht ohne Nutzen lesen, besonders aber muss man des Stiles wegen bei Cicero verweilen; ausserdem ist ein ernstes Studium auf Augustin zu verwenden, womit man Hieronymus, Ambrosius, Chrysostomus, Gregorius, Bernhard und Hugo von St. Victor verbinden mag“ [1]). In jedem Falle darf man die ersten Anregungen zu Studienreisen nach Italien auf die Brüder zurückführen, wenn auch Hamelmanns bekannte Angabe, dass Thomas von Kempen als Lehrer in Deventer die als seine Schüler aufgeführten Förderer classischer Studien Rudolf Agricola, Moritz von Spiegelberg, Rudolf von Langen, Antonius Liber, Ludwig Dringenberg, Alexander Hegius zu solchen Reisen bestimmt habe, sicher nicht zu halten ist [2]).

Wir werden aber vom Unterrichtswesen der Brüder eine befriedigende Vorstellung erst dann gewinnnen, wenn wir das von einzelnen Schulen derselben Bekannte genauer uns vergegenwärtigen. Da versteht es sich nun von selbst, dass wir zuerst die Schule von Deventer in Betracht ziehen. Dort bestand eine vom Capitel bei St. Lebuin abhängige Lehranstalt (Stiftsschule) schon lange, und wesentlich in den bekannten Formen. Für sie war noch im Jahre 1469 der berühmte Cardinal Nikolaus von Cusa (Cusanus), zum Danke für den in ihr erhaltenen Unterricht, dadurch ein Wohlthäter geworden, dass er für ärmere Zöglinge eine Bursa begründet und ihnen

1) Ullmann II, 391 f.

2) Dillenburger, Gesch. des Gymnasiums zu Emmerich I (1846), S. 4 ff.

so ein längeres Verbleiben in der Anstalt und nachhaltigere Betreibung der Studien möglich gemacht hatte [1]). Neben dieser Stiftsschule waren aber durch die Fürsorge der Brüder von Anbeginn Einrichtungen anderer Art für die Jugendbildung getroffen worden; schon Florentius Radewins hatte 1391 in seinem eigenen Hause Zöglinge aufgenommen und nachher in der Pontstapelestraat zur Unterbringung einer grösseren Zahl von Schülern eine geräumige Wohnung gemiethet, die also eine Art von Pensionat unter Leitung der Brüder darstellte; dann hatten diese im Jahre 1441 ein grosses Haus für 70 Pfleglinge erbaut. In welcher Art sie die so unter ihre unmittelbare Leitung gestellten Knaben und Jünglinge unterrichteten, darüber fehlen uns genauere Nachrichten; doch können wir von dem, was sonst über ihre Sorge für Jugendbildung bekannt ist, einen wohl zutreffenden Schluss machen auf das im Stammsitze der Brüderschaft Ausgeführte. Was wir sonst über ihre Lehrthätigkeit in Deventer erfahren, das scheint sich an die dortige Stiftsschule zu knüpfen, in welcher die Bequemlichkeit der Stiftsherren wahrscheinlich schon früh den Brüdern eine aushelfende Thätigkeit gestattet hat, so dass wohl auch der Rector dieser Schule längere Zeit aus den Brüdern hervorging und die ganze Schule mehr oder weniger durch den Geist, der die Brüderschaft erfüllte, geleitet wurde. Solcher Anschluss der Brüderarbeit an kirchliche Anstalten begegnet uns ja auch sonst. In solchem Zusammenhange wird nun auch die Wirksamkeit des berühmten Schulmannes Alexander Hegius erst ganz zu verstehen sein. Sie bezeichnet in Wahrheit doch den Eintritt neuer Verhältnisse, wie vorsichtig auch die gewohnten Geleise festgehalten werden.

Alexander Hegius, der die Schule von Deventer zur höchsten Blüthe brachte und von ihr aus Einfluss auf die weitesten Kreise gewann, war auf dem Schulzenhofe Heek oder van Heck im westfälischen Kreise Ahaus geboren. Das Jahr seiner Geburt ist noch nicht festgestellt, doch wahr-

1) Janssen I, 47.

scheinlich 1433[1]). Nur als wahrscheinlich kann gelten, dass er mit Rudolf von Langen den Unterricht der Brüder in Zwolle benutzt und dort den Einfluss des frommen Thomas von Kempen erfahren habe. Als Schulmann hatte er dann, wie es scheint, in Wesel und Emmerich bereits mit ungewöhnlichem Erfolge gewirkt, als er im Jahre 1474 zur Leitung der Schule in Deventer berufen wurde. Man kann über den Umfang seiner Kenntnisse verschiedener Ansicht sein; aber nach Allem, was wir über ihn erfahren, müssen wir glauben, dass er eine wunderbar anregende Kraft besass, die seinem ganzen Wirken den Stempel des Persönlichen aufdrückte, so wenig auch seine Demuth dies wollte. In hohem Grade merkwürdig ist hierbei die grosse Zahl trefflicher Schulmänner, die aus seiner Schule hervorgegangen sind und in seinem Sinne weithin segensreich gewirkt haben. Durch solche Schüler kam in die Domschule zu Münster, unter der Obhut Rudolfs von Langen, ein hoffnungsreiches Leben, durch Titmann Kemner (Camener), der dreissig Jahre lang dieselbe leitete, durch Johannes Cäsarius, durch den dort solcher Eifer für die griechischen Studien entzündet wurde, dass er neben seinen Schülern auch seine Collegen als Lernende um sich sah, durch Johannes Murmellius, der an derselben Anstalt mit solcher Kraft wirkte, dass sie die nach des Hegius Tode verfallene Schule in Deventer ersetzte[2]). Durch einen andern Schüler des Hegius, Joseph Horlenius und dessen Nachfolger Theodor Rotarius, der ebenfalls unter Hegius gelernt hatte, brachte es die Schule in Herford zu besonders erfreulichem Aufschwunge; von jenem war Petrus Mosellanus gebildet, der die humanistischen Studien an der Universität Leipzig zu festerer Geltung gebracht hat, von diesem der Breslauer Anton Pauss, durch den zuerst in das Schulwesen seiner Vaterstadt eine neue Bewegung gekommen ist[3]). An der Stiftsschule in Emmerich wirkte noch

1) Ludwig Geiger, Alexander Hegius, in der Allgem. Deutschen Biographie XI, 283.

2) Cornelius, Die Münsterschen Humanisten. 1851.

3) Für Herford hatte bereits 1430 ein aus dieser Stadt hervorgegangener Protonotarius apostolicus und Assessor Rotae zu Rom eine

vor 1517 und bis 1534 Petrus Homphäus der Aeltere, der ebenfalls unter den Schülern des Hegius genannt wird. Aber in der Reihe derselben erscheinen auch Tilemann Mullius in Attendorn, der Lehrer des für Sachsen so bedeutend gewordenen Joh. Rivius, Hermann von dem Busche, der dem Humanismus überall Bahn zu brechen gesucht hatte, Konrad Muth (Mutianus), der von Gotha aus die Freunde des Humanismus in Erfurt leitete, Johann Alexander von Meppen, der in die Domschule zu Osnabrück neues Leben brachte, Arnold von Vesalia und Ortuinus Gratius in Köln, die, obwohl dem Humanismus geneigt, doch als standhafte Vertreter des Alten erscheinen, Konrad Goclenius, der an dem Collegium trium linguarum in Löwen das Lateinische lehrte und hier auch Lehrer des grossen Pädagogen Johann Sturm wurde, vor Allen endlich und über Allen Desiderius Erasmus [1]).

Als Hegius in die Schule zu Deventer eintrat, fehlte Alles, was ihn ermuthigen und unterstützen konnte. Hatten die Brüder bis dahin bereits an dieser Anstalt gewirkt, so hatten sie doch über die hergebrachten Lehrtraditionen sich nicht sonderlich erhoben und nur etwa durch ihre mehr innerliche Frömmigkeit einiges Leben in den Unterricht gebracht. Und

---

Stiftung für zwölf Knaben und Jünglinge gemacht, die einen vierjährigen Schul- und einen fünfjährigen Universitäts-Unterricht erhalten und während dieser Jahre mit allem Nothwendigen versorgt werden sollten. S. Franke, Gesch. des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford (1840) und Knefel, Gesch. des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford (1817) S. 18 f. Ueber Pauss vgl. Reiche, Gesch. des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau (1843) S. 31 ff. Ueber Homphäus Krafft, Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators H. Bullinger (1870) S. 13 f.

1) Ueber Hermann von dem Busche Heidemann, Vorarbeiten zu einer Geschichte des höheren Schulwesens in Wesel (1853) S. 13 ff., vgl. Münscher, Rede über die Betreibung der altclassischen Studien in Hessen während des Reformationszeitalters (1852) S. 22 f. und Liessem, de H. B. vita et scriptis (1866) p. 10 f., über Mullius Wex, Zur Gesch. der Schweriner Gelehrtenschule (1853) S. 13, über Mutianus Kampschulte I, 74 ff., über Alexander Hartmann, Beiträge zur Gesch. der Schulen in Osnabrück (1861) S. 10 f., über die Kölner Krafft a. a. O., über Goclenius Nève, Mém. sur le collége des trois langues à Louvain p. 143 ff.

von ihm selbst kann man doch auch nicht sagen, dass er mit besonderer Entschiedenheit eingegriffen und vorwärts gegangen sei. Wir wissen vielmehr, dass er in seinen Reformen sehr bedächtig gewesen, das Griechische erst im Mannesalter von seinem jüngeren Freunde Rudolf Agricola gelernt, den Kreis der classischen Lectüre noch in der letzten Zeit seines Lebens auf einen sehr engen Kreis eingeschränkt, die religiös-sittliche Bildung aber ganz wie Groote über Alles gestellt habe, nach seinem in einem Briefe an Wessel ausgesprochenen Gedanken: Perniciosa litteratura est, quae cum jactura probitatis discitur [1]). Dennoch gewann ihm die Sorgfalt und Liebe, welche er auf das leibliche und geistliche Wohl seiner Schüler wandte, von Anfang an weitgehendes Vertrauen, so dass man ihm von allen Seiten Zöglinge zuführte, die wohl auch zum grössten Theile in den Häusern der Brüder untergebracht wurden. Ueber die von Hegius im Ganzen festgehaltene Unterrichtsweise würden uns freilich genauere Angaben sehr erwünscht sein; indess geben uns die Nachrichten, die wir über einen seiner frühesten Schüler (Erasmus) und über einen seiner letzten (Butzbach) erhalten, ziemlich sichere Auskunft [2]).

Erasmus kam, wie man jetzt annehmen darf, als Knabe von neun Jahren im Jahre 1478, also in des Hegius frühester Zeit nach Deventer und blieb dort bis in sein dreizehntes Jahr, also bis 1482 oder 1483. Was er bis zu seinem Eintritte als Schüler in Gouda und Utrecht gelernt hatte, das hat in seinem Herzen keine hellen Erinnerungen zurückgelassen; aber auch in Deventer scheint er zu fröhlicher Entwickelung nicht gekommen zu sein. In seinem leider sehr dürftigen Compendium vitae, das er als alternder Mann niedergeschrieben hat, heisst es: „ea schola tunc adhuc erat barbara; praelegebatur pater meus, exigebantur tempora, praelegebatur Ebrardus et Joannes de Garlandia, nisi quod Alexander Hegius

1) Enthusiastisch über seine griechischen Kenntnisse Murmellius. Janssen I, 51.

2) S. H. Kaemmel, Erasmus in Deventer, in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1874 II, 305 ff. und Becker, Chronica eines fahrenden Schülers (1869) S. 179 ff.

et Zinthius coeperant aliquid melioris litteraturae invehere". Das in den einleitenden Worten ausgesprochene harte Urtheil erhielt seine Erklärung wohl durch die hinzugefügte Bemerkung über den Unterricht, der vorzugsweise als grammatischer erscheint: pater meus zur Bezeichnung der Declination, tempora zur Bezeichnung der Conjugation, Ebrardus für die lateinische Grammatik des dem ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts angehörigen Eberhard von Béthune, Joannes von Garlandia ist ein Engländer des 14. Jahrhunderts und Verfasser des Facetus, einer Sittenlehre in gereimten Distichen, die auch in Deventer wiederholt (1494 und 1499) gedruckt worden ist [1]; die letzten Worte sind kaum von der Einführung in classische Lectüre zu verstehen, beziehen sich vielmehr nur auf die Bemühungen des Hegius und seines Mitarbeiters Zinthius (Johannes Sintheim, Joannes de Synthis, Joh. von Velden), dem in seltsamen Versen abgefassten Doctrinale puerorum des Franciscaners Alexander von Villedieu, einer von den Ordensbrüdern überall empfohlenen und vertheidigten lateinischen Grammatik, eine bessere Form zu geben. Freilich kann durch des Erasmus Bemerkungen über den empfangenen Unterricht nur das in den untersten Klassen Dargebotene gemeint sein; aber auch auf den höheren Stufen (er ist über die dritte Klasse nicht hinausgekommen) kann der Unterricht ihn nicht sonderlich gefördert haben. Wir wissen ja aus Butzbachs Angaben, dass Hegius noch in seinen letzten Jahren die Klassiker nur in sehr beschränkter Ausdehnung herbeigezogen und bei der Lectüre neben den Parabeln des Alanus wenig mehr als die Distichen Cato's und die Fabeln Aesops benutzt hat, wie denn unter den vor 1500 in Deventer gedruckten Schulbüchern, welche Revius aufführt, keine einzige Klassikerausgabe erwähnt wird. Vom Griechischen kann Erasmus in Deventer nur die Elemente gelernt haben; wir wissen ja auch, dass

1) Die lateinische Grammatik Eberhards führt den Titel Graecismus, de figuris et octo partibus orationis; sie ist in Versen geschrieben und heisst Graecismus nur deshalb, weil sie die aus dem Griechischen in das Lateinische übergegangenen Wörter sorgfältiger erklärt.

Hegius selbst erst spät zum Erlernen des Griechischen kam und weitergehende Kenntniss dieser Sprache niemals gewann. Auf den höheren Stufen scheint man übrigens die lateinische Versification mit besonderem Eifer gepflegt zu haben, wie denn auch Hegius ein gewandter Poet war, der, wenn er an Festtagen den ganzen Schülercoetus um sich versammelte, lateinische Gedichte von entsprechendem Inhalte ihnen vortrug. Wir dürfen in solchem Zusammenhange annehmen, dass ausgedehntere Privatlectüre den Schülern namentlich auch die lateinischen Dichter bekannter machte, und wie gross der Umfang dieser Lectüre auch bei Erasmus gewesen sein muss, erkennen wir aus den ersten Briefen, die er wenige Jahre nach seinem Weggange aus Deventer im Kloster Steyn geschrieben hat. Den Unterricht des Rectors hat er wohl niemals genossen; aber die Eigenthümlichkeit des immerhin bedeutenden Mannes hat er wohl verstanden. Er war — nach seinem in die Adagia eingefügten Zeugniss — tam inculpatae vitae quam doctrinae non trivialis, in quo unum illud vel Momus ipse calumniari fortasse potuisset, quod famae plus aequo negligens nullam posteritatis haberet rationem; proinde si qua scripsit ita scripsit, ut rem ludicram, haud seriam egisse videretur, quamquam vel sic scripta sunt ejusmodi, ut eruditorum calculis immortalitatem promereantur.

Zu demjenigen nun, was wir über des Erasmus Schülerleben in Deventer erfahren, bilden die eingehenden Mittheilungen des Johannes Butzbach eine sehr willkommene Ergänzung. Die Schule zählte auch damals noch acht Classen. Butzbach, obwohl bei seinem Eintritt im August 1498 bereits über 20 Jahr alt, musste doch in der untersten beginnen, kam aber dann, die siebente übersteigend, in die sechste und wiederum rasch in die fünfte, aus welcher er nach einem Semester in die vierte eintrat, um dann nach einem vollen Jahre zur dritten aufzusteigen. Die Aufzunehmenden hatten einer Prüfung sich zu unterwerfen, und auch das Aufrücken von Classe zu Classe scheint von einer Prüfung abhängig gewesen zu sein. Butzbach hebt nebenbei hervor, dass auch zu seiner Zeit der classische Unterricht ein sehr beschränkter

gewesen sei; aber er versichert zugleich, dass männiglich bemüht gewesen, durch eisernen Fleiss, der auch vor den grössten Schwierigkeiten nicht zurückgewichen, sich selbständig weiter zu bilden. Wir werden dabei zu berücksichtigen wissen, dass in den Brüderhäusern allezeit der Fleiss auf das Abschreiben auch classischer Werke sich richtete, die so auch in die Hände der Schüler gelangten und ihren Privatfleiss belebten. In fleissiger Ausdauer that es Meister Hegius Allen zuvor. Er pflegte bei seinen Nachtarbeiten einen brennenden Kerzenstumpf in der Hand zu halten, um, wenn ihn der Schlaf übermannte, durch den Schmerz, welchen das bis zur Hand niedergebrannte Licht verursachen würde, wieder aufgeweckt zu werden. Butzbach schied übrigens aus derselben Classe, welche Erasmus erreicht hatte, und trat dann in das Kloster Laach ein, wie überhaupt die für Reformen gewonnenen Klöster damals gern Schüler aus Deventer aufnahmen.

Hegius war bereits am 27. December 1498 gestorben. Er hatte ganz im Stillen nach und nach sein ganzes Vermögen an die Armen ausgetheilt, die seinem Sarge mit Thränen und Klagen folgten. Sein Nachfolger Johann Ostendorp, Kanoniker an der Kirche zu St. Lebuin, war ein Mann von reicher Begabung, wohl bewandert in geistlicher und weltlicher Wissenschaft, berühmt als Philosoph und Dichter, und noch zählte die von ihm geleitete Schule 2200 Zöglinge; aber der Niedergang der Schule war doch aus Gründen, die uns unbekannt sind, nicht lange mehr aufzuhalten.

Die Brüderschule in Herzogenbusch, im Jahre 1425 gegründet, hatte nach den sieben freien Künsten sieben Classen für den Gang des Unterrichts, der beiden classischen Sprachen gewidmet war, schied aber die in grosser Zahl ihr zugeführten Schüler nach den Vermögensverhältnissen in drei Abtheilungen, divites, meliores und pauperes. Der junge Erasmus, aus Deventer dorthin gekommen, hat freilich auch über diese Schule in seinem Compendium vitae ein im Ganzen recht ungünstiges Urtheil abgegeben. „Illic vixit, hoc est, perdidit annos ferme tres in aedibus fratrum, ut vocant: in quibus tum docebat Romboldus. Quod genus

hominum iam longe se spargit per orbem, quum sit pernicies bonorum ingeniorum et seminaria monachorum“. Romboldus hätte nun den begabten Jüngling gern für die Brüderschaft gewonnen; aber dieser entschuldigte sich mit seiner Unkenntniss, und als eine verheerende Seuche auch ihn in Gefahr brachte, kehrte er zu seinen Vormündern zurück. Er hatte übrigens damals doch (ex aliquot auctoribus bonis) einen ziemlich gewandten Stil sich zu eigen gemacht. Als die Brüder dann 1496 von Herzogenbusch aus und nach dem Muster der dortigen Schule in Lüttich eine neue Lehranstalt errichteten, behielten sie auch das dort eingeführte Classensystem bei, nur fügten sie als Selecta eine achte Classe hinzu, nach der in Deventer bestehenden Einrichtung, theilten übrigens jede Classe wieder in Decurien. Wie wohl organisirt diese Schule war, erkennen wir nun auch aus dem von Classe zu Classe Gelehrten. Man betrieb in der achten Classe das Lesen, Schreiben, Decliniren und Conjugiren, behandelte in der siebenten und sechsten die verschiedenen Theile der lateinischen Grammatik in Verbindung mit Lectüre und Stilübungen, ging in der fünften zum Griechischen über, dessen Grammatik in der vierten abgeschlossen wurde, während man zugleich die Elemente der Dialektik vortrug; die dritte Classe setzte die Dialektik fort und fügte die Rhetorik mit Imitationen hinzu. War damit wohl für Viele ein gewisser Abschluss erreicht, so bot doch die zweite Classe die Möglichkeit, das Organon des Aristoteles und platonische Dialoge kennen zu lernen, die Elemente der Mathematik im Euklid zu studiren, in die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft einzutreten und in freieren Compositionen, Declamationen und Disputationen die Kraft zu üben; die erste Classe liess den Uebergang zur Theologie gewinnen, setzte aber jene Uebungen noch fort. In den beiden obersten Classen hatte jedes Fach seinen besondern Lehrer; in den übrigen besorgte je ein Lehrer den ganzen Unterricht. Gewiss übertraf diese Organisation Alles, was damals im Schulwesen sonst Geltung hatte und wenn gleich die Ausführung auch hier Mängel zeigte, so beweist doch die Thatsache, dass dieser Schule ebenfalls von allen Seiten und aus allen Ständen Zög-

linge übergeben wurden, wie lebhaften Bedürfnissen sie entgegenkam.

Manche im Einzelnen getroffenen Einrichtungen leiten schon auf weit greifende Neuerungen hinüber. Wir rechnen hierher die alljährlich mit einer gewissen Feierlichkeit abgehaltenen Versetzungen, bei denen es den Nichtversetzten gestattet war, an die Versetzten Prüfungsfragen zu richten, die, wenn sie unbeantwortet blieben, auch ihnen nachträgliche Versetzung möglich machten. Haben wir in dieser Einrichtung bereits ein Certamen, wie es in späterer Zeit vielfach angewandt worden ist, so werden wir die Austheilung von Bücherprämien in den einzelnen Classen auf einen verwandten Grundsatz zurückführen dürfen. Anderem Zwecke diente die Aufführung der Lustspiele des Terenz (bei der Aufführung des Phormio hat Joh. Sturm einmal den Sklaven Geta gegeben) oder besonderer Schuldramen [1]).

Es ist unverkennbar, dass Sturm bei den grossen Reformen, die er in Strassburg durchführte, durch das, was ihm Lüttich gezeigt hatte, auf vielfache Weise, wie durch ein edles Vorbild, angeregt worden ist. Aber auch die Jesuiten haben, zum Theil durch Sturms Vermittelung, von dem Unterrichtswesen der Brüder manches in ihren Plan aufgenommen. Der Religionsunterricht hatte seine Stelle, wie es scheint, an den zahlreichen Festtagen der Kirche und knüpfte bei den jüngeren Schülern sich besonders an die biblischen Geschichten und die Heiligenlegenden; an den Wochentagen wurde das an jenen Tagen Behandelte zu Leseübungen benutzt und durch wiederholtes Abschreiben eingeprägt, für die gereifteren Schüler kamen Schriften der Kirchenväter und späterer Lehrer der Kirche zur Anwendung. Bei diesem Unterricht kam übrigens die Volkssprache zu ausgedehnterer Verwendung, in welcher auch die Gebete schlicht und wahr hergesagt wurden. Die Predigten, welche die Brüder in der Landes-

1) Chr. Schmidt, La vie et les travaux de Jean Sturm (1855) p. 2 ff. und Kückelhahn, Joh. Sturm, Strassburgs erster Schulrector (1872) S. 11 ff.

sprache hielten, kamen oft unmittelbar auch den zuhörenden Schülern zu Gute [1]). — Von einem selbständigen Unterricht in der Muttersprache kann natürlich auch bei den Brüdern nicht die Rede sein. Die Bestimmung des mit Hegius eng verbundenen Rudolf Agricola, dass Alles, was lateinisch abgefasst werden solle, erst in der Muttersprache niederzuschreiben sei, hat wohl nur auf die unteren Stufen des Unterrichts sich bezogen, und in Deventer hat man später doch bis zu dem Gesetz sich verirrt, dass jeder, der ein niederdeutsches Wort gebrauche, zu bestrafen sei. Ob die Brüderschulen Unterricht in den Realien gegeben haben, erscheint als eine müssige Frage, für welche von keiner Seite eine Antwort zu gewinnen ist.

Ueber die Behandlung, welche die technischen Fertigkeiten Lesen, Schreiben und Singen als Unterrichtsgegenstände in den Brüderschulen erfuhren, fehlen uns genauere Angaben. Das Lesen scheint aber im Wesentlichen ein Vorlesen von Seiten des Lehrers und ein Nachsprechen von Seiten der Schüler gewesen zu sein, wobei das auf religiöse Unterweisung Berechnete (die Bibel zumal) das erforderliche Material abgab. Mit dem Lesen hing wieder das Schreiben eng zusammen: das Gelesene wurde auch abgeschrieben und durch öfteres Abschreiben zugleich dem Gedächtniss eingeprägt. Je mehr nun aber das Abschreiben namentlich erbaulicher Schriften als ein Hauptgeschäft in den Brüderhäusern angesehen wurde, desto entschiedener hielt man von Anfang an auf sorgfältige und schöne Handschrift, und es versteht sich von selbst, dass solches Schreiben nicht bloss Sache des gewöhnlichen Unterrichts war, sondern auch den Privatfleiss beschäftigte. Dass wir von Unterricht im Singen bei den Brüdern nichts erfahren,

---

1) Fromme Lieder in niederdeutscher Mundart haben der Bruder Gerhard Buck (aus dem Jahre 1444) und in späterer Zeit Johann Weyhe, Vorsteher des Schwesterhauses Niesinck zu Münster, gedichtet; noch aus dem Jahre 1588 hat eine diesem Hause angehörige Nonne Lieder aufgezeichnet. Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterschen Humanismus (1874) S. 120.

erklärt sich leicht. Dieser Unterricht fiel vorzugsweise den Schulen zu, welche mit der Kirche in unmittelbarer Verbindung standen und ihr die erforderlichen Kräfte stellten, oft auch nur deshalb unterhalten wurden; die Schulen der Brüder aber standen mehr neben der Kirche, nicht eigentlich in ihrem Dienste, und nur, wo sie in ihren eigenen Häusern Beichte halten und Messe lesen durften, wie seit 1444 in Gent, konnte die Pflege des liturgischen Singens als erhöhtes Bedürfniss empfunden werden. Die allgemein bildende Kraft des Gesanges kam noch nicht in ernstere Erwägung.

Die Bemühungen der Brüder um bessere Schulbücher gehören fast durchaus der zweiten Periode an, in welcher der aufstrebende Humanismus immer stärker auf sie einwirkte, und haben sich ganz und gar auf die Verbesserung der lateinischen Grammatik beschränkt. Hierher gehören die Arbeiten von Murmellius Cannyst, Despauterius, Massäus (Massecuw), Torrentinus, Macropodius, Sintius. Der sehr reichhaltige Breviloquus Benthemianus wird jetzt von Hamann, der ihm eingehende Betrachtung gewidmet hat, auf dieselben Kreise zurückgeführt; er ist jedenfalls in Westfalen entstanden und um Jahrzehnte älter als Reuchlins Vocabularius breviloquus [1]).

Die Disciplin der Brüderschulen musste schon durch den Geist der Askese, der sie vielfach bestimmte, einen ernsten Charakter erhalten. Es begreift sich aber doch, dass in den Anstalten, welche ihre Schüler nach Hunderten zählten, auch eine strenge Handhabung der Disciplin sehr schwer war und grobe Excesse nicht fern halten konnte. Man hatte über häufigen Besuch der Wirthshäuser, über nächtlichen Strassenlärm, über andere Ungebührnisse Klage zu erheben, und zuweilen mussten die kirchlichen Behörden oder auch die Magistrate der Städte mit Gefängnissstrafe nachhelfen. Den

1) Hamann im Programm der Stadtschule des Johanneums zu Hamburg 1879.

Jüngeren gegenüber war auch bei den Brüdern die Ruthe Symbol der Zucht. Das disciplinarische Mittel, zu Erleichterung der Disciplin Aufpasser zu bestellen und für Angebereien zu belohnen, ist zwar erst im 16. Jahrhundert zu weiter gehender Anwendung gekommen, findet sich aber schon bei den Brüdern. In Utrecht suchte man Gehorsam, fleissigen Schulbesuch und höhere Fertigkeit im Lesen, Abschreiben und Bücherverzieren auch dadurch zu erwirken, dass man Ablass ertheilte, nebenbei bezahlte man die gelieferten Abschriften mit Geld oder schenkte Bücher oder gab Erlaubniss zum Besuch der Schulbibliothek [1]. Im Allgemeinen wird man indess anzuerkennen haben, dass in den Brüderschulen die Disciplin, wenn eine durchgreifende Hausordnung sie unterstützte, eine befriedigende gewesen ist. Was Erasmus gelegentlich über die ihm bei den Brüdern widerfahrene Härte bemerkt hat, erlaubt kaum einen Schluss auf die Zustände im Allgemeinen, bei deren Beurtheilung auch der rauhe Sinn jener Zeit in Rechnung gebracht werden muss. Dass die sanitäre Fürsorge auch in den Brüderhäusern zum Theil eine sehr mangelhafte war, zeigen die Bemerkungen des sicherlich auch in diesen Dingen zuverlässigen Butzbach.

Nichts aber kann uns an der Anerkennung hindern, dass die Brüder auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, wie in ihren religiösen Bestrebungen, den Eintritt einer neuen Zeit treu und wacker vorbereitet haben. Die zahlreichen Schüler, die sie für Kirche und Schule, für Staat und Leben gebildet, die Lobpreisungen, die so Viele ihnen gewidmet, das Vertrauen, das die weitesten Kreise ihnen geschenkt, haben wir als zwingende Beweise für ihre Tüchtigkeit anzusehen. Auch der grosse deutsche Reformator hat ihrer wiederholt, obgleich mit besonderer Rücksicht auf ihre Verdienste um Förderung des religiösen Lebens, in der ehrendsten Weise gedacht, und der Praeceptor Germaniae hat nicht minder den pädagogischen

---

1) Bei Benutzung der Bibliotheken beobachteten die Brüder sonst grosse Vorsicht. Nordhoff S. 121.

Werth ihrer Leistungen zu würdigen verstanden. Dass sie, hier und da unter den ungünstigsten Verhältnissen und bei den Wandelungen einer gewaltigen Zeit, bis tief in das 16. Jahrhundert sich behaupteten, ja gerade damals, namentlich in den Niederlanden, noch grosse Erfolge aufzeigen konnten, das spricht in ganz besonderer Art für ihr Wirken und Walten; auch ihr Niedergang ist ein ehrenvoller, von Manchen tief bedauerter gewesen.

IX.

Die Schule zu Schlettstadt.

Nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit den Brüderschulen, aber ihnen verwandt durch Geist und Streben erscheint die Schule von Schlettstadt; auch in ihr haben wir Vorbereitung und Uebergang zu einer neuen Zeit, nur auf engere Kreise sich beschränkend und mehr durch persönliche Auffassung nach Richtung und Ausführung bestimmt [1]).

Es ist schwer zu sagen, wie gerade Schlettstadt, unter den Städten des Elsass auch damals nicht von hervorragender Bedeutung, zu einer Schule gekommen, welche durch lange Jahrzehnte in weite Kreise hinein Einfluss zu üben vermochte. Die kleine Reichsstadt liegt an der Ill und war von einem stattlichen Mauerring umgeben, den wieder ein wasserreicher Graben umschloss, während zahlreiche Kanäle Stadt und Umgegend durchschnitten, so dass der durch das Illthor zum Rhein Wandernde 34 Brücken zu überschreiten hatte; grosse Waldungen rahmten die Stadt ein. In ihr hatten Dominicaner, Franciscaner, Johanniter, Benedictiner, Nonnen von Silo Aufenthalt gefunden; es fehlte also auch an statt-

1) Die Geschichte dieser Schule erzählt Röhrich in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie IV, 2, 199—218; vgl. A. Lange in Schmids Encyclopädie VII; ausserdem die Biographien Wimphelings von Wiskowatoff (1867) und Schwarz (1875). Strüver, Die Schule zu Schlettstadt von 1450—1560. Leipzig 1880.

lichen Gebäuden für Pflege der Frömmigkeit nicht[1]). Sie erfreute sich nun allerdings auch durch Weinbau und durch Transithandel eines gewissen Wohlstandes; aber wenn ihre Bevölkerung nun auch in solchen Verhältnissen das Bedürfniss nach besserer Schulbildung empfinden konnte, so würde man über das von den Stadtschulen jener Zeit Gegebene nicht hinausgekommen sein, wenn nicht besondere Anregungen wirksam gewesen wären. Diese sind aber jedenfalls von dem Manne ausgegangen, dessen Name in der Geschichte dieser Schule fort und fort die höchste Geltung behauptet hat, wenn er auch vom Nebel sagenhafter Erzählungen fast verhüllt ist. Ludwig Dringenberg, der diesen Namen von seinem Geburtsorte, dem Städtchen Dringenberg östlich von Paderborn, erhalten hat und vielleicht um 1430 geboren worden ist, war sicherlich eine stark ausgeprägte Lehrerpersönlichkeit, neben welcher damals in deutschen Landen nur sehr wenige sich nennen liessen, da ja überhaupt vor dem Auftreten des Humanismus im Schulwesen eigenthümliches und von entschiedenem Bewusstsein getragenes Wirken durch die überlieferten, mechanisch festgestellten Formen sehr gehemmt, ja beinahe unmöglich gemacht wurde. Ein Sohn Westfalens, das durch seine Verbindung mit den geistig regsamen Niederlanden vielfach bestimmt wurde, kam er selbst auch in solche Verbindung; doch wissen wir nichts Zuverlässiges über den Unterricht, den er in niederländischen Schulen gewonnen haben kann. Gewiss darf indess angenommen werden, dass er mit den Brüdern vom gemeinsamen Leben, den Hieronymianern, in engeren Verkehr getreten ist und dadurch den Impuls zu seiner einflussreichen Thätigkeit erhalten hat. Ob der als sein Lehrer genannte Thomas der berühmte Thomas von Kempen gewesen, der ja auch auf andere Jünglinge wohlthätigen Einfluss ausgeübt hat, muss unentschieden bleiben. Die höheren Studien hat Dringenberg gewiss an der Universität Heidelberg gemacht; aber falsch ist es, dass er von

1) Horawitz, Beatus Rhenanus (1872) S. 9 f. Schwarz, Jakob Wimpheling (1875) S. 42 ff.

dort aus dem Rathe von Schlettstadt durch Rudolf Agricola, der dort viel später erst eingetreten ist, für die Leitung der daselbst zu errichtenden Schule empfohlen worden; denn diese dürfte bereits um die Mitte jenes Jahrhunderts entstanden sein, da der im Jahre 1450 in Schlettstadt geborene Wimpheling ausdrücklich bezeugt, dass er bis in sein zwölftes Jahr in der Schule unterrichtet worden, Dringenberg aber nach einer anderen Angabe des ausgezeichneten Humanisten vierzig Jahre lang (etwa bis 1490) in Schlettstadt gewirkt hat.

In der neuen Schule nun brachte derselbe ohne Zweifel die pädagogischen Grundsätze in Anwendung, welche er bei den Hieronymianern wirksam gesehen hatte. Freilich sind wir über seine Unterrichtsweise nur sehr unvollkommen unterrichtet, doch wissen wir, dass er, wahrscheinlich aus Scheu vor den in Schlettstadt angesehenen Franciscanern, das Doctrinale puerorum ihres Ordensgenossen Alexander de villa dei nicht zu beseitigen, sondern nur eine Vereinfachung des lateinischen Unterrichts vorzunehmen wagte, wobei er vorzugsweise die oft widersinnigen Scholien und Commentare zum Doctrinale in Wegfall brachte. Wie er indess die so gewonnene Zeit auf ausgedehntere Lectüre lateinischer Schriftsteller verwendet hat, ist schwer zu sagen; nur dies dürfen wir annehmen, dass er an Stelle des scholastischen Krams die Lectüre zu grösserem Rechte kommen liess und dabei moralische Belehrung anknüpfte [1]). Denn ganz im Geiste der Hieronymianer sah er die Heranbildung christlicher Gesinnung in seinen Schülern als Hauptsache an, und so erhielt denn sein ganzer Unterricht lebenweckende Kraft. Dass er nebenbei die wichtigsten Thatsachen der deutschen Geschichte in lateinischen Gedenkversen seinen Zöglingen behaltbar zu machen suchte, bezeugt ausdrücklich Wimpheling, der ja selbst so entschiedene Vorliebe für die Geschichte des Vaterlandes an den Tag gelegt hat, wie auch andere Schüler Dringen-

---

1) Seine Bedenken der heidnischen Dichterlectüre gegenüber, die er dem Augsburger Humanisten Gossembrot ausgesprochen hat, erklären sich aus seinem sittlichen Ernste. Vgl Strüver S. 19 f.

bergs (so Georg Simmler und Peter Schott) in dieser Richtung thätig gewesen sind. Dem verfallenen Kirchenthum gegenüber scheint er eine freiere Stellung eingenommen zu haben, wie schon sein von Peter Schott angeführter deutscher Sittenspruch „Alt Pfaffen, jung Pfaffen, dazu wild Bären soll Niemand in sein Hus begeren“ erkennen lässt. Ob Dringenberg in seiner Schule gleichgesinnte Mitarbeiter gehabt hat, ist unbekannt; aber zahlreiche und treffliche Schüler, in denen sein Geist fortwirkte, haben sein Andenken dankbar geehrt. Wir nennen ausser den drei bereits erwähnten Eitelwolf von Stein, der als Beschützer Ulrichs von Hutten später in Muth und Treue sich bewährt hat, Johannes Hugo von Schlettstadt, der Kaplan des Kaisers Maximilian I. wurde, und Jost Han (Jodocus Gallus) von Ruffach, der als Professor in Heidelberg grossen Freimuth bewies und als Kanonikus in Speier starb, Sebastian Murrher (Murer) von Colmar, der durch seine Kenntniss des Hebräischen sich auszeichnete, zweckmässige Schulbücher verfasste und eine Geschichte Deutschlands verbreitete, aber schon 1492 als Kanonikus in seiner Vaterstadt starb, endlich Joh. Molitorius, später Decan in Baden und einer der Begleiter des Markgrafen Jakob von Baden auf dessen Reise nach Rom i. J. 1498[1]). Dass auch Reuchlin unter Dringenbergs Schüler zu zählen sei, erscheint als unbegründet. Die Anregungen, welche von der Schule in Schlettstadt ausgegangen sind, lassen sich im geistigen Leben der oberrheinischen Landschaften weithin verfolgen.

Nach Dringenbergs Tode erhielt die Leitung der Schüler Crato (Craft) Hofmann von Udenheim, der schon früher in anderen Lehrerstellen sich erprobt hatte und elf Jahre lang, bis zu seinem Tode i. J. 1501, in Schlettstadt wirkte. Er war verheirathet, gehörte also der Genossenschaft der Hieronymianer nicht an; aber er bewahrte im Ganzen die Grundsätze seines Vorgängers. Demnach gab auch er die alten Schulbücher noch nicht auf, und neben dem Doctrinale benutzte

1) Klüpfel, Vita Celtis I, 58 und Riegger, Amoenitates Friburgicae II, 455.

er auch die Summulae des Petrus Hispanus; ob er die Adolescentia Wimphelings, ein aus classischen und christlich-patristischen Stücken zusammengesetztes Lesebuch, das allerdings sonst in die Schule Eingang gefunden hat, herbeigezogen, ist aus der Thatsache, dass ein von ihm verfasstes Epigramm dem Buche mit vorgesetzt worden, nicht ohne Weiteres zu folgern. Wie sehr dem zugleich ernsten und milden Manne die sittliche Bildung seiner Zöglinge am Herzen lag, das zeigen die Worte, mit denen er kurz vor seinem Tode ein seinen Zöglingen bestimmtes Buch eingeleitet hat[1]). Zu seinen bedeutendsten Schülern rechnen wir Beatus Rhenanus (Bild) von Schlettstadt, den treuen Freund des Erasmus, Leo Judä (Jud) aus Rappoldsweiler, der neben Zwingli in Zürich eine so bedeutsame Stellung finden sollte, Jakob Villinger und Jakob Spiegel, die nachher kaiserliche Räthe wurden. — Er starb im Jahre 1501, im einundfünfzigsten Jahre seines Alters. In der Kirche zu Schlettstadt haben dankbare Schüler ihm ein Epitaphium gesetzt.

Ob er noch an der durch Wimpheling herbeigeführten Begründung der literarischen Gesellschaft in Schlettstadt, an welche eine ähnliche Vereinigung in Strassburg sich anschloss, Antheil gehabt habe, ist zweifelhaft, sonst aber waren diese Bestrebungen ganz in seinem Sinne[2]). Sein Nachfolger Hieronymus Gebweiler, zu Horburg bei Colmar geboren und an der Universität Basel zu wissenschaftlicher Tüchtigkeit gelangt, übrigens mit Wimpheling in freundschaftlicher Verbindung, scheint sich doch in jener Gesellschaft nicht sonderlich hervorgethan zu haben. Für die Schule muss die Stadt Grosses verwendet haben; denn sie erhöhte seine Besoldung. Ueber seine pädagogische Wirksamkeit erfahren wir wenig; dagegen fehlt es nicht an Beweisen für eine regere schriftstellerische Thätigkeit, die indess mehr sein späteres

1) De fide meretricum in suos amatores. Impr. Augustae per Jo. Froschauer 1505, S. 4. Das Vorwort ist datirt in Sletstad. gymnasio IV. Kal. Sept. 1501.

2) Röhrich S. 211 f. Wiskowatoff verlegt die Begründung dieser Gesellschaft von 1510—14. Vgl. Schwarz, Wimpheling S. 111.

Leben auszeichnet, übrigens nicht durchaus den Interessen der Schule sich zugewandt hat. Schlettstadt verliess er schon im Jahre 1509, um in Strassburg, wahrscheinlich auf Johannes Geilers Betrieb, an der dortigen Domschule als Lehrer einzutreten. Er kam hier allerdings in erfreuliche literarische Verbindungen und brachte auch die Domschule zu neuer Blüthe; aber die gleich in den Anfängen der Reformationszeit in Strassburg hervortretenden Sympathien für das Neue verstimmten ihn bald, wie seinen Freund Wimpheling, und als er die Vertretung des Alten ohne rechten Erfolg übernommen hatte, ging er endlich (1524) nach Hagenau hinweg, wo er als Rector der Stadtschule bis an seinen Tod (1545) einen weitgreifenden Umschwung der Dinge erlebte. Seine Leiche fand ihre Ruhestätte auf dem Kirchhof von St. Georgen.

Ihm folgte in der Leitung der Schule nach 1509 sein Schüler Johannes Sapidus (Witz), unter dem sie auch den erfreulichsten Aufschwung nahm. Er war 1490 in Schlettstadt geboren und ein Neffe Wimphelings. In der Schule seiner Vaterstadt für höhere Studien vorbereitet, wandte er sich 1506 der Universität Paris zu, wo er seinen Schulfreund Beatus Rhenanus wiederfand und auch mit Michael Hummelberger in engere Verbindung trat. Besonderen Einfluss dürfte damals auch auf ihn Faber Stapulensis ausgeübt haben. Er hatte so den vom Humanismus ausgehenden Geist stark auf sich wirken lassen, und als er, in die Vaterstadt zurückgekehrt, ungeachtet seiner grossen Jugend, zum Rector ihrer Schule gemacht worden war, musste die Lebendigkeit und Gewandtheit seines Unterrichts bald Schüler von allen Seiten ihm zuführen. Als der arme Vagant Thomas Platter im Jahre 1517 nach Schlettstadt kam, um als achtzehnjähriger Jüngling unter den Knaben die Elemente zu erlernen, waren 900 Zöglinge, unter ihnen auch Adelige, um Sapidus versammelt, der manche auch in sein Haus aufgenommen hatte. Platter, der schon viele Schulen gesehen hatte, fand, dass die Schlettstädter Schule die erste sei, da es recht zuging. Sapidus hatte nun aus seinem Unterricht die alten Schulbücher fast ganz verbannt und die Klassiker eingeführt,

wobei er seine Schüler auch für das reine Latein, dessen er selbst mächtig war, zu gewinnen suchte. Mit Erasmus, der damals zu Basel lebte und den an diesen enger sich anschliessenden Freunden stand er in geistigem Zusammenhange, was namentlich sein treffliches Gedicht ad sodales Erasmo Roterod. consuetudine iunctissimos beweist. Er klagt darin über das ihm gefallene Loos, das ihn in den Mühsalen der Schule festhalte und von anregendem Verkehr mit glücklicheren Studiengenossen ausschliesse; auch wird der Brief, mit welchem der gefeierte Erasmus durch Hinweisung auf die Herrlichkeit des Lehramts ihn zu trösten suchte, kaum eine wahrhaft beschwichtigende Wirkung gehabt haben [1]. Er mochte doch seinen Freund Oecolampadius beneiden, den er 1515 durch einen Brief bei Erasmus eingeführt und zu engerer Verbindung mit diesem gebracht hatte. Dass er in dem 1520 entbrennenden Streite des grossen Humanisten mit dem gelehrten Engländer Edward Lee neben anderen auf der Seite des Ersteren erschien und in heftigster Weise den Andern bekämpfte, darf uns weiter nicht auffallen [2]. Aber in demselben Jahre war er auch mit seinem Oheim Wimpheling, den die durch die beginnende Reformation hervorgerufene Aufregung tief verstimmte, durch freimüthige Aeusserungen in Zwiespalt gerathen; der kränkelnde Greis hatte ihm sogar mit einer Anzeige bei der Inquisition gedroht. Die grosse Scheidung der Geister, welche bald unaufhaltsam sich durchführen sollte, wirkte dann bestimmend auch auf Sapidus [3]. Als in Schlettstadt der gelehrte Stadtpfarrer Paul Seidensticker (Phrygio) vergebens einen Versuch gemacht hatte, die

1) Erasmi Epp. ed. 1521 p. 59 ff.

2) Epistolae aliquot eruditorum virorum, ex quibus perspicuum, quanta sit Ed. Lei virulentia (Basil. 1520, 4°).

3) Bedeutsam sind Briefe von Sapidus an Hummelberger und von diesem an jenen aus dem Jahre 1523; Horawitz, Analecten zur Geschichte der Reformation und des Humanismus in Schwaben (Wien 1878) S. 70—72. Hummelberger schreibt: quod Christum sequeris et reflorescentem evangelii doctrinam puellos tuos edoces, est mihi iucundissimum. Non parum refert, quibus institutis primam aetatulam formaveris. — Aber auch schon Beziehungen auf Verfolgungen treten hervor, vgl. S. 78 f.

Reformation einzuführen und sodann das Unheil des Bauernkrieges in unmittelbarer Nähe der Stadt zu einem blutigen Treffen Anlass gegeben hatte, war für Sapidus in Schlettstadt keine Stätte mehr zu fruchtbarer Wirksamkeit. Er zog sich nach Strassburg zurück und erhielt hier später an dem neuen Gymnasium eine Stelle. Im Jahre 1548 wurde er Kanonikus an dem evangelischen Stifte St. Thomä und starb am 8. Juni 1561.

Als seinen Nachfolger nennt Beatus Rhenanus noch den Meister Veit von Rothenburg. In den Jahren 1553 bis 1560 leitete die Schule nicht ohne Erfolg Kaspar Stüblin. Aber die strebenden jungen Geister zog Joh. Sturms Kraft und Ruhm an das Gymnasium in Strassburg. Die Schule in Schlettstadt kam in der Folge an die Jesuiten.

Es könnte als angemessen erscheinen, die Wirksamkeit des wackern Wimpheling, die mit der Schule von Schlettstadt in so mannigfacher Beziehung steht, gleich hier eingehender zu betrachten. Er war in Schlettstadt geboren und erzogen, dort hat er wiederholt seinen Aufenthalt gewählt, dort ist er in hohem Alter (1528) gestorben. Aber seine Bedeutung reicht doch weit über diesen engsten Kreis hinaus, und für uns kann seine Stellung nur da sein, wo wir ihn als den Pädagogiker des deutschen Humanismus würdigen können. Und wie die Schule von Schlettstadt für sich allein uns schon auf die Geschichte des Humanismus hingeleitet hat, so führt noch entschiedener Wimphelings Name in diese Geschichte uns hinüber.

Zweiter Abschnitt.

Der Eintritt und das Wirken des Humanismus.

I.

Charakter des Humanismus.

Die als Humanismus bezeichnete Richtung der Studien und des geistigen Lebens überhaupt hat in den einzelnen Perioden ihrer Durchführung einen sehr verschiedenen Charakter gehabt, wenn sie auch fort und fort durch die Bewunderung antiker Kunst und Bildung und den daraus sich ergebenden Cultus der schönen Form bestimmt worden ist. Diese Richtung ist doch eine andere in der Zeit, welche den Humanismus in scharfen Gegensatz zu der mittelalterlichen Scholastik treten sah, und wieder eine andere, als der Gegensatz zwischen Humanismus und Realismus sich entwickelte, und sie hat doch erhebliche Wandlungen erfahren, je nachdem die neuen Studien, dem Vorgange des Erasmus folgend, in Verbindung mit dem alten Kirchenthume blieben oder, durch Männer wie Melanchthon und Camerarius bestimmt, die reformatorischen Bewegungen unterstützten und förderten; auch hier aber hat der Humanismus durch das wechselnde Verhältniss erst zum Pietismus, dann zum Philanthropinismus, weiterhin zur Romantik, endlich zu den Naturwissenschaften eine zum Theil neue Gestalt gewonnen. Indess zieht sich durch alle diese Wandlungen als das Gemeinsame das Streben, durch Aufnahme und Nachbildung des aus dem Alterthume Ueberlieferten das ächt Menschliche, die Humanität, zu freier und lebendiger Entfaltung zu bringen und deshalb gegen Alles,

was Verkennung des ächt Menschlichen zu sein, den Adel der Menschennatur in dieser oder jener Weise in Zweifel zu ziehen und zu gefährden schien, anzukämpfen.

Für die erste Periode des Humanismus nun ist allerdings, und von Petrarca an, der Gegensatz zur Scholastik das besonders Charakteristische. Denn die Scholastik, welche ja doch alle Wissenschaft in ihren Bereich gezogen und nach eigenthümlicher Methode behandelt hatte, erschien allen Humanisten als ein wirres und wüstes Durcheinander willkürlicher, geistloser, dem Leben fremder, alle frischere Bewegung hemmender Subtilitäten, als eine Masse, welche kaum hier oder da ein Körnchen von Wahrheit und Weisheit, wie Menschen sie brauchen, darbiete und also am besten völlig auf die Seite geräumt werde. Auch das durch Syllogismen scheinbar als unanfechtbar Erwiesene galt denen, welche die formale Richtigkeit des Aufgestellten nicht zu bestreiten vermochten, noch in keiner Weise als etwas dem Thatsächlichen Entsprechendes und dem natürlichen Wahrheitssinne Genügendes; ja je feiner das Gespinnst sich in die Höhe zog, desto weniger glaubte man noch einen Zusammenhang desselben mit dem festen Boden der Wirklichkeit wahrzunehmen [1]). Dass dabei vieles Grosse und Bedeutende, was die Vertreter der kirchlichen Wissenschaft namentlich des dreizehnten Jahrhunderts aufgestellt hatten, nicht zu gerechter Würdigung gelangte, dass auch das treue und gewissenhafte Arbeiten mancher Späteren verkannt wurde, kann nicht auffallen [2]). Und wenn zuletzt der um Mutianus Rufus sich zusammenschliessende Kreis von Humanisten zu leidenschaftlicher Feindseligkeit gegen alle Scholastiker sich erregt sah und auf dieser Seite nur noch

1) Vgl. Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation (1866) S. 66 f.

2) S. indess über die Verehrung, welche deutsche Humanisten für Albertus Magnus an den Tag gelegt haben, Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus (1874) S. 8 ff. Beachtenswerth ist, dass die Humanisten, welche mit Maximilian I. in Verbindung standen, die selbständige Stellung der Wiener Hochschule in Gefahr brachten. Aschbach S. 242.

Barbarei und Böswilligkeit zu erkennen vermochte[1]), so wird man dies als ungerecht bezeichnen dürfen, aber leicht aus der immer mehr in das Bewusstsein der Streitenden tretenden Unausgleichbarkeit des Gegensatzes sich erklären können, der doch auch für die Humanisten in der Verschiedenheit der auf beiden Seiten gebrauchten Formen besonders erkennbar wurde.

Aber der Gegensatz des Humanismus zur Scholastik war doch lange Zeit hindurch nicht zugleich Gegensatz zum alten Kirchenthum; und selbst dann, wenn er gegen den Klerus zu schonungslosem Angriff bereit stand, hielt er gläubig an der Lehre der Kirche fest, wie mit Petrarca, der doch sogar über die Päpste von Avignon sehr streng geurtheilt hatte, viele Humanisten selbst in Italien, wo freilich eine kirchenfeindliche, ja heidnische Richtung mehr und mehr Geltung gewann, der Kirche sich nicht entfremdeten. Und dies thaten auch die deutschen Humanisten entweder niemals oder erst unter ganz besonderen Aufregungen. Wir haben auf deutschem Boden eine Reihe von Männern vor uns, die an der Verfassung und dem Glauben der Kirche unverrückt festhielten und die vom Humanismus dargebotenen Bildungsmittel zu ruhigen und allmählichen Reformen in Wissenschaft und Leben zu benutzen gedachten, nicht aber auf gewaltsame Veränderung, auf Erschütterung der bisher anerkannten Autoritäten hinarbeiteten. So hatte Rud. Agricola, früh von Todesahnungen ergriffen, das Gefühl der Leere und Oede, welche er durch seine humanistischen Studien nicht auszufüllen vermochte, dadurch zu überwinden gesucht, dass er dem Studium der hebräischen Sprache und der Theologie sich hingab, während er die früher verfolgte Richtung für verfehlt hielt. Zumal die Humanisten am Oberrhein (Wimpheling, Brant, Zasius) erscheinen von durchaus conservativer Gesinnung bestimmt, ja bereit, für kirchliche Dogmen, wie beim Streit über die Sündlosigkeit der Jungfrau Maria, mit aller Entschiedenheit einzutreten, wenn sie gelegentlich auch gegen die Thorheiten der scholastischen

1) Kampschulte, Die Universität Erfurt I, 112 ff.

Methode mit allem Nachdruck sich erklären [1]). Indess auch andere Humanisten jener Zeit blieben in engster Verbindung mit der Kirche, ganz abgesehen von denen, welche durch ihre geistlichen Stellungen und Berufe verpflichtet waren, für sie einzutreten. Anders dann freilich die jungdeutsche Humanistenschule, welche an der Erfurter Universität sich bildete und von dort aus bald in weitere Kreise hinein Propaganda machte. Es waren Männer, denen die Pflege und Empfehlung der schönen Form Selbstzweck wurde und die Fehde gegen das Alte, weil es auch den höchsten Interessen des Vaterlandes feindlich schien, zu lauter und lärmender Freude Anlass gab [2]).

Immer jedoch fand zwischen den deutschen und den italienischen Humanisten ein grosser Unterschied statt. Während diese schon durch die Sprache und die historische Tradition mit dem Alterthume noch in einem fast unmittelbaren Zusammenhange standen, war für jene das aus Italien Aufgenommene doch zunächst etwas Fremdes, durch künstliche Vermittelung Gewonnenes; gelangten die Italiener durch die alten Vorbilder leicht zu einer lebendigen Fortbildung ihrer nationalen Literatur, so erwiesen sich dieselben Vorbilder für die Deutschen eher als Hemmniss des in der eigenen Sprache zu Gestaltenden; während man jenseits der Alpen durch die Werke der Römer und Griechen zu einer Erneuerung aller Wissenschaften zu kommen, die wahre Philosophie erst entdeckt zu haben glaubte, nahmen diesseits der Alpen die Studien bald eine entschieden geistliche Richtung; während man im Hauptlande des Katholicismus bis zu Unglauben und Freigeisterei sich verirrte, suchte man in Deutschland durch den Humanismus das wahre Verständniss der heiligen Schrift und damit ein festes Fundament für Glauben und Leben zu gewinnen; während der italienische Humanismus oft mit frivolem Spott das durch Alterthum Ge-

1) S. besonders über Brant Zarncke und Goedeke in den Einleitungen zu ihrer Ausgabe des Narrenschiffs und Chr. Schmidt, Notice sur Seb. Brant in der Revue d'Alsace 1874.

2) Vgl. Binder, Charitas Pirkheimer S. 38 f.

heiligte antastete, bewahrte der deutsche auch in der Satire lieber sittlichen Ernst, suchte er durch sie sittliche Zwecke zu erreichen; in Italien endlich unterwarfen sich die Humanisten, als die gerade auch durch sie bedrohte Kirche zu schonungsloser Reaction sich aufraffte, ohne Widerstreben, während in Deutschland viele der tüchtigsten Humanisten für die Reformation sich entschieden aus tiefem Herzensbedürfniss.

Es ist aber an dieser Stelle auch dies der Beachtung werth, dass nicht minder in Frankreich der Humanismus einen von dem in Deutschland entwickelten verschiedenen Charakter gewann. Für Frankreich hatten die neuen Studien, wie für Italien, im nationalen Leben zahlreiche Anknüpfungspunkte, einen historisch zubereiteten Boden; dort fanden Italiener als Gelehrte und Künstler seit Karl VIII. und Ludwig XII. freundliche Aufnahme; dort genoss von oben her seit Franz I. die „Renaissance“ in jeder Beziehung eine so aufmunternde und durchgreifende Pflege, dass die Bildung und Sitte der höheren Kreise des Volkes, dass die Literatur und Kunst eine wunderbare Umwandlung erlebten, dass auch die strengen Wissenschaften, zumal die Jurisprudenz, eine umfassende Erneuerung in selbständiger Durcharbeitung erfuhren, und zwar in engstem Zusammenhange mit den auf das Alterthum gerichteten Studien. Wie einflussreich dies Alles für das geistige Leben auch unseres Volkes gewesen ist, davon ist hier noch nicht zu sprechen.

Nicht selten hat man gesagt, dass der deutsche Humanismus frühzeitig der Schule sich zugewendet habe. Man kann dies gelten lassen, wenn man dabei nur nicht übersieht, was in Italien die grossen Pädagogen Guarino von Verona († 1460), Vittorino de Feltre († 1476) und dessen Schüler Ognibene de' Bonisoli († 1493) geleistet haben, die wir doch sicherlich mit Alexander Hegius auf eine Linie stellen dürfen. Es lag ja auch so nahe, dass man der Jugend zugänglich zu machen suchte, was für gereifte, im Leben erprobte Geister in so gewinnenden Formen so vieles Edle, Anregende, Verwendbare darbot. Darum wundern wir uns auch nicht, wenn man in

beiden Ländern über die Behandlung desselben für die Zwecke der Jugendbildung mit einem Eifer, wie er früheren Zeiten ganz fremd gewesen war, umfassendere Betrachtungen anstellte und das in vielfacher Praxis Geprüfte weiteren Kreisen zur Benutzung darbot; wenn eine pädagogische Literatur sich zu entwickeln begann, die freilich noch beschränkt erscheint im Vergleich mit dem, was spätere Geschlechter in rastloser Thätigkeit producirt haben, immer jedoch die lehrreichsten Einblicke in die pädagogische Thätigkeit jener Uebergangszeit gestattet. Wir werden auch hiervon in den späteren Darstellungen eingehender zu sprechen haben. Nur dies Eine mag zu weiterer Bezeichnung des Verhältnisses, welches zwischen Deutschen und Italienern statt fand, hier noch bemerkt werden, dass beide zwar durchweg den aus den Classikern zu schöpfenden geistigen Gewinn im Auge hatten, diese jedoch bei ihren auf solche Studien gerichteten Vorschriften am liebsten an Quintilian sich anschlossen, jene dagegen, wie die Lehrschriften von Wimpheling, Oertel und Erasmus zeigen, auf einem freieren Standpunkte sich halten.

Aber das Streben der Humanisten, das dem Leben Dienende aus ihren Arbeiten hervorgehen zu lassen, griff viel weiter. Wir wissen aus Burckhardts meisterhaften Zeichnungen in seiner „Cultur der Renaissance", wie in Italien alle Richtungen des Lebens in der verschiedensten Weise vom Humanismus bestimmt und allmählich verwandelt wurden, wie Diplomatie und Kriegführung, staatliche Ordnung und geselliger Verkehr, wie alle Natur- und Weltanschauung nach den von den Humanisten empfohlenen Vorbildern sich gründlich veränderten. Zu so allgemeiner Wirksamkeit hat es nun freilich der Humanismus in Deutschland nicht gebracht; allein er hat es wenigstens an hundertfachen Anregungen nicht fehlen lassen und nur deshalb mit vereinzelten Erfolgen sich begnügen müssen, weil er gerade in den höheren Kreisen der Nation oft nur halbes Verständniss und nur vereinzelte Unterstützung fand, im Ganzen aber in durchaus anderen Staats- und Bildungsverhältnissen sich zu bewegen hatte. Es half

wenig, dass die deutschen Humanisten, hierin sehr verschieden von den italienischen, die einander oft mit Eifersucht und Gehässigkeit bekämpften, lieber fest zusammenhielten, indem sie landsmannschaftliche Vereinigungen bildeten oder an Universitäten um einen hervorragenden Mann sich reihten oder durch rege briefliche Mittheilungen in Gemeinschaft blieben; viele standen doch vereinzelt und konnten schon deshalb zu nachhaltigeren Wirkungen es selten bringen, weil sie, dem alten deutschen natürlichen Wandertriebe gern nachgebend oder auch durch Widersacher bedroht und gedrängt, selten längere Zeit denselben Wohnsitz behielten. Wenn also doch im Ganzen immerhin der Humanismus auch in deutschen Landen zu grösserer Bedeutung gelangt ist, so wird man dies einerseits auf das enthusiastische oder doch zuversichtliche Vordringen seiner Vertreter, andererseits auf die bald unsichere, bald schwerfällige Haltung seiner Gegner zurückführen dürfen. Ueberblickt man aber im Ganzen die Veränderungen, welche der Humanismus damals auch bei uns theils hervorgebracht theils vorbereitet hat, so wird man immerhin anzuerkennen haben, dass er eben auch in Deutschland die Entwickelung der geistigen Cultur mächtig mit bestimmt und zuweilen selbst in unscheinbarer Thätigkeit zu dem, was die Zeit verlangte, mit geholfen hat.

Und so werden wir auch dies anzuerkennen haben, dass der Humanismus in Deutschland, ähnlich wie in Italien, dem persönlichen Leben in Vielen eine Schärfe der Ausprägung, eine Freiheit der Bewegung, eine Frische des Handelns möglich gemacht hat, welche die gleichmässig wirkenden und Alles in unverrückbare Normen einzwängenden Lebensordnungen der vorausgegangenen Jahrhunderte kaum hatten denken lassen. Die Humanisten jener Zeit fühlten sich so oft in hartem Gegensatze zu dem Bestehenden, hatten in dem, was sie bewunderten und pflegten, so viele individuelle Anregungen, welche bis in die Tiefe der Herzen gingen, so viele Vorbilder, an denen die Einzelnen sich aufrichten und kräftigen konnten, dass der Einzelne wie von selbst zu individueller Entwickelung kam. Sie erwies sich unter Umständen kecker,

anspruchsvoller, launenhafter, als gut war, und führte zu Collisionen, die eher schadeten als nützten; aber der so in den Vordergrund Gerathene musste dann doch sich halten, sich durchschlagen, sich vorwärts helfen. Dies aber galt mehr und mehr von Allen, die, von den Humanisten geweckt, in ihre Wege sich ziehen liessen, bis die allgemeinen Erschütterungen des geistigen Lebens bewirkten, dass eine wunderbar grosse Zahl charaktervoller Persönlichkeiten den Gang der Dinge bestimmte.

II.

Ausbreitung des Humanismus.

Als man in Deutschland so weit gekommen, hatte der Humanismus, wie er hier entwickelt war, bereits eine Stellung gewonnen, die ihn von dem italienischen sehr stark unterschied. Aber bei klarem Bewusstsein dieses Unterschiedes erkannten die deutschen Humanisten doch fort und fort dankbar an, dass sie in den Italienern ihre Lehrmeister zu verehren hätten und die besten Förderungen ihrer Studien noch immer auf dem Boden Italiens gesucht werden müssten. Der Humanismus hatte dort bereits eine ausserordentlich reiche Entwickelung durchgemacht und staunenswürdige Ergebnisse zu verzeichnen. Handschriftliche Schätze von unvergleichlichem Werthe hatte man gesammelt, zahlreiche Classiker hatte man in den Grundtexten und in Uebersetzungen zugänglich gemacht, in vielen Städten hatte man die Universitäten und Schulen den classischen Studien eröffnet, an den Höfen der Fürsten und am Sitze der Päpste hatte man ihnen hochsinnige Förderung bereitet, die ganze alte Geschichte hatte man in lebendigen Bildern wieder aufgefasst und die so lange nur mit dumpfem Staunen betrachteten Ruinen der griechisch-römischen Zeit, vom Triumphbogen des Augustus in Aosta bis zu den Tempelresten von Pästum und Agrigent, als Zeichen und Denkmäler der grossen Vergangenheit mit Ernst und Freude gedeutet. Seitdem der Dichter der göttlichen Komödie, angeregt durch Brunetto Latini, der Wiedererwecker der

römischen Literatur geworden war, und bald nach ihm Petrarca, in früher Jugend schon mit feuriger Begeisterung dem Studium des Alterthums zugewandt, aus demselben die edelsten Antriebe für Uebung jeder hohen Tugend und die kühnsten Ideale für eine durchgreifende Neugestaltung der politischen Zustände aufgefasst hatte, war eine Entwickelung in Gang gekommen, die alle Kreise des nationalen Lebens durchdrang und die nationale Literatur zumal zu wundervollem Aufschwunge brachte[1]). Was boten damals den über die Alpen Gekommenen hundert Städte, neben Venedig, Florenz, Rom und Neapel auch Mailand und Genua, auch Padua und Pavia, auch Bologna und Siena! Was trugen den Lernbegierigen auf allen Seiten diese Pfleger der rasch erweiterten Studien, gegen die Fremdlinge zuweilen freundlicher als unter sich, entgegen, Belehrungen, welche durch das im Leben umher Dargebotene verstärkt, die nachhaltigsten Eindrücke in den Gemüthern zurückliessen! Wie vielseitig, wie frei und sicher, wie reich und gross erschien den von unbestimmter Sehnsucht nach dem Süden Geführten diese Bildung der Italiener, welche, wie gefährlich sie auch unter sittlichem Gesichtspunkte sein mochte, so viel Anziehendes, ja Bestechendes für Menschen hatte, die in der Heimath nichts damit zu Vergleichendes gesehen hatten! Und nun auch diese Griechen, die, durch osmanische Barbarei aus dem Vaterlande vertrieben, selbst den Italienern so viel Bewunderung abgewonnen, als Führer auf neuen Bahnen zu neuen Erwerbungen! Erstaunlich war es nun vor Allem, überall Männern zu begegnen, welche in ihrer Begeisterung für das wie zu neuem Leben erstandene Alterthum alles dasjenige, was in diesem so wirksam gewesen war, nicht bloss zu erkennen und nachzubilden, sondern in sich selbst zu individueller Entwickelung bringen zu können meinten, als ständen sie, die Kinder einer so ganz anderen Welt, noch völlig im

1) Vgl. Wegele, Dante's Leben und Werke S. 449 ff. und Schuck, Dante's classische Studien und Brunetto Latini, in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. 92, S. 253 ff. Ueber Petrarca's classische Studien Papencordt, Cola di Rienzo S. 53 ff.

antiken Leben, das doch immer wieder nur wie in Schattenbildern an ihren Augen vorüberzog[1]). Aber diese Selbsttäuschung war so leicht und so süss, dass auch die Besucher Italiens ohne Widerstand sich berauschen und dann vieles Eingebildete, Unwahre, Bethörende als ächt und gediegen mit gelten liessen; sie nahmen doch immer viel Köstliches und Unverlierbares mit hinweg.

Aber wir müssen diesem geistigen Verkehr der Deutschen mit den Italienern noch näher treten. Seit dem Untergange der Hohenstaufen hatte deutsche Kraft in Italien nur noch vorübergehende Versuche gemacht, die alten Machtverhältnisse zu erneuern, und was Heinrich VII., Ludwig der Bayer und Karl IV. noch unternommen hatten, war wohl geeignet gewesen, die alten Antipathien zu verstärken, aber ohne Frucht geblieben für deutsche Bildung. Doch mit dem Konstanzer Concil knüpfen sich Verbindungen neuer Art. König Sigismund hatte eben in Konstanz Pier-Paolo Vergerio, der das Griechische verstand und das Lateinische mit Gewandtheit zu behandeln wusste, kennen und schätzen gelernt, wie er denn nachher auch von ihm den Arrhianos sich hat übersetzen lassen. Und in den Tagen jenes Concils hatte auch Poggio von Konstanz aus seine Besuche in den nahen Benedictinerklöstern gemacht und deren Bibliotheken durchsucht; es ist bekannt, dass er in St. Gallen eine fast vollständige Handschrift des Quintilian entdeckte und in 32 Tagen abschrieb; zu derselben Zeit war er auch so glücklich, einige Bücher des Valerius Flaccus und den Commentar des Asconius zu acht Reden Cicero's zu finden[2]). Andere Classiker fanden in

---

1) Offenbar sehr übertrieben ist, was Politianus (Opp. T. III, 63) sagt: (Florentini) primae nobilitatis pueri, id quod mille retro annis in Italia contigit numquam, ita sincere Attico sermone, ita facile expediteque loquebantur, ut non deletae iam Athenae atque a barbaris occupatae sed ipsae sua sponte cum proprio avulsae solo cumque omni sua supellectile in Florentiae urbem immigrasse eique se totas penitusque infudisse viderentur.

2) S. A. W. Zumpt in seinem Comment. isagog. zur Ausgabe der Or. pr. Murena p. XXXVI ff. Vgl. W. Shepherd, The life of Poggio Bracciolini. Liverpool 1837. 8°.

anderen deutschen Klöstern Bartolomeo de Montepulciano, Alberto Eniche von Ascoli, Johannes Aurispa [1]). Das Basler Concil, zu dem auch Aurispa erschien, sah vor Allem durch Enea Silvio den Humanismus in den Weltverkehr eingeführt; dieser ist dann aber durch seine Verbindung mit Friedrich III., der selbst so wenig anzuregen war, der Apostel des Humanismus in Deutschland geworden, wie beharrlich ihm auch der deutsche Mann Gregor Heimburg entgegen war [2]). Aber die deutsche Barbarei schien überhaupt italienischer Bildung kaum zugänglich und die nach Deutschland kommenden Italiener fühlten sich durch das deutsche Wesen so abgestossen, dass sie mit tiefer Verachtung und herbem Spott auf ein Volk sahen, welches doch bald seine Buchdrucker ihnen sendete und den dortigen Humanisten zur Herausgabe der classischen Autoren und mancher zu deren Verständniss erforderlichen Lehrschriften die Möglichkeit schuf. Dann finden wir doch auch wieder Italiener an deutschen Universitäten, wie nach 1460 in Erfurt den Florentiner Jakob Publicius Rufus, der freilich mit den Elementen beginnen musste, dann aber zur Ars epistolandi und (nach seiner epitome artis oratoriae) zur Beredsamkeit anzuleiten unternahm [3]).

Aber schon vorher hatte Petrus Luder als „Poet“ nach manchen Wanderungen auch in Erfurt (1460), und nicht ohne Wirkung, gelehrt. Wir haben in ihm den ersten deutschen Humanisten der Zeit nach zu erkennen und sehen in ihm sogleich auch eine merkwürdige Verbindung des deutschen und des italienischen Wesens. Zu Kislau im Kraichgau um 1415 geboren, war er als Kleriker zuerst nach Heidelberg gekommen, dann als solcher nach Rom gereist und hatte später Jahre lang in Italien (vielleicht sogar in Asien und Afrika) sich umhergetrieben. Zu ernsteren Studien scheint er erst

1) Sorgfältige Nachrichten über Aurispa's Leben enthält der Index Scholar. der Universität Halle für das Sommersemester 1870: Jo. Aurispae epistola edita a H. Keilio.

2) Voigt, Enea Silvio I, 212 ff., 228, II, 342 ff. und Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums S. 374 ff.

3) Vgl. über ihn Kampschulte I, 31 ff.

seit 1444 in Padua gekommen zu sein, worauf er in Heidelberg eine Professur erhalten hatte, mit der Aufgabe, das Lateinische zu lehren und lateinische Autoren zu erklären. Er behauptete sich dort nicht ohne Mühe neben den Vertretern der alten Studienweise, verliess aber Heidelberg erst 1460, der Pest ausweichend, und erschien sodann nach kurzem Aufenthalte in Ulm zu Erfurt, wo bald darauf Rudolf von Langen und Johann von Dalberg für die humanistischen Studien durch die namentlich von Publicius ausgehenden Anregungen sich gewinnen liessen. Aber Luder siedelte doch bald nach Leipzig über, wo wieder strebende Jünglinge, unter ihnen Hartmann Schedel, mit Freude ihm sich zuwandten. Weil aber dort ein italienischer Humanist der Unkenntniss des Lateinischen ihn bezichtigte, ging er selbst wieder nach Italien (1462), um in Padua Medicin zu studiren, welche Wissenschaft er dann an der neuen Universität Basel bis zu seinem Tode gelehrt hat[1]).

Zu juristischen und medicinischen Studien waren freilich deutsche Jünglinge und Männer schon seit Jahrhunderten nach Italien gezogen, und besonders die Universitäten von Padua und Bologna, aber auch die von Pavia, Ferrara, Siena hatten solche Besucher zuweilen in grösserer Zahl gesehen. Aber die humanistischen Studienreisen begannen erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts, und zumeist vereinzelt, bis der Zug nach dem Süden von Vielen als Ehrensache, ja als höchste Lebensfreude angesehen wurde. Dass bei diesen Reisen die humanistischen Studien von Manchen auch wieder nur als Vorbereitung oder Ergänzung zu den Fachstudien behandelt wurden, versteht sich von selbst; doch fehlte es nie an solchen, die mit voller Begeisterung in jene eintraten und sie allein betrieben, während andere, zwar äusserer Nöthigung nachgebend, sie nur sehr ungern hinter die Fachstudien zurücktreten liessen, ihnen aber mit ganzem Herzen

1) Wattenbach, Peter Luder, der erste humanistische Lehrer in Heidelberg, Erfurt, Leipzig und Basel. Aus dem XXII. Bande der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Karlsruhe 1869. (Nachtrag in der genannten Zeitschrift Band XXIII.)

zugethan blieben. Da nun obendrein der Aufenthalt in Italien für die Meisten über eine Reihe von Jahren sich ausdehnte, Viele auch, um länger bleiben zu können, als Führer vornehmer Jünglinge und Knaben — denn auch Knaben schickte man bald nach Italien — sich zu halten suchten, so konnte es an Zeit und Gelegenheit auch zu genussreichen Nebenstudien selten fehlen. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, die Männer alle aufzuzählen, welche entweder ausschliesslich oder doch besonders gern in Italien den humanistischen Studien sich hingaben. Rudolf von Langen gewann bereits in den Jahren 1466—70, als er zum ersten Male, mit Moritz von Spiegelberg, Italien besuchte, jene Anregungen, welche ihn dann zu den bedeutsamen Reformen an der Domschule in Münster bestimmten; und auf einer zweiten Reise über die Alpen, auf welcher sein Verwandter Hermann von dem Busche ihn begleiten durfte (1486), liess er diesen jene Bildung gewinnen, die ihn später zu einem der bedeutendsten Förderer der humanistischen Studien auf deutschem Boden gemacht hat [1]). Langens Studiengenosse in Erfurt, Johann von Dalberg, der als Domherr und Bischof von Worms ein so entschiedener Freund dieser Studien geworden ist, scheint erst einige Jahre nachher nach Italien gegangen zu sein: im Jahre 1476 betrieb er in Ferrara vor Allem das Griechische. Dort war es nun auch, wo der Friese Agricola, welcher länger als sein Lehrer in Italien studirt und auch den Italienern durch seine Leistungen Anerkennung abgerungen hat, mit ihm und Theodor von Plenningen zu jener innigen Freundschaft sich verband, die so folgenreich für Deutschland werden sollte [2]). Reuchlin, der seine Hauptstudien in Paris gemacht hatte, ist dreimal in Italien gewesen: 1482, wo er den Grafen Eberhard von Würtemberg auf die Romfahrt begleitete, dann 1489 (oder 1490) und wieder 1498, aber nicht zu ruhigen Studien, sondern in der Eigenschaft eines Geschäftsmannes, obwohl er für Be-

1) Parmet, Rudolf von Langen S. 32 ff. und 64 f. Liessem, de H. Buschii vita et scriptis p. 12 f.

2) Ueber ihn Geiger in der A. D. B. I und Bossert, de Rodolpho Agricola Frisio litterarum in Germania restitutore. Paris 1865. 8°.

strebungen, die ihn besonders auszeichneten, mächtig erregt wurde [1]). Nur kurze Zeit (1486 f.) lebte Konrad Celtis in Italien; aber er sah Rom, Florenz, Bologna, Ferrara, Padua, Venedig, und obwohl der Verkehr mit den bedeutendsten Männern, mit Julius Pomponius Lätus, Marsilius Ficinus, Philippus Beroaldus, Joh. Baptista Guarinus, Marianus Musurus, Aldus Manutius sein Herz wenig gefesselt zu haben scheint, erschien ihm seitdem doch die Verbreitung humanistischer Bildung in deutschen Landen noch mehr als früher wie eine gebieterische Pflicht [2]). Von ihm aufgefordert ging 1493 Jakob Locher, der in Basel unter Sebastian Brant für fernere Studien gewonnen war, nach Italien, das er in gleicher Eile wie jener (bis 1494), bis nach Sicilien, durchreiste, zum Theil dieselben Männer aufsuchend und für seine Ausbildung benützend [3]). Acht Jahre dagegen studirte zu zu derselben Zeit (1490—98) der Nürnberger Wilibald Pirkheimer in Italien, dem die durch des Vaters Willen aufgezwungene Beschäftigung mit der Jurisprudenz wie Wermuth schmeckte, der aber zugleich solche Liebe zu den classischen Studien in sich gross zog und so reiche Kenntniss derselben sammelte, dass er späterhin für Deutschland der persönliche Mittelpunkt der Humanisten werden konnte. Etwa im Jahre 1498 zog Johannes Rhagius (Aesticampianus) nach Italien [4]), der dann an deutschen Schulen und Universitäten als Lehrer aufmunternd gewirkt hat. Der Nürnberger Christoph Scheurl, der in Bologna mit ihm zusammen war, hat dann längere Zeit gerade in dieser Stadt juristischen Studien obgelegen, aber grosse Theilnahme auch für die classischen bewahrt und in seinen Briefen die anziehendsten Mittheilungen über das Leben und die Studienweise in Bologna — man nannte diese Universität die Mutter der Studien — hinter-

1) Geiger, Joh. Reuchlin, sein Leben und seine Werke. 1871.

2) Aschbach, Die früheren Wanderjahre des Conrad Celtes S. 88 ff.

3) Hehle, Der schwäbische Humanist Jacob Locher Philomusus (1873) I, 9 ff.

4) Diese Zeitbestimmung nach einem Briefe Scheurls an ihn in dessen Briefbuch II, 49.

lassen. Im Jahre 1506 sah endlich auch Erasmus seine Sehnsucht nach unmittelbarem Verkehr mit den italienischen Gelehrten gestillt, und als er, ihrer uneingeschränkten Anerkennung gewiss, 1509 doch wieder hinweggezogen war, um in England die volle Gunst des jungen Königs Heinrich VIII. zu erlangen, hatte er bald Anlass genug, mit Wehmuth nach Italien zurückzustreben, das er doch nicht wieder sehen sollte. Dafür hat Ulrich von Hutten, freilich zum Theil unter sehr trüben Verhältnissen, Italien zweimal (1512 und 1516) gesehen, beim zweiten Male mit seinem streitbaren Freunde Crotus Rubianus in Gemeinschaft, der bis zum Jahre 1519 dort verweilen konnte. Der in späterer Zeit von der Bahn des Humanismus abgelenkte Joh. Cochläus war als Mentor von Patriciersöhnen 1515—17 in Bologna, wo er gelegentlich auch den grossen Dialektiker Johann Eck zu einer aufregenden Disputation eintreffen sah und zugleich in freundliche Verbindung mit Hutten eintrat [1]).

Wir brauchen indess die Beispiele solcher Wanderungen nach Italien nicht zu häufen, da es in diesem Zusammenhange nur darauf ankommt, die von Italien aus auch durch Deutsche in Gang gebrachte Propaganda für den Humanismus etwas genauer zu bezeichnen. Näher liegt es uns jetzt diese Propaganda selbst zu betrachten.

Da fällt unser Blick doch vor Allem auf Konrad Celtis, den Italien so wenig bezaubert hatte, aber in Deutschland ein wahrer Feuereifer zu Hebung der classischen Studien hin- und hertrieb. Schon vorher hatte er in Köln, Heidelberg, Erfurt, Rostock und Leipzig lernend und lehrend seine Kraft versucht, seinen Eifer erprobt; dann nach Deutschland zurückgekehrt und in Nürnberg von Kaiser Friedrich III. mit dem Dichterkranz geschmückt, wirkte er, niemals zu voller Ruhe und Sammlung kommend, zuerst in Krakau, wo er, nach einem in Rom gesehenen Vorbild, eine erste Sodalitas literaria

1) Otto, Johann Cochläus der Humanist (1874) S. 59 ff.; vergl. Scheurl, Briefbuch I, 143 f., 148, 167 f.; Strauss, Hutten S. 127 f., 129, 137, 140, 215.

(die Vistulana) begründete, dann, nach kürzerem Aufenthalt in Prag und Olmütz, in Pressburg und Ofen, wo auf seine Anregung die Sodalitas literaria Hungarorum sich bildete, bald darauf in Wien, wo Männer genug vorhanden waren, die seine einende Kraft zur Sodalitas Danubiana verbinden konnte, später, nach Wanderungen durch Bayern und Schwaben, in Heidelberg, wo durch ihn die Sodalitas literaria Rhenana die zu sicherem Aufbau nöthigen Fundamente erhielt; wenn es ihm dann nicht gelang, Lübeck, die reiche Handelsstadt, zum Mittelpunkte einer Sodalitas Baltica oder Codanea zu machen, so steigerte sich doch sein Ruhm fortwährend, und die Auszeichnungen, die er in Ingolstadt, gelegentlich auch wieder in Wien und in Heidelberg sich dargeboten sah, liessen ihn mehr und mehr als den Führer der deutschen Humanisten erscheinen, bis er, durch Kaiser Maximilian I. 1501 nach Wien berufen und mit grossen Vorrechten an die Spitze des poetischen Collegiums gestellt — er galt mit Recht als ausgezeichneter Dichter[1]) —, die höchste Stufe literarischer Ehren erstieg († 1508). Rastlos thätig in Durchforschung der Bücherschätze, denen er auf seinen wechselnden Reisen nahegeführt wurde, und in Veröffentlichung des Aufgefundenen, wobei er ja nicht bloss auf Classiker sich beschränkte, hat er doch allezeit ein offenes Auge gehabt für das Eigenthümliche der Länder und Stämme, mit denen er bekannt wurde, und vor Allem doch für Alles, was das deutsche Vaterland an Vorzügen besass. Er gehörte zu denjenigen Humanisten, welche die classischen Studien mit den nationalen Interessen in enge Verbindung zu setzen suchten, und wenn er seinen Plan, eine Germania illustrata zu verfassen, ausgeführt hätte, so würde das Vaterland eine bahnbrechende Arbeit erhalten haben[2]). Dass er die im Kloster St. Emmeran

1) Hierbei ist zu verweisen auf Hartfelders schöne Ausgabe der Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtes. Berlin 1881. Die Epigramme „geben oder ergänzen und bestätigen die Nachrichten von dem litterarischen Leben der Zeitgenossen, z. B. von den Sodalitates litterariae".

2) Vgl. Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse

zu Regensburg von ihm entdeckten Werke der sächsischen Nonne Roswitha von Gandersheim (Nürnberg 1501) herausgegeben hat, darf an dieser Stelle auch als ein Verdienst um das Vaterland bezeichnet werden [1]).

Man könnte mit Celtis den berühmten Verfasser der Annales Boiorum Aventinus in nächste Verbindung bringen. Auch er hat ja viele Jahre hindurch ein unstetes Wanderleben geführt, nach seinen eigenen Angaben fünfzehn Universitäten besucht, viele Länder, auch die Schweiz, Polen, Italien, Frankreich aus eigener Anschauung kennen gelernt und dabei doch treuen vaterländischen Sinn bewahrt; auch er hat, als er 1507 in Ingolstadt einen festen Sitz gewonnen zu haben scheint, eine Sodalitas literaria daselbst begründet, die vor Allem auf historische Forschungen ihre Thätigkeit richten sollte. Dass er dann, als Prinzenerzieher am herzoglichen Hofe in Bayern, zu welcher Stellung er gerade als Humanist gelangt war, für den Humanismus in deutschen Landen nicht mehr Propaganda machen konnte, erklärt sich von selbst [2]).

Als ein rechter Wanderlehrer des Humanismus erscheint Johannes Rhagius Aesticampianus (Rack aus Sommerfeld in der Niederlausitz), der das zuerst in Krakau, dann in Bologna und Rom Gelernte bereits in Frankreich auch gelehrt und der späterhin in vielen Schulen und Universitäten Deutschlands gewirkt hat. Er war, wie es scheint, 1501 in Basel, aber schon 1502 in Heidelberg; 1506 zählte er zu den ersten Zierden der Universität Mainz; bald nachher oder

im Reformationszeitalter I, 143 f. Eine anziehende Würdigung von Celtis gibt auch Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft (1868) S. 92 ff. Eine Probe seiner Germania illustrata besitzen wir in der schönen Schilderung Nürnbergs, abgedruckt in den Opp. Wil. Pirkheimerei ed. Goldast (Nürnberg 1610).

1) Die von Aschbach in seiner Schrift Roswitha und Conrad Celtes (Wien 1867) erregten Zweifel können wohl nach dem von Köpke in den Otton. Studien II Gesagten als beseitigt gelten. Vgl. auch Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1868, Sp. 176 ff.

2) Ausser den Schriften von Wiedemann (1857) und Dittmar (1862) s. besonders Döllinger, Aventin und seine Zeit (1877).

schon vorher arbeitete er an der lateinischen Schule der Reichsstadt Lindau und hatte dort den Urbanus Regius unter seinen Schülern. Dann unternahm er es in Köln neben Anderem den Plinius aufzulegen und hatte unter seinen Zuhörern auch Ulrich von Hutten, musste aber nach kurzer Frist vor den Vertretern des Alten weichen, worauf er einen Ruf an die neubegründete Universität Frankfurt a. O. annahm. Indess auch hier rastete er nicht lange, da der dumpfe Geist der früheren Zeit die junge Pflegestätte der Wissenschaften rasch ergriff, wie denn auch Hutten, der den verehrten Lehrer an der Oder wieder aufgesucht hatte, mit ihm wegzog. Schon im Wintersemester war Aesticampianus in Leipzig, wo er neben Hieronymus Emser wirken sollte. Er gab dort 1509 die Germania des Tacitus heraus, welche schon früher Celtis als Grundlage zur Behandlung der ältesten deutschen Geschichte gebraucht hatte, und seine gelegentlich ausgesprochene Bemerkung, dass er drei Dekaden des Livius öffentlich erklärt und dadurch den Sinn edler Jünglinge emporgerichtet habe, ist wohl auch auf die Zeit seiner Thätigkeit in Leipzig zu beziehen. Aber im Jahre 1511 musste er vor den Vertheidigern der alten Lehrweise auch aus Leipzig weichen; er schied jedoch mit einer in akademischer Form angekündigten Rede, zu welcher die ganze Universität eingeladen war. Er scheint zunächst noch einmal in Köln sein Heil versucht zu haben; dies wenigstens steht fest, dass er, der ja auch Doctor der heiligen Schrift war, im Frühjahre 1513 dort Vorlesungen über das vierte Buch der Schrift Augustins de doctrina christiana halten wollte; aber ebenso gewiss ist es, dass er sich auch jetzt nicht zu behaupten vermochte. Hierauf muss er es unternommen haben, in Kottbus, wohin aus Köln manche junge Männer ihm folgten, eine Schule einzurichten. Allein abermals in seinen Hoffnungen getäuscht, nahm er (wahrscheinlich im Jahre 1515) einen Ruf an die lateinische Schule zu Freiberg an, wo bald nachher der treffliche Petrus Mosellanus ihm an die Seite trat und Alles in fröhlichen Gang kam. Allein bereits 1517 berief ihn Friedrich der Weise an seine Universität Wittenberg, indem er ihm eine

Lectio Pliniana (d. h. eine Professur der Naturgeschichte) übertrug. Wir erklären es uns aus der eben damals in Wittenberg begonnenen Reformbewegung, dass Aesticampianus nicht die Historia naturalis des Plinius, sondern Schriften des Augustinus und des Hieronymus behandelte, worüber doch selbst Luther sich verwunderte. Es mag indess bemerkt werden, dass eben damals Aesticampianus mit Melanchthon auch über das zwanzigste Buch der Iliade verhandelte. Früher ein Mann von würdiger und gewinnender Erscheinung, litt er in den letzten Jahren viel durch Asthma, und schon am 31. Mai 1520 starb er [1]).

Aehnlich ist der Lebensgang, aber ungleich grösser ist die literarische Bedeutung Hermanns von dem Busche. Durch Verwandtschaft dem classisch gebildeten Domherrn Rudolf von Langen in Münster nahe gestellt, hatte er unter dessen Augen den Eingang zu den höheren Studien gewonnen, dann aber in Deventer unter Alex. Hegius, eine kurze Zeit auch in Heidelberg unter Rudolf Agricola diesen Weg weiter verfolgt. Mit seinem väterlichen Freunde von Langen war er dann (1486) nach Italien gegangen und hatte hier fünf Jahre lang seine Studien fortsetzen können. Die Stellung, welche er hierauf im Hause des Bischofs von Münster, Heinrich von Schwarzburg, angenommen hatte, hinderte ihn nicht, im Hause des Domherrn von Langen dessen reiche Bibliothek fleissig zu benützen, noch hielt sie ihn ab, einen Ausflug nach Frankreich zu machen. Von dort zurückgekehrt, ging er (Ende 1494 oder Anfang 1495) nach Köln, um die Rechte zu studiren, aber auch als Poet sich weiter zu bilden. Zu einem Kampfe

1) Die Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes lässt sich noch immer nicht in ihren Einzelheiten sicher bestimmen. Frühere Darstellungen erscheinen zum Theil sehr schwankend, um so willkommener sind die Aufschlüsse, welche K. und W. Krafft in den Briefen und Documenten aus der Zeit der Reformation (1875) XVI, 137 ff. geben; vgl. L. Krafft, Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators H. Bullinger (1870) S. 43 f. Ueber das Wirken A.'s in Freiberg s. Süss, Gesch. des Gymnasiums zu Freiberg (1876) S. 10—14 und Schmidt, Petrus Mosellanus S. 16—19, 74. Im Allgemeinen ist noch auf die Zusammenstellungen Böckings in Hutteni Opp. Supplem. T. II, 293 ff. zu verweisen.

mit den Scholastikern von Köln ist er damals nicht gekommen; als er indess sich entschlossen hatte, den classischen Studien alle Zeit und Kraft zu widmen, ward es ihm doch Bedürfniss, den Wanderstab zu ergreifen. Er wurde jetzt, wie Aesticampianus, ein Wanderlehrer des Humanismus. Ueber Hamm, Münster, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lübeck und Wismar gelangte er bis Rostock, wo er 1501 (nicht 1503 und 1504) Aufnahme suchte. Er hatte unterwegs an allen Orten nur kurze Zeit sich aufgehalten, überall aber in Schulen oder sonst in öffentlichen Gebäuden classische Schriften erklärt, in Hamm einige Episteln des Horaz, in Münster Stücke aus Virgil, in Osnabrück eine Satire des Persius, dieselbe und eine Rede des Livius in Bremen und Hamburg, in Lübeck einen Hymnus des Prudentius, in Wismar eine Ekloge Virgils. In Rostock behandelte er Stücke aus Cicero, Virgil und Ovid, und bei den Vorlesungen über Juvenal gewann er die Zuhörer so ganz für sich, dass der Professor Tilemann Heverling, der auch über Juvenal las, vor leeren Bänken stand. Damit gerieth er freilich in Streit, was ihn zunächst nach Greifswald, aber noch 1502 nach Wittenberg führte, wo er als artis oratoriae atque poeticae lector conductus am Tage der Eröffnung der neuen Universität (18. December) die Weiherede zu halten hatte. Er begann nun auch als Persiphilus (mit diesem Beinamen erscheint er im Album der Universität zum ersten Male) Vorlesungen in seinem Fache [1]). Wenn er dann doch bereits 1503 an die Universität Leipzig überging, so mag dazu ein Ruf des Herzogs Georg ihn bestimmt haben. Dort hielt er sich auch länger als an anderen Orten. Er wurde jetzt (noch 1503) Baccalaureus legum, besorgte sodann neue Ausgaben der schon früher erschienenen Gedichte, wie er neue Epigramme (in seinem gegen Heverling gerichteten Oestrum) schrieb, und beschäftigte sich zugleich mit Silius Italicus und Valerius Maximus, mit Cicero de oratore, mit Plautus [2]), mit

1) Muther, Die Wittenberger Universitäts- und Facultätsstatuten im Jahre 1508 (1867) S. 231 f.

2) Vgl. Ritschl's Forschungen in den Opusc. philol. III.

Appian. Aber sein unruhiger Geist suchte damals auch Verbindung mit den Humanisten in Erfurt und Eingang in die neu entstehende Universität Frankfurt a. O., und wohl auch durch sittliche Verirrungen den Vorkämpfern des Alten ärgerlich geworden, zog er 1507 (oder zu Anfang 1508) wieder nach Köln. Hier suchte er durch ein Lobgedicht auf die Stadt und ihr geistiges Leben sich Anknüpfungspunkte zu schaffen; aber die bald darauf in grosser Versammlung vorgetragene Rede de studio et lectione sacrarum litterarum deque avaritia omni ope ecclesiasticis fugienda erwarb ihm neue Widersacher und durch seine Ausgabe des Donatus, deren Vorrede auch Erwachsenen das Studium der Grammatik dringend und nicht ohne grobe Bemerkungen über Verächter der Grammatik empfahl, gerieth er in offenen Kampf mit dem doch auch in Deventer gebildeten Ortuinus Gratius, der dann selbst den Donatus herausgab und Hermanns Bemerkungen als persönliche und auf Brotneid zurückzuführende aufnahm. Noch immer zuweilen der Jurisprudenz wieder zugewandt, blieb er doch auch den classischen Studien treu: er beschäftigte sich eifrig mit Plautus und gab aus diesem zusammengestellte Sententiae et Adagia für Schulzwecke heraus [1]). Als hierauf (1510) die Reuchlinistenfehde ausbrach, hielt er sich zunächst in vorsichtiger Entfernung, was ihn auf der andern Seite in Verdacht bringen konnte; allein 1513 ging er entschieden zu den Reuchlinisten über und schrieb den Triumphus Capnionis, ein von rücksichtsloser Leidenschaft dictirtes Gedicht, und im Sommer 1514 trat er zu Frankfurt a. M. mit Reuchlin und Erasmus in persönlichen Verkehr. Bei solcher Parteinahme war nun freilich in Köln für ihn kein Platz mehr. Auch übernahm er 1516, nachdem er eine flüchtige Reise nach Holland und England gemacht hatte, die Leitung der grossen Schule in Wesel, für welche er dann Dictata quaedam utilissima ex Proverbiis sacris et Ecclesiastico herausgab. Es kann nun auffallen, dass er bereits zu Anfang 1518 seine Stelle wieder

1) Krafft S. 131 und 187.

aufgab und nach Köln zurückkehrte [1]). Er muss also doch geglaubt haben, dass er sich vor den dortigen Bekämpfern des Humanismus werde behaupten können, gestützt auf den Grafen Hermann von Nuenar, dem er auch sein bedeutendstes Buch Vallum humanitatis, das damals erschien, gewidmet hat: eine gemässigte Schutzschrift für die classischen Studien, die ernst und würdig den Werth derselben auch aus der Geschichte der Kirche zeigte und die Besorgnisse der Gegner als unnöthig erscheinen liess. Erasmus, mit dem er noch in engerer Verbindung blieb — auch trat er für ihn gegen den Engländer Lee in die Schranken —, zog sich dann doch von ihm zurück, als er in Gemeinschaft mit Hutten gewaltsame Umgestaltungen ins Auge fasste; seine Anwesenheit beim Reichstage in Worms (Frühjahr 1521) hatte auch bereits seinen Uebertritt zur Sache Luthers entschieden [2]).

Man kann jedoch von der Propaganda des damaligen Humanismus nicht reden, ohne der unendlichen, nach allen Seiten sich verzweigenden, in die verschiedensten Angelegenheiten und Interessen eingreifenden Correspondenz seiner Freunde und Vertreter zu gedenken. Hier hat die Forschung noch ausserordentliche Aufgaben vor sich. Wir erwähnen hier nur in aller Kürze die Briefe des Erasmus, des Reuchlin, der Erfurter. Aber wie regsam sind in solcher Beziehung auch die minder bedeutenden Humanisten, z. B. der Nürnberger Scheurl und der Regensburger Michael Hummelberger (Hummelburg), gewesen [3])! Die Briefe der Humanisten waren und

---

1) Heidemann, Vorarbeiten zur Gesch. des höheren Schulwesens in Wesel I, 13 ff.

2) Auch über Hermanns Leben und Werke liegt zum Theil noch Dunkel. Verdienstliches zu der noch sehr wünschenswerthen Aufhellung haben in neuerer Zeit dargeboten Liessem, de H. Buschii vita et scriptis (1866) und Parmet, Rudolf von Langen (1869). Ueber sein Verhältniss zu den Kölnern s. Reichling, de Jo. Murmellii vita et scriptis (1870) p. 17 ff. und L. und W. Krafft, Briefe und Documente S. 59, 66, 131, 187.

3) Ueber ihn Horawitz, M. Hummelberger (1875); von dems. Mittheilungen von Briefen Hummelbergers in den Schriften Zur Biographie und Correspondenz Joh. Reuchlins (1877) und Analecten zur Geschichte der

blieben noch lange die leichtesten Mittel des Verkehrs, der gegenseitigen Verständigung wider die gemeinsamen Gegner, der gegenseitigen Ermunterung in oft sehr schwankenden und unsichern Lebenslagen, der gegenseitigen Empfehlung und der mannigfachsten Gesuche und Bitten; sie waren aber vor Allem die Träger von wissenschaftlichen Mittheilungen und Urtheilen, wie sie so rasch und bequem zu jener Zeit auf keine andere Weise sich hätten machen lassen. Und uns setzt nichts so gut in den Stand, die Bestrebungen, die Gefühle, das ganze wunderbare geistige Getriebe jener Uebergangszeit zu verstehen, als diese Briefe, die oft ganz unmittelbar die Eingebungen und Gedanken des Moments uns begreifen lassen und durch vielerlei Phrasenwerk hindurch uns in die Geheimnisse der Herzen blicken lassen. Dass manche Briefe durch Mangel an genaueren Zeitbestimmungen uns räthselhaft sind und in den grossen Zusammenhang sich schwer einfügen, reizt den Forscher nur zu ernsterer Betrachtung, die nicht selten in einem gelegentlichen Postscriptum den Schlüssel für das Ganze findet, aus einem flüchtig angeknüpften Grusse zu weiter gehenden Folgerungen angeregt wird.

Aber die festen Mittelpunkte alles wissenschaftlichen Verkehrs und eben auch der classischen Studien waren doch die Universitäten. Wir müssen diese auch hier in umfassenderer Weise betrachten, da sie fort und fort zugleich das in Schulen entweder gar nicht, oder doch nur sehr unvollkommen Dargebotene zu lehren hatten und gerade den Humanisten noch immer den sichersten und lohnendsten Anhalt gewährten.

Zunächst freilich schienen sie diese vielmehr von sich fern halten zu wollen, nur mit Misstrauen zuzulassen. In der That hatten sie in ihren Ordnungen für die „Poeten" keinen rechten Platz, und selbst die Artisten-Facultäten waren nicht so eingerichtet, dass sie Männer, die obendrein auf akademische Titel und Würden nur geringen Werth zu legen schienen,

---

Reformation und des Humanismus in Schwaben (1878). Eine grössere Anzahl seiner Briefe an Peutinger, Bernh. Adelmann, Beatus Rhenanus, Stephan Rosinus hatte schon früher Wirth mitgetheilt.

nicht ohne Weiteres eindringen lassen konnten. Aber den Neuerern trat aus sehr verschiedenen Motiven Antipathie entgegen. Der redlichste Eifer für die anscheinend gefährdeten Interessen der Kirche, das hochmüthige Vertrauen auf die überlieferte Wissenschaft, der an den bestehenden Formen und Rechten starr festhaltende Kastengeist, der kleinlichste Brotneid vereinigten sich bisweilen zu gemeinsamer Abwehr. Indess waren die Eindringlinge auf die Dauer doch nicht zurückzuhalten. In ihren Reihen standen doch auch sehr tüchtige und sehr besonnene Männer, und die in den Universitäten zusammenströmende Jugend nahm das Neue mit Begeisterung auf. Von besonderer Wichtigkeit für das Durchdringen des Humanismus war es dann, dass auch angesehene Vertreter des Alten mit den Vorkämpfern des Neuen in achtungsvolle Verbindung traten und zahlreiche Fachgelehrte, Theologen, Juristen, Mediciner, unter den Einfluss des Humanismus sich stellten und mittelbar für ihn thätig wurden. Uebrigens war an den einzelnen Universitäten Aufnahme und Ablehnung der classischen Studien doch eine sehr verschiedene; aber selbst Köln, durch die Reuchlinistenfehde und die Briefe der Dunkelmänner in so argen Ruf gekommen, hat im Ganzen sich besser erwiesen, als man gewöhnlich annimmt. Wir versuchen nun auf rascher Wanderung durch diese Hochschulen eine bestimmtere Vorstellung von der an ihnen sich versuchenden Thätigkeit der Humanisten zu gewinnen. Wir werden dabei mancherlei Schwankungen, auch schnelles Aufblühen und Verblühen, zu betrachten haben.

In Böhmen hatten die classischen Studien früh so viel Theilnahme bei einflussreichen Männern gefunden — wir erinnern hier nur an Bohuslaw Hassenstein von Lobkowitz und Georg Hruby von Jeleni —, dass die vollständige Vernachlässigung dieser Studien an der Universität Prag, der ältesten in dem hier zu durchmessenden Kreise von Hochschulen, auf den ersten Blick sehr auffallend erscheinen kann. Aber die in den Anfängen ihrer Geschichte so bedeutende Anstalt war unter den Hussitenstürmen in traurigster Weise verödet, hatte dann auch in ruhigerer Zeit durch die utraquistischen Stände

eine fast unbegreifliche Vernachlässigung erfahren, und in der letzten Zeit des Mittelalters schien selbst die philosophische Facultät in vollständige Erschlaffung versunken zu sein. Gregor von Prag, der bis 1485 über Virgil las, blieb einsam, und wer sonst in Böhmen für classische Bildung empfänglich war, stand ausserhalb der Universität. Es versteht sich also von selbst, dass diese ihre weitgehenden Befugnisse gegenüber den niederen Schulen in Stadt und Land auch nicht zu irgend einer Beförderung der neuen Studien gebrauchte [1]).

Da ragte die Universität Wien um so glänzender hervor. Denn obgleich sie unter der trägen Regierung des Kaisers Friedrich III. von oben nur geringe Förderung erfahren und selbst unter der vorübergehenden Herrschaft des dem Humanismus freundlich zugewandten Matthias Corvinus sich eben nur erhalten, den classischen Studien aber keine besondere Pflege gewidmet hatte, so begann doch mit Kaiser Maximilian I. für sie ein Zeitalter des erfreulichsten Gedeihens. Die durch Konrad Celtis zu Stande gebrachte Sodalitas Danubiana wurde sofort auch für die Universität bedeutend; noch wichtiger erschien dann die Berufung des ausgezeichneten Mannes an dieselbe (1497) und die rasch folgende Errichtung des Collegium poeticum (1501). Von allen Seiten sammelte sich jetzt eine lernbegierige Jugend in Wien, um Männer, die dem Humanismus auf die von ihnen vertretenen Facultätswissenschaften Einfluss gestatteten und bereitwillig auch den eigentlichen Humanisten die Hand reichten, während diese selbst, der kaiserlichen Anerkennung sicher, ohne Hast und Ungestüm ihre Sache förderten. Das stattliche Leichenbegängniss, womit die Universität den zu früh (1508) vom Tode abgerufenen Celtis ehrte, war ein Beweis für die Geltung, welche mit ihm und durch ihn das humanistische Wissen in Wien gewonnen hatte. Schon waren dort auch Cuspinianus und Vincentius Longinus als Humanisten zu hohem Ansehen gekommen, jener schon 1493, dieser 1501 vom Kaiser als Dichter gekrönt. Der erstere hatte übrigens auch auf anderem Gebiete gründliche Studien

1) Tomek, Gesch. der Prager Universität (1849) S. 150 f.

gemacht: ein gründlicher Interpret lateinischer Autoren und ein hinreissender Redner, konnte er viermal auch als Decan der medicinischen Facultät eintreten, in welcher Georg Tanstetter (Collimitius) noch besonders sich auszeichnete, und bald war er auch als Vertrauensmann des Kaisers in diplomatischen Geschäften thätig, neben denen er doch die classischen Studien nie verleugnete, während jene ihn mehr und mehr zu historischen Arbeiten anregten. Seinen mit Bewunderung zu ihm emporschauenden Schüler Nikolaus Gerbelius treffen wir später auf einer ganz anderen Seite [1]. Aber zu seinen Schülern gehörten in den ersten Jahren des neuen Seculums auch die Schweizer Joachim von Watt (Vadianus), Huldreich Zwingli und Heinrich Glareanus; mit dem zuerst Genannten wie mit Peter Eberbach, der vorher in Erfurt bereits für classische Studien gewirkt hatte, kam später (1511) auch Ulrich von Hutten in freundliche Verbindung [2]. Vadian wurde 1514, als er bereits das Griechische an der Universität lehrte, vom Kaiser ebenfalls mit dem poetischen Lorbeerkranze geschmückt, aber er hatte zugleich Theologie, Jurisprudenz und Medicin in den Kreis seiner Studien gezogen und war auf der Bahn zur höchsten Anerkennung, als er 1518 Wien verliess. Auf das Studium des Griechischen hatten ihn schon früher die Mathematiker Georg Peuerbach († 1461) und sein Schüler Johann Müller Regiomontanus († 1476), die dort ja auch Mathematik und Astronomie in freierem Sinne, wie später Stiborius und Stabius, gelehrt hatten, mit Nachdruck hingeleitet [3].

---

1) Briefe von diesem bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 103, 173, 299 und im Cod. Lat. Monac. 4007, fol. 62, 81, 82, 94.

2) Strauss, Hutten S. 59 ff.

3) Erschöpfend Aschbach, Die Wiener Universität und ihre Humanisten (1877). Bedeutsam ist, dass der Wiener Professor Konrad Säldner, gegen den als einen Gegner des Humanismus der Augsburger Patricier Sigismund Gossembrot Fehde erhoben hatte, ausdrücklich gegen den Verdacht sich zu verwahren hatte, dass er das Studium der Classiker verworfen habe, während er nur von dem Ruhme der neumodischen Poeten nichts wissen wolle. Ohne einen gewissen Gegensatz war also doch auch

Wie Kaiser Maximilian für Wien, so war der Herzog Georg der Reiche für seine Universität Ingolstadt ein Mäcen der humanistischen Studien. Er berief dorthin 1492 keinen Geringeren als Konrad Celtis, der dann als Lehrer der Rhetorik und Poetik mit einer glänzenden Rede sein Amt antrat, das er dann freilich mit grossen Unterbrechungen verwaltete. Als er dann ganz nach Wien hinweggegangen war, trat Jakob Locher, früher sein Schüler, an seine Stelle, die er 1498—1503 festhielt: ein bis zur Leidenschaft erregbarer Mann, der durch seine Vorträge über Rhetorik und Poetik, wie durch seine Erklärung classischer und patristischer Schriftwerke die Geister mächtig erregte, aber auch durch sein heftiges Auftreten gegen den Theologen Zingel, der die christlichen Dichter bevorzugt sehen wollte, und durch seinen Angriff auf die alte Theologie grossen Widerspruch hervorrief. Später ruhiger geworden, erwarb er sich durch zweckmässige Ausgaben und Lehrschriften grosse Verdienste; zahlreiche Schüler auch aus den höheren Ständen hörten ihn; neben ihm wirkten Johannes Aventinus (1507 und wieder 1515), Thomas Rosenbusch (1509), Urbanus Rhegius (1510), Johann Peurle (Agricola, 1515), Johannes Reuchlin (1520), Joh. Alexander Brassicanus (1522). An der Reuchlinistenfehde betheiligte er sich nicht, wie er auch mit Reuchlin selbst in nähere Verbindung nicht getreten ist; ebenso wenig hat er für die Reformation Sympathie an den Tag gelegt. Aber mit seinem Tode (1528) erreichte die Geltung des Humanismus in Ingolstadt ihr Ende, obwohl kurz vorher noch ein Pädagogium zu täglichem Unterrichte im Griechischen und Lateinischen, mit Agricola für das Erstere und Zehentmair für das Andere, unter Hochwarts Leitung begründet worden war. Herzog Ernst, der auch sonst Alles aufbot, die Universität zu heben, hatte 1514 durch Urbanus Rhegius auch

---

in Wien der Humanismus nicht geblieben. S. Wattenbach, Sigismund Gossembrot als Vorkämpfer des Humanismus und seine Gegner, in der Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins XXV, 36 ff.

den grossen Erasmus, mit dem er Briefe wechselte, nach Ingolstadt eingeladen, freilich vergebens [1]).

Die Universität Freiburg, über deren Gründung die Bürger der Stadt so ärgerlich gewesen waren, dass sie den Papst zu bestimmen gesucht hatten, „ihre Schule zu widerrufen", schien doch, wie es in ihrem Stiftungsbriefe hiess, ein Brunnen des Lebens werden zu sollen, und sie hat dieser Aufgabe in den sechs ersten Decennien mannigfach entsprochen. Der berühmte Jurist Ulrich Zasius konnte lange auch als ernster Vertreter des Humanismus gelten; Jakob Wimpheling, der dort seine Lehrthätigkeit begonnen hatte, lebte in den Jahren 1504 bis 1510 meist wieder in Freiburg; Jakob Locher, der 1488 in der dortigen Artisten-Facultät immatriculirt worden war, begann daselbst, nach seiner Rückkehr aus Italien, im Frühjahr 1495, als Lehrer der Rhetorik und Poetik eine rege Thätigkeit, eng verbunden mit Zasius und bereits 1497 vom Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt [2]). An ihn hatte damals auch der junge Urban Rhegius sich angeschlossen, der erst durch ihn auch in besonders innige Verbindung mit Zasius trat. Mit dem Beginn der Reformation kam auch hier, durch das Eingreifen des Erzherzogs Ferdinand und den Einfluss des am Lutherthum irre gewordenen Zasius eine Stockung in die humanistischen Studien, denen auch Philipp Engelbrecht (Engentinus) und Konrad von Heresbach durch ihre Wirksamkeit nicht mehr aufzuhelfen vermochten [3]).

---

1) Hehle I, 11 f., 33 ff. Günthner, Geschichte der litterarischen Anstalten in Baiern II, 41 ff., 50 f., III, 159 ff. Der greise Reuchlin, der zu Ingolstadt im Hause des Domherrn und Vicekanzlers Dr. Johann Eck wohnte, las Vormittags über Moses Kimchi und Nachmittags über den Plutus des Aristophanes vor Hunderten von Zuhörern. Briefe von und an Reuchlin aus der Ingolstädter Zeit bei Horawitz, Zur Biographie und Correspondenz Reuchlins (1877) S. 61—74. Nicht ohne besonderes Interesse sind die Briefe von und an Rhegius bei Horawitz, Analecten zur Gesch. der Reformation und des Humanismus in Schwaben (1878).

2) In jene Zeit gehört seine lateinische Bearbeitung von Brants Narrenschiff (1497) und seine Ausgabe des Horaz (1498). Hehle I, 15 ff.

3) Beide waren eifrige Anhänger des Erasmus, aber jener auch mit Hutten und Luther befreundet (vgl. Horawitz, Analecten S. 129 ff.),

Dass der durch die kirchliche Bewegung aus Basel vertriebene Erasmus für den Humanismus in Freiburg, wohin er in tiefster Verstimmung gegangen war, nichts thun konnte, der allbewunderte Fürst der Humanisten, muss als ein besonderes Geschick auch für ihn selbst angesehen werden. Der treu zu ihm haltende Glareanus, seit 1529 in Freiburg, konnte dort den Verfall der classischen Studien noch weniger aufhalten [1]).

Unsere Aufmerksamkeit lenkt sich so von selbst auf die Universität Basel, welche, im Jahre 1460 gegründet, doch gleich in der ersten Zeit, bei dem auch dort unvermeidlichen Kampf zwischen Nominalisten und Realisten, durch einen Theil der letzteren unter Johannes Heynlin a Lapide einige dem Humanismus günstige Förderer gehabt, bald auch (seit 1475) durch den jungen Sebastian Brant und andere mit diesem befreundete Männer ein regsameres Leben gewonnen hatte. Brants literarische Betriebsamkeit trat zugleich in enge Verbindung mit den damals in Basel errichteten Buchdruckereien (schon 1460 hatte Joh. Petri eine solche begründet, 1481 folgte Joh. Amorbach, 1491 Joh. Froben) und sicherte durch die praktische, bald moralische, bald patriotische Tendenz seiner Dichtungen, vor Allem aber durch sein im Jahre 1494 erschienenes „Narrenschiff" dem Humanismus eine weitreichende Anerkennung. Als Mediciner und Humanist hatte bereits 1464, nach seiner Rückkehr aus Italien, Peter Luder zu wirken begonnen, im Gegensatz zu dem ernsten, etwas pedantischen Brant durchaus ein Vertreter italienischer Frivolität, als Poet und Redner in einseitigem Formalismus befangen, bei grossem Talent doch nicht im Stande, eine nachhaltige Wirkung hervorzubringen [2]). Am Anfange des neuen Jahr-

---

dieser, seit 1521 in Freiburg, scheint neben der Jurisprudenz doch auch das Griechische privatim gelehrt zu haben (Horawitz S. 62 f., 65 f.). Ueber Heresbach vor Allem Wolters, Conrad von Heresbach (1867) S. 21 ff.

1) Schreiber, Heinrich Loriti Glareanus (1837) S. 69 ff. Im Allg. ders., Gesch. der Universität Freiburg I.

2) Wattenbach, Peter Luder a. a. O.

hunderts hatte in Basel auch die Theologie an Thomas Wyttenbach einen Vertreter, der die eifrige Beschäftigung mit den Classikern, wie sie die um ihn sich sammelnden strebsamen Freunde Huldreich Zwingli, Leo Judae, Oswald Myconius als nothwendig erkannten, eher förderte als hemmte. Von höchster Bedeutung aber für den Humanismus schien es zu werden, als seit dem Jahre 1513 der allbewunderte Erasmus mit Basel in immer engere Verbindung trat und bei wiederholtem, bald längerem Aufenthalte, während er auch jene Männer für sich gewann, zugleich mit Heinrich Loriti Glareanus, Beatus Rhenanus, Wolfg. Fabricius Capito, Nikolaus Gerbelius u. A. in engere Gemeinschaft trat; es war die Zeit, wo er für das gesammte Deutschland dem Humanismus ausserordentliche Erfolge schaffen konnte. Glareanus aber, der immer enger dort an ihn sich angeschlossen hatte und auch durch die in seinem Pensionat gesammelten Zöglinge für das, was er vertrat, grösseren Einfluss zu üben im Stande gewesen wäre, gelangte bei zweimal (1514 und 1522) begonnener Wirksamkeit in Basel doch zu keiner festen Stellung an der Universität, deren „Sophisten" ihm vielmehr mancherlei Schwierigkeiten bereiteten, während freilich auch er sie nach Möglichkeit zu ärgern suchte. Wie dann die stürmische Durchführung der Reformation ihn und seinen Meister Erasmus zum Wegzuge nach Freiburg bestimmt hat, ist oben berührt worden [1]).

Nur sehr langsam konnte an der Universität Heidelberg der Humanismus eine feste Stellung gewinnen. Peter Luder, der schon in jungen Jahren als Kleriker dorthin gekommen war, dann aber in Italien längere Zeit sich aufgehalten hatte, erhielt zwar früh durch die Gunst des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen ein Lehramt an der Universität, gerieth aber sofort auch mit den Männern der alten Schule in Streit, da er entschlossen die Klassiker und die an sie geknüpften Studien wider den Vorwurf der Unsittlichkeit vertheidigte. Als aber 1460 die Pest ihn aus Heidel-

1) W. Vischer, Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Basel 1860.

berg vertrieben hatte, fiel Alles in die scholastische Weise zurück. Erst Pfalzgraf Philipp der Aufrichtige, der 1476 zur Regierung gelangt war, öffnete den neuen Studien eine breitere Bahn. Wie in persönlichem Verkehre mit ihm und an seinem Hofe Johann von Dalberg und Dietrich von Plenningen, Rudolf Agricola und Konrad Celtis Geltung gewannen, wie die durch Celtis in Gemeinschaft mit Dalberg begründete Rheinische Gesellschaft bald alle strebsamen Männer am Oberrhein und in noch weiterem Kreise vereinigte, so gelangte doch auch an der Universität durch die vom Pfalzgrafen berufenen Lehrer Johann Wessel, Johann Reuchlin und dessen Bruder Dionysius, Jakob Wimpheling und Andere der freiere Geist des Humanismus, freilich unter stetem Widerstreben der scholastischen Collegen, zu einflussreicherer Wirksamkeit, die es allerdings zu rechtem Bestande nicht gebracht hat [1]). Der jugendliche Melanchthon fand in Heidelberg noch gar nicht, was er nach den raschen Anfängen in Pforzheim für seinen aufstrebenden Geist brauchte.

Es stand doch anders an der Universität Tübingen, wo er am 7. September 1512 sich inscribiren liess. Allerdings hatte auch diese Hochschule zwei Jahrzehnte lang in den Schranken der alten Wissenschaft sich gehalten und die classischen Studien mit aller Entschiedenheit abgewiesen, was um so leichter geschehen konnte, als der Stifter Graf Eberhard im Bart, zugleich ein Freund wissenschaftlicher Bildung, die classischen Studien eher mit Misstrauen betrachtete. Ein oft angeführter Brief von Bernhard Adelmann an Reuchlin vom Jahre 1484 hatte bittere Klage zu erheben über die Vernachlässigung dieser Studien an der Universität [2]). Auch Reuchlin, der bei Eberhard in so hoher Gunst stand, vermochte keine Aenderung herbeizuführen, und erst in den letzten Lebenstagen (1496) fasste Eberhard den Entschluss, einen Lehrstuhl für die Dicht- und Redekunst zu errichten.

1) Häusser, Die Anfänge der classischen Studien zu Heidelberg (1844). Ueber Reuchlins Thätigkeit in Heidelberg ausser Geiger auch die sorgfältige Arbeit Oehlers in Schmids Encyclopädie VII, 115 f.

2) Jetzt auch bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 10.

Es gereichte den classischen Studien zu grossem Vortheil, dass Heinrich Bebel, schon damals ein gewandter Dichter und Redner, diese Stelle erhielt (1497). Er war im Städtchen Justingen 1472 geboren, hatte in der damals blühenden und auch von Deutschen viel besuchten Universität Krakau juristische und humanistische Vorlesungen gehört und dann in Basel sich weiter gebildet; aber nach Italien war er nicht gekommen. In Tübingen stand er zunächst mit seinen Bestrebungen einsam; aber seine Frische und Lebendigkeit gewann ihm bald grossen Anhang unter den Studirenden, und die von ihm gegründete Classis Sodalium Necharanorum, in welcher Brassicanus, Köchlin (Coccinius), Altensteig, Heinrichmann u. A. mit ihm verbunden waren, gab seinem Unterrichte noch besonderes Gewicht. Als er nun 1501 durch seine patriotische Rede auf Kaiser Maximilian I., an den so viele Humanisten in jener Zeit die grössten Hoffnungen knüpften, allgemeine Anerkennung sich erworben und vom Kaiser selbst noch in demselben Jahre den poetischen Lorbeerkranz erhalten hatte [1], war seine literarische Geltung so durchaus gesichert, dass auch ein Streit mit Celtis ihr nicht gefährlich werden konnte. Als Stilist hielt er sich vor Allem an Quintilian, und die Lateiner, die er bildete, galten bald in weitem Umkreise als besonders tüchtig; sonst behandelte er in Vorlesungen Cicero, Florus, Curtius, Justinus und Lactantius, sowie Virgilius, Horatius und Persius; als Poet schien er die Meisten zu überragen. Von seinen Lehrschriften erlangten die Commentarii de abusione linguae lat. ap. Germanos et de proprietate ejusdem (1500), ein Antibarbarus in alphabetischer Ordnung, die Commentaria epistolarum conficiendarum (seit 1503 öfter neu erschienen) und die ars versificandi et carminum condendorum (seit 1506 ebenfalls in mehreren Auflagen erschienen) besondere Anerkennung [2]. Die

1) Vgl. Muther S. 77—83.

2) Seinen Standpunkt als Latinist bezeichnet er besonders gut in seiner 1508 vor der Universität gehaltenen Rede de necessitate linguae latinae (auch bei Zapf, Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften, 1802, S. 291—298).

Bebeliana (seit 1508 wiederholt herausgegeben) enthalten auch die erste Sprichwörtersammlung der Deutschen, leider noch in lateinischer Sprache, immerhin aber werthvoll als Versuch, die Weisheit des Volkes literarisch zu Ehren zu bringen [1]). Als Verfasser der Facetiae (zuerst 1506), einer Sammlung von Anekdoten und scherzhaften Aussprüchen, die nur zum kleinsten Theile von seiner eigenen Erfindung sind, hat er gegen kirchliche und sociale Missbräuche in sehr wirksamer, zu Nachahmungen reizender Weise Fehde erhoben; ebenso ist sein grösseres Gedicht Triumphus Veneris als eine geschickt durchgeführte Satire, namentlich auf die Bettelmönche, anzusehen. Das Jahr seines Todes steht nicht ganz fest; die noch immer wahrscheinlichste Annahme ist für das Jahr 1516 [2]). — Die griechischen Studien kamen in Tübingen erst durch Philipp Melanchthon, der im Sommer 1512 dort zu lernen und zu lehren begonnen hatte, zu einer gewissen Bedeutung. Es war nun wohl von geringerer Wichtigkeit für ihn, dass er in Tübingen seine Pforzheimer Lehrer Hildebrand und Simler wiederfand, als dass er mit seinem väterlichen Freunde Reuchlin, der damals in Stuttgart lebte, fortwährend in lebendiger Verbindung blieb. Aber auch der Verkehr mit Oecolampadius, der selbst eine griechische Grammatik bearbeitete, förderte ihn, die ihn umgebenden Schüler aber hatten das Gefühl, dass er sie durch seine vereinfachende Methode rasch vorwärts brachte. Ausgaben und Uebersetzungen griechischer Schriften, die Arbeiten zu einer griechischen Grammatik und einem griechischen Lexikon beschäftigten ihn. Aber auch die Lateiner nahmen seinen Fleiss in Anspruch, wie er denn auch Bebels Unterricht noch benutzte. Seine philosophischen Studien, bei denen Simler und Franz von Stade ihm ein tieferes Eindringen möglich machten, riefen dann in ihm den kühnen Gedanken

1) S. besonders J. Franck, Zur Quellenkunde des deutschen Sprichwortes, in Herrigs Archiv XI, 47 ff. Hauptschrift: W. G. D. Suringar, Heinrich Bebels Proverbia Germanica, bearbeitet Leiden 1879. LVI. 615 S. gr. 8°.

2) Zapf a. a. O. Vgl. Hagen I, 209 f., 284 f., 331 f., 381 ff. und die eingehende Würdigung bei Ersch und Gruber VIII, 274 ff.

hervor, den ächten Aristoteles wieder aufleben zu lassen. Daneben fand er noch Zeit, unter Leitung Stöfflers mit Mathematik und Astronomie sich zu beschäftigen, auch Theologie und Geschichte, Jurisprudenz und Medicin zu treiben [1]). Er galt als ein Wunder seiner Zeit, als er 1518 auf Betrieb Reuchlins nach Tübingen ging. Aber fast schmerzlich berührt es uns nun, dass drei Jahre später der alternde Reuchlin, der seine schwäbische Heimath verlassen und in Ingolstadt Aufnahme gefunden hatte, als Lehrer des Hebräischen und des Griechischen nach Tübingen sich berufen liess. Er lehrte damals das erstere nach Moses Kimchi, das Griechische nach Manuel Chrysoloras und wollte dann für jenen Unterricht den Prediger Salomonis, für diesen den Hiero Xenophons benutzen, wie er denn auch für beiderlei Vorlesungen eine grössere Anzahl von Exemplaren bestellte [2]). Aber zu wirklichem Anfange kam er nicht. Bereits am 30. Juni 1522 starb er. Für hebräischen Unterricht hatten übrigens schon früher Summerhart und Pellicanus gesorgt [3]). Im Allgemeinen muss man anerkennen, dass in den Anfängen des Jahrhunderts in Tübingen ein regeres wissenschaftliches Leben vorhanden gewesen [4]); aber die Vertreter der alten Doctrinen war doch immer noch geneigt selbst von den Kanzeln die Poeten anzu-

1) Heyd, Melanchthon und Tübingen 1512—18 (1839). Vgl. Moll, Joh. Stöffler von Justingen (1877).

2) So nach seinem letzten Briefe an Mich. Hummelberger (20. Febr. 1522) bei Horawitz, Zur Biographie und Correspondenz Reuchlins S. 187 f. Uebrigens schrieb Melanchthon in Bezug auf Reuchlins Berufung nach Tübingen 1521 an Wilib. Pirkheimer: Haud scio an Tubingae plures auditores etiam conducendi sint quam professores. Nescis quam sit genus illud ἄμουσον. — Krafft, Briefe und Documente S. 29 f.

3) Linsenmann, Konrad Summenhart. Ein Culturbild aus den Anfängen der Universität Tübingen. 1877.

4) So ist Joh. Brassicanus, noch neben Reuchlin Lehrer des Lateinischen, voll Lobes für die Universität in seiner Epistola von der lateinischen Grammatik, welche er zum ersten Male 1513 in Strassburg herausgab (abgedruckt bei Zapf S. 74—78). Anziehende Einblicke in die Zustände der Universität gewähren Basilii Bonif. Amorbach. et Nicolai Varnbüleri epistolae mutuae (von L. Sieber 1877 herausgegeben).

greifen; es wundert uns daher auch nicht, dass ein so strebsamer Mann, wie der junge Brassicanus (Johann Alexander) vor „der bellenden Meute“ im Jahre 1522 aus Tübingen wegziehen musste [1]).

Die Universität Mainz, im Herbste 1477 vom Erzbischof und Kurfürsten Diether eröffnet, hatte sich allerdings ein Menschenalter in den alten Formen und Bahnen bewegt; als aber Albrecht von Brandenburg, der Zögling Eitelwolfs von Stein, auf dessen Betrieb schon Frankfurt a. O. eine Hochschule erhalten hatte, im Jahre 1514 Erzbischof und Kurfürst von Mainz geworden war, schien jene Universität dem Humanismus völlig eröffnet werden zu sollen, dem doch der Kanonikus Dietrich Gresemius und der Wanderlehrer Rhagius Aesticampianus bereits Eingang zu verschaffen gesucht hatten. Eitelwolf, der mit Albrecht als erster Rath und Hofmeister nach Mainz gekommen war, gedachte die dortige Universität mit dem Geiste des Humanismus zu erfüllen und Mainz zum Mittelpunkt der neuen Studien zu machen. Aber er starb bereits im Jahre 1515, und obwohl Albrecht noch längere Zeit den freieren Bestrebungen zugethan war, wie er denn gern mit classisch gebildeten Männern sich umgab und auch für Ulrich von Hutten eine Zeitlang an seinem Hofe eine Stelle hatte [2]), so hinderte ihn doch der gewaltsame Gang der Reformation an ernsterem Betriebe der wissenschaftlichen Reformen.

Die ungleich ältere Universität Köln gilt noch immer Vielen als Hauptsitz einer unverbesserlichen Scholastik, als

1) Horawitz, Analecten zur Gesch. der Reformation und des Humanismus in Schwaben (1878) S. 4 f. Die Geschichte der Universität Tübingen hat Klüpfel nach dem grösseren Werke, welches 1849 erschien, 1877 in einem Auszuge mit Ergänzungen wiederholt. Bei der Jubelfeier jenes Jahres hat aber auch R. v. Roth Urkunden zur Gesch. der Universität Tübingen aus den Jahren 1476—1550 (46 an der Zahl, von denen 29 ungedruckte) herausgegeben.

2) Strauss S. 77—83, 219 ff.; über die Widmung der von Nik. Carbach und Wolfg. Angst vorbereiteten neuen Ausgabe des Livius an Kurfürst Albrecht (1519) ebend. S. 265 f.

Tummelplatz politischer Dunkelmänner, die dem Humanismus den Zugang durchaus versagten oder den doch eingedrungenen Vertretern desselben ein nachhaltigeres Wirken nach Möglichkeit erschwerten. Aber ganz so schlimm war es nicht. Auch ist ja nicht denkbar, dass eine Universität, zu welcher bis etwa 1517 aus allen Theilen Deutschlands, wie aus Holland und der Schweiz, ja aus Schottland, Dänemark, Norwegen, Schweden und Livland Schüler herbeizogen, ohne tüchtige und anregende Männer der Wissenschaft gewesen sein sollte. Die Bekämpfung der neuen Studien war in Köln kaum hartnäckiger als an andern Hochschulen, und dass nun gerade die Kölner in so schlimmen Ruf gerathen ist, das wird man doch vor Allem den während der Reuchlinistenfehde (Ende 1515 oder Anfang 1516) erschienenen Briefen der Dunkelmänner, die man später wie eine historische Quelle benutzt hat, zuschreiben dürfen. Die witzigen Angreifer hatten eben die Lacher auf ihrer Seite, und der von ihnen so hart mitgenommene Ortuinus Gratius, obwohl selbst in seiner Art ein Humanist, bot in Wahrheit doch so komische Seiten dar, dass man sich nicht wundern kann, wenn gerade er so übel zugerichtet, in ihm aber mit besonderem Behagen die zünftige Gelehrsamkeit von Köln im Ganzen dem Spotte der Welt überliefert worden ist[1]. Wir müssen indess diesen Dingen etwas näher treten.

Es hat nichts Auffallendes, dass auch in Köln die Artistenfacultät, für welche der Rath der Stadt 1420 ein prächtiges Haus erbaut hatte, im Jahre 1477 dem damals achtzehnjährigen Konrad Celtis gar nichts bot, was an liberale Studien auch nur erinnert hätte[2]. Allein schon 1484 gewannen die neuen Bestrebungen an dem Propste Heinrich Mangold, der seit 1495 wiederholt auch das Amt eines Rectors der Universität ver-

1) Vgl. K. und W. Krafft, Briefe und Documente S. 175 ff. und Reichling, de Jo. Murmellii vita et scriptis (1870) p. 14 ff. Vergleiche Mohnike, Ortuinus Gratius in Beziehung auf die Epp. obscurorum virorum, in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie 1843, S. 3, 114 ff.

2) Aschbach, Die früheren Wanderjahre des Conrad Celtes S. 82 f.

waltete und äussere Mittel zur Förderung höherer Werke besass, einen festeren Halt. Johannes Cochläus, der 1504 als Artist eintrat, erwähnt unter den Männern, mit denen er dort näheren Verkehr gehabt habe, auch einen Poeten, den Niederländer Remaclus [1]). Noch günstiger schienen sich die Verhältnisse zu gestalten, als Hermann von Nuenar, Domherr und später Dompropst des Erzstiftes, die Pflege der liberalen Studien übernahm. Schon 1505 erschien Rhagius Aesticampianus auch in Köln, wo er den Plinius zu erklären unternahm, und damals waren wahrscheinlich neben Cochläus Ulrich von Hutten und Crotus Rubianus, die dem Rufe der Universität nach einem Jahrzehnt so gefährlich werden sollten, unter seinen Schülern. Dass Hermann von Nuenar ein besonderer Gönner des trefflichen Humanisten Johannes Cäsarius war, steht fest. Derselbe, etwa 1478 in Jülich geboren, hatte seine Studien in Paris gemacht und war seit 1491 in Köln, ohne zu einer sicheren Stellung sich empor arbeiten zu können, hatte auch eine kurze Zeit in Deventer sich versucht. In Begleitung Hermanns von Nuenar schloss er sich dann 1508 einer im Auftrage des neuen Erzbischofs Philipp von Dhaun nach Italien gehenden Gesellschaft an und gelangte so nach Bologna, wo er mit Hermann, der dort den Studien obliegen wollte, einige Zeit sich aufhielt und jene genauere Kenntniss des Griechischen erwarb, die ihn später so sehr auszeichnete. Er scheint dann, nach Köln zurückgekehrt, dort seinen bleibenden Wohnsitz gehabt zu haben, obwohl er nicht selten durch äussere Anlässe an andere Orte, wie nach Münster, nach Leipzig, nach Stolberg, nach Mainz, nach Mörs geführt wurde; mit Ortuinus Gratius stand er in freundschaftlicher Verbindung. Durch seine Rhetorica und Dialectica, durch seine Ausgabe des Grammatikers Diomedes, besonders aber durch seine auch von Melanchthon gerühmte Ausgabe der Hist. nat. des Plinius ist er unter den Humanisten seines Zeitalters zu grossem Ansehen gekommen. In der Reuchlinistenfehde trat er auf die Seite Reuchlins; als aber dann die grosse

1) Otto, Cochläus S. 7.

kirchliche Bewegung eine weitere Parteinahme zu verlangen schien, hielt er, wie vielfach auch mit den Reformatoren in Verbindung, doch im Geiste des Erasmus an der alten Kirche fest. Er starb 1551 [1]). — Der oft neben ihm genannte Hermann von dem Busche brachte es in Köln freilich auch zu einer lohnenden Stellung niemals; aber so viel Feindseligkeit, wie man zuweilen berichtet, hat er dort nicht erfahren, vielmehr wissen wir, dass er bei den dortigen Antoniterherren in ihrem Kloster freundlich aufgenommen worden ist [2]). Jedenfalls ein besseres Loos sicherten sich diejenigen Freunde der classischen Studien, welche sich enger an die hergebrachte Weise der Universität anschlossen. So Johannes Phrissemius, der, als er wegen seiner Vorliebe für jene Studien von der Theologie fern gehalten wurde, zur Jurisprudenz überging und doch zugleich in der Artistenfacultät sich erhielt, die ihn gelegentlich zu ihrem Decan machte. So Arnold von Wesel, der in den Jahren 1518 und 1520 ebenfalls Decan der Artistenfacultät wurde. So der jüngere Mann Jakob Sobius, der, eine Zeitlang eng mit Hermann von Nuenar befreundet und der Huttenschen Richtung zugethan, später als Rechtsgelehrter und Orator des Rathes von Köln in hohen Ehren stand. Man konnte doch auch bei diesen Männern etwas Tüchtiges lernen. Phrissemius, ein begeisterter Schüler des Rudolf Agricola und Herausgeber der von diesem verfassten Schrift de inventione dialectica, hatte unter seinen Schülern auch den nachmals gefeierten Schulmann Johann Rivius und den grossen Züricher Theologen Heinrich Bullinger; Arnold von Wesel war auch des Griechischen kundig und erwarb sich besondere Verdienste um die Erklärung des Gellius und Macrobius; unter seinen

---

1) Eckstein in der Allgem. Deutschen Biographie III, 689 ff. Vgl. K. Krafft, Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators Bullinger S. 31 f., 47, 100, 123 f. K. und W. Krafft, Briefe und Documente S. 62, 119, 127 ff., 133 f., 143 f., 150 ff., 167 ff., 177, 189. Reichling p. 37 f. Parmet, Rudolf von Langen S. 79 f.

2) Unter seinen und des Cäsarius Schülern nimmt Glareanus wohl den erste Stelle ein. Schreiber, Gesch. der Stadt und Universität Freiburg S. 5 ff.

Schülern aber befand sich Petrus Mosellanus, der allerdings zugleich von Cäsarius, Hermann von dem Busche, Sobius zu lernen gesucht hatte, im Griechischen auch von dem Engländer Richard Crocus, als dieser einige Zeit in Köln zubrachte, unterrichtet worden war [1]). Nichts desto weniger sank die Frequenz der Universität seit dem Jahre 1518 in erschreckender Weise. Hermann von Nuenar und Sobius zogen sich aus der gewählten freieren Stellung zurück, und als dann doch (1525) der Rath von Köln an Reformen dachte — man hoffte sogar den grossen Erasmus zu gewinnen —, blieb es doch eben bei dem Gedanken [2]).

Eine ganz eigenthümliche Entwickelung hat die Universität Erfurt gehabt. Früh unter den Nachwirkungen der grossen Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts in eine freiere Richtung gekommen, ist sie später mehr als eine andere Hochschule in deutschen Landen dem Humanismus zugänglich gewesen, und nirgends ist dieser so erfolgreich gewesen in seinem Aufstreben, wie er nirgends so entschieden den Kampf wider die alte Wissenschaft und wider die alte Kirche durchgeführt hat. Und bei solchem Kampfe erscheint nun Erfurt im heftigsten Gegensatze zu Köln; aber es theilt dann mit diesem das Schicksal eines unaufhaltsamen Verfalles.

Als die ersten Humanisten, welche um 1460 in Erfurt sich versucht hatten, wieder weggezogen waren, blieben doch stille und gemässigte Freunde des Humanismus zurück, welche mit den Professoren der alten Schule, Henning Goede, Johannes Trutvetter und Bartholomäus Arnoldi, da diese ebenfalls massvoll und freundlich sich erwiesen, recht wohl zu-

1) Ueber Phrissemius K. Krafft, Bullinger S. 19 ff., über Arnold von Wesel ebend. S. 26 und K. u. W. Krafft, Briefe und Documente S. 120 f., über Sobius K. Krafft S. 36 ff. und K. u. W. Krafft S. 120, 157 f., 163, über Mosellanus' Studien in Köln die letztere Schrift S. 175 ff., 194 f.

2) K. Krafft, Bullinger S. 41 ff. Im Allgem. vgl. H. Kaemmel, Die Universität Köln in ihrem Kampfe gegen den aufstrebenden Humanismus, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik CXII, S. 401—417.

sammenwirken konnten. Auch als Maternus Pistoris und neben ihm Nikolaus Marschalk für den Humanismus nachdrücklicher auftraten und die studirende Jugend mehr und mehr um ihre Lehrstühle sammelten, liess ihre milde und schonende Haltung noch keinerlei Conflict entstehen. Aber eine tiefer gehende Scheidung bereiteten sie doch vor; sie verschärfte sich bald, als ungestümere Geister, Hieronymus Emser, Crotus Rubianus, Hermann von dem Busche herzukamen, als auch Eobanus Hessus sein schönes Talent freier entfaltete und mit dem von Crotus aus Köln herbeigeführten Ulrich von Hutten zu inniger Freundschaft sich verband. Unter solchen Umständen glaubte Maternus die Führerschaft im Kreise dieser Poeten nicht mehr festhalten zu können, und kaum war er zurückgetreten, als die kühner vordringenden Jünglinge in dem Kanonikus Konrad Mutianus (Muth) Rufus in Gotha, der dort mit seiner in Italien gewonnenen Bildung fast allein stand, einen neuen Führer erkoren (1506). Von Gotha aus lenkte er dann ihre Studien mit so nachhaltiger Kraft, dass sie willig unter seine geistige Zucht sich stellten und vor Allem auch ihre poetischen Versuche seiner nicht selten scharfen Kritik unterwarfen. Ein Mann von ernster Frömmigkeit und durch manche vom Hergebrachten abweichende Ansichten der kirchlichen Praxis nicht entfremdet, gab er sich doch mit höchster Begeisterung dem Studium der Alten hin, deren lebendige und zugleich keusche Nachbildung ihm fort und fort als die wichtigste Thätigkeit erschien, so wenig er selbst auf literarische Production es anlegte [1]). Je mehr nun

1) Ueber das, was den wahren Dichter mache, schreibt er an Eoban (bei Camerarius, Libellus novus opp. 104): Quo magis gaudere debes judicio meo dareque operam, ut utriusque linguae praestantissimos auctores vario tibi multiplicique labore vel digitis tuis notiores afficias. Neque enim concludere versum dixeris esse satis, ut inquit Horatius. Est operae pretium tractare totam encyclopaediam, nosse praecipue veterum probatas historias, denique ab ea philosophiae parte, quae de moribus praecipit, mutuari non nudam tantum, ut complures, rerum cognitionem, sed, ut pauci, gravitatem morum vitaeque innocentiam. Etenim ut multiscium ita probum atque modestum esse docet pium poetam. Alioquin opici Momi habebunt nos ludibrio et in aulicorum examine coetuque doctorum vexa-

aber die Zahl der ihm zugewandten Jünglinge sich verstärkte, desto wirksamer trat diese Jüngerschaft in den Mittelpunkt der Studirenden, desto grösser wurde sein eigener Einfluss auf die Universität, der er doch nicht angehörte. Indess bildete sich dann um so leichter ein Gegensatz zwischen den „Poeten“ und den „Sophisten“ aus, der schnell genug das früher freundliche Verhältniss der Freunde des Neuen zu den Vertretern des Alten aufhob. So weit waren die Dinge bereits gediehen, als die bürgerlichen Unruhen des „tollen Jahres“ (1509) ausbrachen und bald darauf (1510) der „Studentenlärm“ auch die Universität erschütterte, die Humanisten aber nach verschiedenen Seiten zerstreute. Doch sammelten sich diese in kurzer Zeit wieder unter Mutianus' Führung, um dann in ungestümer Weise an der Reuchlinistenfehde Theil zu nehmen und zumal durch die Epistolae obscurorum virorum — es ist jetzt unzweifelhaft, dass diese besonders von Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten ausgegangen sind [1]) — dem ganzen Kampfe eine die Gegner überraschende Wendung zu geben. Jetzt aber wurde der begabte, lebensfrohe Eoban „König“ der Poeten von Erfurt, die seitdem eine fast schwärmerische Verehrung dem Erasmus widmeten. Die ganze Universität kam so unter die Herrschaft des Humanismus und schien diesem die ausserordentliche Blüthe, der sie sich damals erfreute, zu verdanken [2]).

Gewiss herrschte damals in Erfurt ein alle Kräfte erregendes Leben. Das hat keiner so anmuthig geschildert als Joachim Camerarius, der, im Jahre 1518 von Leipzig nach Erfurt gekommen, durch wissenschaftliche Tüchtigkeit rasch höhere Anerkennung im Kreise der dort vereinigten jungen

---

bunt tanquam ridiculos et nota dignos censoria. Nam divinum poetae nomen, nescio quibus Cacodaemonum aspirationibus, invidiosum esse coepit. Quid fiet, si amatores antiquitatis a via virtutum aberraverint? Plus nimirum exemplo quam peccato nocebunt.

1) S. Strauss, Hutten S. 176 ff. und Kampschulte, de Jo. Croto Rubiano Commentatio (1862), sowie dess. Universität Erfurt I, 192 ff.

2) Krause, Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes 1879. XII u. 416 S., VI u. 287 S. 8°.

Männer sich erwarb und, wenn er auch gelegentlich Theilnahme an keckerem Treiben für zulässig hielt und höheren Flug, als gut war, versuchte, zu den wackersten Mitgliedern des mutianischen Kreises gehörte [1]). Sehr bald wurde er natürlich mit Mutianus bekannt, den vielleicht Niemand so anmuthig und wahr zugleich geschildert hat, als er, weil er in sich selbst etwas dem gefeierten Kanoniker Verwandtes trug [2]). Aber auch mit Petrejus Apirbachus (Peter Eberbach), den man den zweiten Mutianus nannte, mit Eoban Hesse und Adam Crato, mit Crotus Rubianus und Georg Sturz, mit Euricius Cordus, Georg Pätus und Justus Menius knüpfte er freundschaftliche Verbindungen an oder erneuerte er die schon früher gewonnene Bekanntschaft [3]). Er konnte noch nicht ahnen, dass er sie alle durch Verdienste und Ruhm weit übertreffen würde; aber alle Erfolge seines späteren Lebens haben ihn niemals verhindert, auf die in Erfurt durchlebte Zeit mit herzlichem Wohlgefallen zurück zu blicken und des harmlosen Glückes, das damals die Freude an den classischen Studien gewährte, mit Rührung zu gedenken.

Es war nicht zu verwundern, dass die vom Geiste des Humanismus so ganz erfüllte Universität der von Wittenberg ausgehenden Reformation die wärmsten Sympathien entgegen-

1) S. besonders seine Narratio de Eobano Hesso p. 3 f. und die Dedicatio zu seinem Libellus alter epp. Seine Theilnahme am studentischen Treiben scheint er in zwei sehr charakteristischen Briefen des Libellus novus epp. p. 34 ff. zu meinen; über sein zu rasches und kühnes Aufstreben spricht er ebenda p. 315.

2) In der Narratio de Eobano Hesso p. 21 f. Ueber Mutianus' etwas wunderliche Schreibweise Libellus novus p. 63 f. (eine auch im Allgem. sehr bedeutsame Stelle); über seine Anspruchslosigkeit und Demuth sehr schön ebenda p. 127 f.

3) Belebte Schilderung des ganzen Kreises in der Narratio p. 27—38; über die massvolle Haltung des Petrejus, den man vielleicht ohne ausreichende Gründe unter die Verfasser der Epp. obsc. viror. gestellt hat, eine bedeutsame Stelle in der Dedicatio zum Libellus novus. Zu seiner Charakteristik tragen doch auch die zwischen Mich. Hummelberger und ihm gewechselten Briefe (aus den Jahren 1515 und 1516) Einiges bei. Horawitz, Zur Biographie und Correspondenz Joh. Reuchlins S. 23 f., 26 f., 31 ff.

trug und den Reformator selbst, als er auf seiner Reise nach Worms in Erfurt ankam, mit Jubel begrüsste. Niemand konnte damals voraus sehen, dass schon ein Jahr nachher (im April und im Juni 1521) der wüste „Pfaffensturm“ die Universität zerrüttete und die Humanisten vertreiben würde [1]).

Wieder ganz anders entwickelten sich die Dinge an der Universität Leipzig. Die ersten Anregungen zur Theilnahme an den classischen Studien gingen freilich auch hier von Italienern aus. Unter der Regierung des Herzogs Albrecht des Beherzten lehrten in Leipzig Priamus Capotius aus Sicilien, Fridanus Pighinucius aus Lucca und der früher in Erfurt aufgetretene Florentiner Jakob Publicius. Vorübergehend wie das Wirken dieser Fremdlinge war dann auch die Thätigkeit des durch seine grammatischen und rhetorischen Lehrbücher auf leichtere Behandlung hinleitenden Paul Niavis (Schneevogel). Dagegen schien Konrad Celtis dem Humanismus in Leipzig festeren Boden bereiten zu können. Seine Erklärung lateinischer Dichter, des Ovid und Horaz, des Persius und Juvenal, auch der Tragödien Seneca's, wie seine Anleitung zu lateinischer Poesie zogen strebsamere Jünglinge an, die zum Theil nun auch in seinem Sinne dichteten und lehrten. Indess erwies sich die alte Theologie noch übermächtig, und selbst der unter den Freunden des Celtis genannte Konrad Wimpina, der in Leipzig rasch zu grosser Geltung kam, obschon er gelegentlich, vielleicht gerade wegen seiner Verbindung mit jenem als Ketzer verdächtigt worden war, konnte die Behauptung eines Andern, dass der Theologe, zumal für Erklärung der heiligen Schrift, sprachlicher Studien bedürfe, als ketzerisch verwerfen. — Der Nachfolger Albrechts, Herzog Georg (der Bärtige), den der Vater seine Studien in Leipzig hatte machen lassen, war allerdings der Kirche treu ergeben, aber nicht unberührt von humanistischer Bildung und bald, als durch Friedrich den Weisen in Wittenberg eine neue Universität sich erhob, zu weiter gehender Förderung

1) Kampschulte, Die Universität Erfurt in ihrem Verhältniss zu dem Humanismus und zur Reformation II, 106 ff.

der Leipziger Hochschule geneigt. Wie er nun in Hieronymus Emser einen mit den alten Sprachen wohl bekannten Mann als Secretär an seine Seite gerufen hatte, so schien er doch auch in Leipzig dem Humanismus eine freiere Stätte zu eröffnen. Wir wissen, dass Hermann von dem Busche und nach ihm Rhagius Aesticampianus, jener einige Jahre, dieser nur kurze Zeit in Leipzig lehrten, dass hierauf Veit Werler, Gregor Aubanus, Johannes Staar und Georg Helt, aber wohl nur als Privatlehrer, Unterricht in den alten Sprachen ertheilten, dass in den Anfängen des neuen Jahrhunderts auch Gregor Breitkopf, der zugleich als einer der ersten Rectoren der Nikolaischule genannt wird und an der Universität grosse Anerkennung gefunden zu haben scheint, neben andern Schriften eine Reihe von Classikern (Horatii sermones 1504, Virgilii Aeneis 1505, Hesiodi georgicorum liber 1506, Ciceronis officior. liber 1510, Horatii epistolarum liber 1510 etc.) bei Jakob Thanner in Leipzig erschienen liess [1]). Camerarius, der noch als Knabe 1513 nach Leipzig kam, benutzte zunächst den Unterricht Helts, dem er späterhin stets dankbare Gesinnung bewahrte. Aber er hatte bald nachher auch Gelegenheit den Engländer Richard Crocus zu hören, der, nachdem er in London unter Wilhelm Grocinus, in Paris unter Wilhelm Budäus und Hieronymus Alexander studirt, in Löwen mit Erasmus in engere Verbindung sich gesetzt hatte, an der Universität zu Köln als Lehrer des Griechischen aufgetreten, dann aber anstatt nach Wittenberg zu Friedrich dem Weisen zu gehen, von Herzog Georg für Leipzig gewonnen worden war (1514). Hier wirkte er nun drei Jahre mit grösstem Erfolge, indem er seine Schüler mit wahrer Begeisterung für das Studium des Griechischen erfüllte und zu herzlicher Zuneigung für sich selbst erregte, so dass seine Rückkehr nach England, wohin

1) Ueber Veit Werler sehr belehrend Ritschl im Rheinischen Museum 28, S. 151 ff.; über seine Verbindung mit Hutten Strauss S. 40, 476, 543 f. Vgl. die Widmung der Ausgabe von Cicero's de oratore, die Aesticampianus 1515 an Werler gerichtet hat, bei K. und W. Krafft S. 143 f.

ihn Heinrich VIII. einlud, tiefe Betrübniss hervorrief[1]). Allein schon hatte neben ihm Petrus Mosellanus den classischen Studien grosse Theilnahme gewonnen, und als er dann der Nachfolger von Crocus geworden war, entfaltete er, wie unscheinbar auch seine Person, wie bescheiden sein ganzes Auftreten sein mochte, eine so durchschlagende Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller, dass den von ihm empfohlenen Studien in Leipzig für immer ein Platz gesichert zu sein schien. In dem Weingärtnerdorfe Bruttig oder Portig an der Mosel 1493 armen Eltern geboren, hatte er erst in Trier, dann in Köln studirt und in der letzten Stadt, wo ihn Arnold von Wesel und Jakob Sobius auch in die Philosophie einführten, mit grossem Eifer den Unterricht des Cäsarius und zum Theil auch des Crocus für Erlernung des Griechischen benutzt, von jenem auch den Plinius sich erklären lassen und bei Hermann von dem Busche die Vorlesung über den Livius gehört, daneben aber mit Anstrengung durch Privatstudium sich vorwärts geholfen. Schon hatte er auch zu lehren begonnen, als er durch Kaspar Borner, den der Lerntrieb mit andern jungen Männern aus Sachsen nach Köln geführt hatte, sich bestimmen liess, in Sachsen einen Wirkungskreis zu suchen. Obwohl er nun hier zunächst an der von Rhagius in Freiberg errichteten Schule zu unterrichten begann, so kehrte er doch sehr bald (noch 1514) nach Leipzig zurück, wo inzwischen Crocus ein öffentliches Lehramt erhalten hatte. Aber diese Concurrenz entmuthigte ihn nicht. Sein unverdrossener Fleiss, seine fesselnde Methode, sein rasch zunehmender schriftstellerischer Ruf bewirkten, dass die akademische Jugend in ganzen Schaaren ihm zuströmte, ja dass auch gereiftere Männer unter seinen Zuhörern erschienen. Als Crocus weggezogen war, galt Mosellanus als der hervorragendste Ver-

1) Schmidt, Petrus Mosellanus (1867) S. 9 f. Als Crocus in Paris war, erfuhr er bereits die freundliche Vermittelung des Erasmus, der ihn wohl schon in England kennen gelernt hatte und von seinen äusserlich dürftigen Verhältnissen unterrichtet war (Erasmi epp. in der Ausgabe von 1521 S. 420). Ueber Crocus vgl. K. und W. Krafft, Briefe und Documente S. XVI, 122, 125 f., 135 f., 197 f.

treter der classischen Studien in Leipzig. Er konnte zunächst nicht ahnen, dass die eben damals beginnende reformatorische Bewegung dem Fürsten, der ihm vertraute, bald auch gegen jene Studien Bedenken einflössen würde. Der Beifall, den eine sehr grosse Zuhörerschaft seinen Vorträgen über die Paulinischen Briefe schenkte, konnte ihn selbst in die Bahn des Reformators lenken; aber er scheint doch den Kern der evangelischen Wahrheit nicht so erfasst zu haben, dass er ihrem Bekenntniss das Opfer seiner Stellung zu bringen vermocht hätte. Die berühmte Leipziger Disputation leitete er im Auftrage des Herzogs durch eine Rede ein; durch die Pest aber, welche bald nach der Disputation in Leipzig ausbrach, wurde er, wie die ganze Universität, zur Auswanderung nach Meissen gezwungen, wo er die Uebersetzung der fünf Bücher des Gregorius von Nazianz über die Theologie vollendete. Seine weitere Wirksamkeit, durch die Anerkennung, welche der Herzog ihm erwies, und durch die Ehren, welche die Universität ihm entgegentrug — er war zweimal Rector derselben —, in hohem Grade ausgezeichnet, erregte in den Kreisen der Humanisten eine immer grössere Aufmerksamkeit; die Erfurter hätten ihn am liebsten in ihre Mitte gezogen, Melanchthon aber stand in tiefster Bewegung an seinem Sterbelager (1524 [1]). — Mit ihm sanken auch die classischen Studien in Leipzig für längere Zeit dahin. Der Niederländer Jakob Coratinus, der als Lehrer des Griechischen ihn ersetzen sollte, behauptete sich nur kurze Zeit und kehrte in die Heimath zurück.

Wenn die Universität Wittenberg zur Leipziger schon durch ihre Verfassung, noch mehr aber durch ihre grössere Unabhängigkeit von den kirchlichen Gewalten in einem gewissen Gegensatze stand, so war sie zunächst doch von dem

1) Schmidt, Petrus Mosellanus (1861). Zu dieser sorgfältigen Biographie bieten erhebliche Ergänzungen K. und W. Kraffts Briefe und Documente S. 133 f., 146 ff., 175 ff., 194 ff. Nicht ohne Bedeutung für die Kenntniss der damaligen Studienweise in Leipzig ist die kleine Schrift von O. Meltzer, Aus der Bibliothek eines Leipziger Studenten und Docenten im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts (Dresden 1878).

Geiste der kirchlichen Wissenschaft kaum weniger beherrscht: Scholastik und kanonisches Recht waren stark vertreten, zum Theil durch Männer von entschiedenster conservativer Gesinnung. Immerhin hatte in Wittenberg der Humanismus eine festere und freiere Stellung. Der Gründer der Universität, Friedrich der Weise, hegte ja für die neuen Studien noch lebhaftere Sympathie als sein Vetter im Meissnerlande. Er hatte schon 1487 dem aus Italien zurückgekehrten Konrad Celtis beim Kaiser Friedrich III. den Schmuck des Dichterlorbeers ausgewirkt[1]; in seinen Diensten stand Heinrich von Bünau, der mit Celtis, Dalberg und Trithemius in Verbindung kam[2]; des Kurfürsten wissenschaftlicher Berather war in späterer Zeit Mutianus in Gotha, dessen Freund Spalatinus aber konnte als Vertrauensmann Friedrichs gelten und vermittelte vielfach die Erwerbungen, welche dieser für sein Bibliothek zu machen wünschte[3]. An der neuen Universität lehrte zwar der von Erfurt gekommene Nikolaus Marschalk nur kurze Zeit; aber unter seinen Zuhörern hatte er den Kurfürsten und dessen Bruder Johann[4]. Damals trug aber auch Simon Steyn lateinische Grammatik (nach Sulpitius) vor; Balthasar Phachus erklärte Virgils Aeneide, den Valerius Maximus und Sallusts Jugurtha; 1511 kam Sibutus Daripinus, ein Schüler von Celtis, gekrönter Dichter und Orator, nach Wittenberg und interpretirte dann den Silius Italicus. Aber neben den eigentlichen Humanisten erschienen auch der Theolog Andreas Bodenstein (Carlstadt), der mit den drei alten Sprachen bekannt war, und der Jurist Christoph Scheurl,

1) Aschbach, Wanderjahre des C. Celtes S. 93 f.

2) Aschbach S. 119 f.

3) Scheurl, Briefbuch I, 105 f., 141. Vergl. Jürgens, Luther II, 234.

4) Kampschulte I, 53. Auch Hermann von dem Busche zog bald wieder hinweg. Ob er später (etwa 1508) noch einmal nach Wittenberg gekommen und dann mit dem Italiener Richard Sbrulius, den der Kurfürst auf Empfehlung des Kaisers Max vom Konstanzer Reichstage mit nach Wittenberg gebracht hatte, in Streit gerathen, ist hier nicht zu untersuchen. Über Sbrulius vgl. Süss, Geschichte des Gymnasiums zu Freiberg I, 17.

der in Bologna studirt hatte und in Wittenberg gelegentlich über Sueton las, als Förderer des Humanismus. Für Beredsamkeit aber war Otto Beckmann, ein Schüler von Hegius, angestellt. Für das Griechische war freilich in jener Zeit noch gar nicht gesorgt und wenn die Klagen Scheurls in einem Briefe an Spalatin vom Jahre 1511 auf Wittenberg zu beziehen sind, so stand es damals um die Geltung der classischen Studien an der jungen Universität nicht gut [1]. Rhagius Aesticampianus, der 1517, als schon müder Mann, nach Wittenberg berufen wurde, gab sich mehr als je theologischen Studien hin. Aber als ein Jahr später Philipp Melanchthon in voller Jugendkraft dort seine Wirksamkeit begann, kam freilich in die classischen Studien ein durch Alles hindurchwirkendes Leben, wie auch jenen wieder die begonnene Reformation neue Ziele zeigte, neue Aufgaben stellte.

Dass in Frankfurt a. O. die von Joachim I. gegründete Universität besonders nach dem Wunsche Eitelwolfs von Stein eine Pflegerin des Humanismus werden sollte, ist schon berührt worden. Auch waren Hermann Terbellius und Publius Vigilantius, die zunächst nach dieser Richtung zu wirken hatten, talentvolle, namentlich als Poeten ausgezeichnete Männer. Aber der Letztere fand schon 1512 auf einer Reise nach Italien, bevor er die Alpen erreicht hatte, durch Räuber seinen Tod; Rhagius aber, der neben beiden den classischen Studien einen festeren Halt hätte geben können, ging aus eigenem Triebe nach kurzer Frist wieder weg. Die alte

1) Briefbuch S. 79: Quid, quod plerique academici nostri ista studia, quae hominem humanum efficiunt, unde etiam nomen sibi indidere, non honorant? libens dixissem repudiant et aspernantur, perinde acsi cum alia disciplina conjungi non possent oratoria. Damit stimmen Spalatins eigene Klagen in einem Briefe an Joh. Lange in Erfurt (2. März 1515), mit Bezug auf die Frage, ob nicht Crocus für griechischen Unterricht nach Wittenberg berufen werden könne, bei K. und W. Krafft, Briefe und Documente S. 135 f.: Crede mihi, me paene conficit gymnasia nostra maxima prope praesidio recte et solide deesse (?), acceptis tot argutiis, ne dicam ineptiis. Tu quaeso responsurus homini amico, ne promittas, quod vix praestabitur. O barbaros homines! Ter sumus miseri, quantumvis blandiamur nobis.

Lehrweise behauptete in Frankfurt durch Männer wie Konrad Wimpina das Uebergewicht.

Dasselbe gilt von Greifswald, dessen Universität wiederholt Gelegenheit hatte, Humanisten bei sich aufzunehmen, keinen aber zu gedeihlicher Wirksamkeit kommen liess. Hermann von dem Busche ging dorthin, als er in Rostock sich nicht mehr halten konnte; aber er behauptete sich auch dort nicht. Ulrich von Hutten dagegen wandte sich von dort (1509), weil er schnöde behandelt worden war, nach Rostock und wurde noch vor dieser Stadt durch die aus Greifswald ihm nachgesandten Knechte so übel zugerichtet, dass er eine Zeit lang bittere Nachwehen zu erdulden hatte.

Da stand es doch anders an der Universität Rostock. Konrad Celtis freilich hatte hier eben nur anregen können, da er bald wieder fortging. Hermann von dem Busche hatte zwar grossen Beifall gefunden, aber dann vor dem Concurrenten Heverlingh sich zurückziehen müssen. Auch Ulrich von Hutten, bald nachher in Rostock angekommen, war sehr schnell durch seine Wanderlust weiter getrieben worden. Erst nach sechs Jahren sah die Universität einen neuen Humanisten, Johannes Padus, der wahrscheinlich in Erfurt seine Studien gemacht, dann bei den Italienern höhere Ausbildung gewonnen, zuletzt in Greifswald sein Heil versucht hatte, dann aber, als dort auch für ihn der Zugang verschlossen zu sein schien, im October 1515 nach Rostock gegangen war. Man hatte ihn freundlich aufgenommen und zu einer gewissen Wirksamkeit gelangen lassen, was er in schwungvollen Gedichten rühmte; Grösseres indess hat er ebenso wenig erreicht. Dagegen gab dann Nikolaus Marschalk, dem wir in Erfurt und Wittenberg schon begegnet sind, den humanistischen Bestrebungen Zusammenhang und Festigkeit. Ein vielseitig gebildeter Mann, mit Eifer und Kraft für seine Sache eintretend, auch in seinen wissenschaftlichen Sonderbarkeiten mächtig anregend, liess er sich selbst durch sein Verhältniss zum Herzog Heinrich, der ihn als seinen Rath gern hörte, der Universität nicht entfremden; er wirkte an dieser vielmehr mit grossem Fleisse, indem er neben seinen humanistischen

Vorlesungen auch juristische und naturwissenschaftliche hielt und als Historiker zugleich der Erforschung der mecklenburgischen Geschichte grosse Theilnahme zuwandte, wobei er nur zum Theil von phantastischen Ansichten sich leiten liess; der griechischen Sprache und Literatur hat er in Rostock erst Geltung verschafft. Die Universität hatte tief zu beklagen, dass er bereits am 12. Juli 1528 vom Tode abgerufen wurde [1]).

Es war natürlich, dass aus dem östlichen Deutschland, aus Schlesien und Preussen junge Männer auch die Universität Krakau besuchten, wo bereits um 1450 der Florentiner Buonacorsi (Callimachus) dem Humanismus eine Stätte zu bereiten suchte († 1496). Im Jahre 1484 wurde dort Virgil und Cicero interpretirt. Dann erschien Konrad Celtis, zuerst zu mathematischen Studien, dann auch zu Vorträgen über römische Classiker, sowie über Poetik und Rhetorik bereit. Seine Schüler Laurentius Corvinus und Rhagius Aesticampianus setzten seine Thätigkeit fort. Aber zu griechischem Unterricht brachte man es noch nicht. Eben damals (1491—95) studirte auch Nikolaus Kopernikus in Krakau. Doch die seit einiger Zeit erfreuliche Blüthe dieser Universität nahm ein jähes Ende, als 1493 die Deutschen mit ihren humanistischen Bestrebungen durch die für die Scholastik eifernden Ungarn verdrängt wurden. Im Jahre 1493 waren 482 Studenten immatriculirt worden, 1495 hatte man nur 92 aufzunehmen [2]). — Für das westliche Deutschland konnte in ähnlicher Weise die Universität Löwen Anziehungskraft haben. Sie war in den letzten Zeiten des Mittelalters eine der besuchtesten Hochschulen Europa's, und in den Jahren, wo Erasmus und Vives dort wirkten und das von dem Kanonikus Hieronymus Buslidius (Busleiden) gegründete Collegium trilingue Buslidianum den alten Sprachen noch besondere Pflege sicherte, gelangte diese Universität, an welcher sonst die alte Theologie eine alle

1) Krabbe, Die Universität Rostock im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert I, 256—287. Ueber Marschalk vgl. Kampschulte I, 51 f.

2) Prowe, Nic. Copernicus auf der Universität zu Krakau (1874). Vgl. Aschbach, Die Wanderjahre des Conrad Celtes S. 98 ff.

andern Wissenschaften weit überragende Geltung hatte, auch in den Kreisen der Humanisten zu hohem Ansehen, das sie tief in das 16. Jahrhundert hinein behauptete [1]).

Nach Allem aber wird man doch sagen dürfen, dass die humanistischen Studien an den Universitäten nirgends zum vollen Gedeihen sich erhoben haben. An den einen blieb es bei zusammenhangslosen Versuchen ohne rechten Ernst, an den andern hatte man viel versprechende Anfänge ohne Fortgang, an noch anderen folgte auf eine Zeit der erfreulichsten Blüthe ein rasches Zusammensinken. Wo man es zu festerem Bestande brachte, da hatte man dies auf einzelne bedeutende Persönlichkeiten, selten auf entschiedenes und planmässiges Walten der von oben bestimmenden Mächte zurückzuführen. Dass dann die grosse Bewegung, welche unaufhaltsam alles Kirchenthum erschütterte und verwandelte, aber auch die politischen Verhältnisse in tiefgreifender Weise umgestaltete, wie der Wissenschaft im Ganzen, so dem Studienwesen der Universitäten neue Bahnen anwies und neue Methoden aufnöthigte, braucht hier nur angedeutet zu werden. Es ist an anderer Stelle zu zeigen, wie die neue Zeit gerade auch den Humanismus, nicht durchweg nach den Hoffnungen eifriger Vertreter, vor neue Aufgaben stellte, zu deren Lösung ihm zwar ein gesichertes Gebiet eingeräumt, aber auch manche Beschränkung auferlegt wurde.

In manchen unter unmittelbarer oder alleiniger Leitung kirchlicher Gewalten stehenden Schulen sah sich der Humanismus kaum weniger, zum Theil sogar besser und nachhaltiger gefördert als an den Universitäten. Dies gilt vor anderen von der Domschule in Münster. Als hier der Domherr Rudolf von Langen (wahrscheinlich 1438 geboren) zu der in Deventer und in Erfurt gewonnenen edleren Bildung auf einer ersten Reise nach Italien (zwischen 1465 und 1470) durch

1) Andreae, Iusti academici studii generalis Lovan. (1650), p. 275 ff., Namèche, Mém. sur la vie et les écrits de Jean-Louis Vives, in den Mémoires couronnés par l'académie royale de Bruxelles T. XV. (1841) p. 15 ff., de Ram, Considérations sur l'hist. de l'université de Louvain (1425—1797), im Annuaire de l'univ. catholique de Louvain 1854.

weiteres Studium des Lateinischen und Griechischen die wünschenswerthen Ergänzungen erlangt und dort auch eine reichhaltige und auserlesene Bibliothek zu sammeln begonnen hatte, musste ihn bald das Verlangen bewegen, in Münster selbst den Studien eine Zufluchtsstätte zu bereiten, und die in grossen Verfall gerathene Domschule schien diesem Streben einen guten Anhalt darzubieten. Indess verhinderte die kriegerische Regierung des Bischofs Heinrich von Schwarzburg die Ausführung solcher Entwürfe, und erst nach seiner zweiten italienischen Reise, die er 1486 im Auftrage des Bischofs unternahm, kam er zur Ausführung der Schulreform, die er dann auch, unbewegt durch den Widerspruch der Kölner und in Uebereinstimmung mit dem neuen Bischof Konrad von Rietberg, sowie dem Domcapitel im Jahre 1498 in Gang brachte[1]). Ihr erster Rector wurde, vielleicht auf des Hegius Rath, der selbst seines höheren Alters wegen abgelehnt hatte, Timann Camener (Kemener, Kemner), und es war als ein besonderes Glück zu preisen, dass der jedenfalls sehr tüchtige Mann 30 Jahre lang (bis 1528) in dieser Stellung zu wirken im Stande war. Die unter seiner Leitung erneuerte Domschule hatte sechs Classen, von denen jede ihren besonderen Lehrer erhielt. Demgemäss leitete Camener die erste Classe, Bernhard Guering die zweite, Johann Hagemann die dritte, Johann Pering die vierte, Ludwig Bavink die fünfte, Anton Tunicius die sechste[2]). Hiernach waren dann auch die Lehrgegenstände genau abgestuft, das Lateinische, seit 1504, wo Cäsarius eintrat, das Griechische, Philosophie, Poetik, Rhetorik, Dialektik und (an Sonn- und Feiertagen) Religionslehre. Wenn wir nun annehmen dürfen, dass der im Jahre 1551 er-

---

1) Allerdings hat Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus (1874) S. 73 f. zu erweisen gesucht, dass die Schule schon vor dieser Zeit, unter Heinrich von Schwarzburg, im Ganzen freilich noch dem Alten gehuldigt habe, doch dem Humanismus zugänglich gewesen sei

2) Es ist übrigens wohl nicht anzunehmen, dass alle diese Männer mit einem Male eingetreten seien. Reichling, de Murmellii vita et scriptis p. 23.

neuerte Lectionsplan auf Rudolf von Langen zurückzuführen ist, so gewinnen wir sehr befriedigende Einblicke in den Zusammenhang des gleich anfangs eingeführten Unterrichts. Die sechs Classen gingen von der Secunda bis zur Septima; die nicht aufgeführte Prima umfasste wahrscheinlich diejenigen jungen Kleriker, welche in besonderer Weise auf ihren geistlichen Beruf sich vorbereiteten, so dass für sie der sprachlich-wissenschaftliche Unterricht in der Secunda abschloss. Offenbar steht das hier Aufgestellte in engster Beziehung zu demjenigen, was durch die Brüder des gemeinsamen Lebens zumal in Deventer schon längere Zeit zu grossem Gedeihen gekommen war, und die Münstersche Domschule sah dann bald auch von allen Seiten Lernbegierige herbeiströmen [1]), wie bald auch wieder Lehrende von ihr in engere und weitere Kreise auszogen, so dass nicht bloss in Westfalen, sondern im ganzen nördlichen Deutschland und bis in die Niederlande Schüler dieser Anstalt Aufnahme und Anerkennung fanden. Es war eine Bewegung, die zu den grössten Hoffnungen berechtigte und noch später nach Anlage und Erfolg um ein Grosses über das hinauszureichen schien, was von Wittenberg aus in Gang gebracht wurde.

Der bereits 1500 als Conrector an Cameners Seite getretene Johannes Murmellius war, wie jener und die meisten andern Lehrer der Domschule, in Deventer gebildet und trug zum Aufblühen dieser Anstalt als Lehrer und Schriftsteller Grosses bei. Aber Langen hatte zu beklagen, dass beide Männer nach einigen Jahren aus geringfügigen Anlässen in bitteren Streit geriethen und der jüngere zuletzt sich zurückzog. Er übernahm zunächst ein Lehramt an der Ludgeri-Schule zu Münster, ging aber dann nach kurzer Wirksamkeit in die Niederlande, wo er in Alkmar einen neuen Wirkungskreis fand [2]). Mit Cäsarius, der 1504 nach Münster kam und

---

1) Anmuthige Einblicke in das Leben eines aus Franken herbeigekommenen Schülers gibt Becker, Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach (1869) S. 278 ff.

2) Reichling p. 22 ff.

als Lehrer des Griechischen mit den andern Lehrern der Domschule selbst den Rector Camener unter seinen Zuhörern sah, stand Murmellius in freundlichem Verkehr, der sich noch fortsetzte, als er, ohne den erwarteten Lohn gefunden zu haben, nach Köln zurückgekehrt war [1]). — Als Langen am 25. Decbr. 1519 starb, tief betrauert von Allen, die ihm nahe gekommen waren, konnte er nicht ahnen, dass in kurzer Zeit Münster grosse Neuerungen erfahren und endlich Schauplatz unerhörbarer Greuel werden würde. Aber dieselben haben seine Gründung nur erschüttern, nicht zerstören können [2]).

Wollten wir, was jetzt nicht mehr schwierig wäre, in rascher Wanderung die Städte durcheilen, welche in jenen Jahren von Münster aus für ihre Schulen Anregungen erhalten haben, so würde sich eine erstaunliche geistige Regsamkeit uns darstellen; in Hamm, in Dortmund, in Attendorn, in Soest, in Osnabrück, in Minden, in Düsseldorf, aber auch in Braunschweig, Goslar, Kassel, Marburg, in Lübeck, Rostock und Greifswald, wie in Zwolle und Löwen würden wir auf Männer treffen, die in Münster gebildet oder durch die dortige Schule sonst bestimmt worden sind. Doch überall hätten wir, bei aller Verschiedenheit der äusseren Verhältnisse, wesentlich dieselben Grundzüge des Unterrichtswesens vor uns.

In anderen Theilen Deutschlands kommen uns in vielen einzelnen Orten Anfänge humanistischer Bestrebungen entgegen, so wenig auch die Schulen, an welche sie sich anknüpfen, es zu durchgreifenden Gestaltungen gebracht haben. Ein neuer Geist regte sich früh in den durch ertragreichen Bergbau rasch aufblühenden Städten des sächsischen Erzgebirges; an der Schule in Chemnitz wirkte (etwa 1485 bis 1487) einer der merkwürdigsten Humanisten jener Zeit, Paulus Niavis (Schneevogel), dessen freilich jetzt sehr seltene Schriften zu den ersten mit Mühe unternommenen Versuchen, passendere

1) S. die Briefe des Cäsarius an Murmellius bei K. und W. Krafft, Briefe und Documente S. 127—130.

2) Ueber Langen die fleissige Schrift von Parmet 1869; vgl. Nordhoff S. 2—41, 72—94. Im Ganzen Cornelius, Die Münsterschen Humanisten (1851).

Lehrbücher für den Unterricht herzustellen, gehören[1]). In Bayern treffen wir eine ziemlich grosse Anzahl sogenannter Poetenschulen: in München, in Ingolstadt, in Regensburg, in Freising. In Augsburg wurden um das Jahr 1500 fast zu gleicher Zeit zwei Schulen für die lateinische Sprache und die andern freien Künste eröffnet, allerdings mehr mit Zulassung als mit Unterstützung der städtischen Behörde[2]). In Nürnberg, wo Konrad Celtis 1487 von Kaiser Friedrich III. den Dichterlorbeer erhielt und die aufstrebenden Männer um ihn sich sammelten, wünschte man einen Lehrstuhl für Poesie und Oratorie zu gründen und auf diesen mit einem Jahrgehalt ihn selbst zu berufen. Der Lehrstuhl wurde dann wirklich gegründet, aber, da Celtis nicht zu fesseln war, Heinrich Greninger aus München, ein in Italien gebildeter Gelehrter, angestellt, der etwa bis 1508 diese Poetenschule geleitet hat. Seit 1509 aber hatten die beiden Schulen zu St. Sebald und St. Lorenz einen gesonderten Cursus für Poesie und Oratorie, den gegen ein mässiges Honorar die Schulmeister oder tüchtige Gehilfen zu besorgen hatten. Man glaubte hierauf Grosses zu erreichen, als man 1510 dem damals in Köln studirenden Humanisten Johannes Cochläus (Joh. Dobeneck von Wendelstein) das Rectorat der Lorenzer Schule übertrug. Derselbe nahm die Stelle auch wirklich an und entwickelte in den vier Jahren, welche er zu Nürnberg verlebte, eine fruchtbringende Thätigkeit: er hat in jener Zeit ein Quadrivium grammatices, sowie ein Tetrachordum musices und Rudimenta geometriae herausgegeben, auch den Pomponius Mela bearbeitet und in Manchem, was er so schrieb, eine anerkennenswerthe patriotische Gesinnung an den Tag gelegt. Dann aber zog er nach Italien, wo er mit Hutten und Scheurl in Bologna zusammentraf[3]). Man kann sich wundern, dass damals der Einfluss Wilibald Pirkheimers, der doch mit der Visitation der Schulen beauf-

1) Vgl. Loose in den Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte I, 9 f.

2) Ruhkopf S. 141 f., 245. Lier, Der Augsburger Humanistenkreis in der Zeitschrift des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 1880 (VII) S. 79.

3) Otto, Johannes Cochläus der Humanist (1874) S. 11 f.

tragt war, in der grossen Reichsstadt nicht Bedeutenderes hervorzurufen vermocht hat. Es ist ihm aber wichtiger gewesen, den tüchtigen Humanisten als Führer seiner drei Neffen über die Alpen zu senden.

Wir wissen, dass auch der Rath der edlen Stadt Strassburg für das, was eine rechte Schule leisten könne, kein Verständniss zeigte, als Jakob Wimpheling, den man den Altvater des deutschen Schulwesens genannt hat, in seiner patriotischen Schrift Germania (1501) an jenen die Aufforderung richtete, eine Schule zu begründen, welche als ein durchaus städtisches Institut unabhängig von kirchlicher Leitung wäre und allein solche Lehrer hätte, die von der Stadt berufen und angestellt worden, dann aber auch, von der Ausrüstung für den Kirchendienst absehend, eine für alle bürgerliche Thätigkeit genügende Vorbildung geben und so die Jahre vor dem Eintritt in das Berufsleben der männlichen Jugend nutzbar machen könnte. Es darf nun weiter nicht auffallen, dass, während der Rath von Strassburg die ihm gemachten Vorschläge unbeachtet liess, der Franciscaner Thomas Murner in seiner Schrift Nova Germania, die freilich den übrigen Inhalt der Schrift Wimphelings nicht ohne Grund anficht, mit besonderer Leidenschaft jene Vorschläge bekämpfte, deren Befolgung die Franciscanerschule in Strassburg gefährdet hätte [1]).

Es fehlt im Ganzen doch fast überall noch an bewusstvollem Zusammengreifen, an freieren Organisationen. Die Zahl der für den Humanismus Erwärmten ist gross, und wie in den höheren Kreisen auf sehr verschiedenen Punkten guter Wille und frohe Hoffnung sich regen, so führt der Missmuth über die Verkommenheit des Alten auch im Volke Viele den auf Neuerungen im Geiste des Humanismus Hinstrebenden zu; allein eben diese Neuerungen knüpfen sich meist an einzelne Persönlichkeiten an, die zwar unter sich vielfachen Gedankenaustausch herzustellen wissen, doch eine Gesammtwirkung mehr durch Theilarbeit vorzubereiten suchen, als mit kühn

1) Schwarze, Jac. Wimpheling (1875) S. 78 ff., 180 ff.

vordringender Kraft erstreben. Immerhin ist es ein erfreuliches Geschäft, zu betrachten, in welcher Weise einzelne Persönlichkeiten gewirkt haben. Wir dürfen indess hier, wo es um die Geschichte des Schulwesens sich handelt, solches Wirken nur in Andeutungen behandeln.

Nach fast allgemeiner Ansicht gilt Wilibald Pirkheimer, der Nürnberger Patricier, als persönlicher Mittelpunkt aller humanistischen Bestrebungen seiner Zeit, und anzuerkennen ist, dass der bedeutende Mann, wie seine reichen Mittel ihn in den Stand setzten, nach allen Seiten Hilfe zu gewähren, auch lebendigen Sinn hatte für das zu rechter Förderung der neuen Studien Nothwendige, wie für das von solcher Förderung zu Erwartende. Wir wissen auch, dass sein gastfreundliches Haus Allen offen stand, welche die Sorge und Thätigkeit für jene Studien nach Nürnberg führte, dass er durch einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit zahlreichen Humanisten in Verbindung stand[1]) und mit eben so viel Besonnenheit als Eifer der hohen Interessen, die mit der ganzen Bewegung verbunden waren, sich annahm. Wenn man aber nach den bleibenden Resultaten seines Wirkens sich umsieht, so bietet sich der Betrachtung nur Weniges dar, während man doch sagen kann, dass bei der immer weiter gehenden Erregung der Geister für das Neue, wie sie seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich vollzog, von dem einenden und gestaltenden Wirken eines auch äusserlich so günstig gestellten Mannes Grosses sich erwarten liess. Es soll dabei durchaus nicht verkannt werden, dass fort und fort in den vorliegenden Zuständen grosse Schwierigkeiten auch ernstem Wollen sich entgegenstellten und viele Mitstrebende, wie enthusiastisch sie auch erschienen, für stetige und nachhaltige Thätigkeit wenig oder gar nicht zu brauchen waren; aber eben damit kommen wir auf die Bemerkung zurück, dass die humanistische Bewegung jener Zeit im Grossen und Ganzen, weil sie vorzugsweise durch das, was die Einzelnen betrieben,

---

1) Eine grosse Anzahl von Briefen an und von Pirkheimer theilt Goldast, Pirkheimeri Opp. (Nürnberg 1610) mit.

bedingt war, zu keiner entscheidenden Gesammtwirkung gekommen sei. Wir werden uns von der Richtigkeit dieser Auffassung am besten dadurch überzeugen, dass wir gerade mit dem berühmten Nürnberger in aller Kürze bekannter zu werden suchen.

Wilibald Pirkheimer, aus einer reichen Patricierfamilie Nürnbergs entsprossen, aber zu Eichstädt (1470) geboren, wo damals sein Vater Johannes Pirkheimer bischöflicher Rath war, hatte durch den auch humanistisch angeregten Vater bereits eine sorgfältige Erziehung erhalten, als er von diesem auf ausgedehnteren Geschäftsreisen mitgenommen wurde und auch die Welt in vielfachen Beziehungen kennen lernte. Dann trat er selbst in die Dienste des Bischofs von Eichstädt (1488), um den Waffendienst kennen zu lernen, und der kräftige Jüngling fand an kriegerischer Thätigkeit so grosses Wohlgefallen, dass er ganz dabei verharren zu können wünschte. Aber nach zwei Jahren sandte ihn der Vater, der selbst Rechtsgelehrter war, nach Italien zu juristischen Studien, die er zuerst in Padua drei Jahre lang betrieb, dann aber nach der Bestimmung des Vaters, der mit seinem zugleich hervortretenden Eifer für das Griechische nicht gerade einverstanden war, in Pavia noch weitere vier Jahre fortsetzte. Er hatte in dieser Zeit mit grossem Ernste auch andere Studien betrieben und, indem er von dem zuweilen wilden Treiben der in Italien studirenden Deutschen sich fern hielt, regen Verkehr mit Italienern unterhalten, die er oft durch seine Laute, wie durch seine feinere Geselligkeit erfreute, während er zugleich mit ihrer Sprache vertraut wurde[1]).

Nach Nürnberg zurückgekehrt, wo sein Vater die letzten Jahre seines Lebens in Abgezogenheit von Geschäften zubrachte, kam er schnell zu hoher Geltung: als Mitglied des Rathes und als Abgeordneter der Stadt bei Reichstagen und anderen Verhandlungen, gelegentlich auch als Anführer der dem Kaiser

1) Vgl. Peiper, Zur Geschichte der lateinischen Komoedie des fünfzehnten Jahrhunderts (aus Pirkheimers Studienzeit in Padua), in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Band CX, S. 131 ff.

gegen die Schweizer zu Hilfe gesandten Kriegsleute (1499), entwickelte er eine Thätigkeit, die ihn, den staatsklugen, welterfahrenen, durch edle Haltung und gewandte Rede ausgezeichneten Mann, fast unentbehrlich erscheinen liess. Wenn er nun auch, durch kleinlichen Neid Mancher geärgert, auf einige Zeit sich ausschliesslich wissenschaftlicher Musse hingab (1501—1505), so konnte doch das städtische Gemeinwesen auf seine so wirksame Mitwirkung nicht lange verzichten, und er hat dann bis in die Jahre, wo das Podagra ihn lähmte und der durch die Reformation auch in Nürnberg herbeigeführte Umschwung ihn tief verstimmte, treu und fest in seinem öffentlichen Berufe ausgehalten [1]). Aber allezeit war ihm die Pflege der höheren Studien Herzenssache, und dadurch hat er doch in den nächsten und in den weitesten Kreisen rückhaltslose, zum Theil enthusiastische Anerkennung verdient. Mit ungewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet und von einer ausserordentlich reichen Büchersammlung umgeben, legte er es doch nicht gerade darauf an, als Schriftsteller zu wirken, und was er schrieb (wir denken hierbei besonders auch an seine Uebersetzungen aus dem Griechischen in das Lateinische oder Deutsche), das sollte meist nicht gelehrten Zwecken dienen, sondern Lebensweisheit und tüchtige Gesinnung in die Herzen pflanzen oder dem Neueren, dem er mit freiem Sinne zugethan war, auch durch Satire breitere Bahn eröffnen [2]). Allein es war eben seine mächtige Persönlichkeit, welche so Grosses wirkte. Und doch war selbst seine Thätigkeit für die Schulen Nürnbergs, denen er als Visitator vorstand, ohne nachhaltige Bedeutung. Als im Jahre 1526 der Geist der Reformation in Nürnberg eine bedeutendere Anstalt schuf, nahm er, bereits kränklich und verstimmt, an den Arbeiten für sie nicht mehr theil [3]).

---

1) Endgiltig schied er erst im Jahre 1523 aus dem Rathe.

2) Gemeint ist der Eccius dedolatus vom Jahre 1520, herausgegeben von Böcking, Hutteni Opp. IV, 513—543.

3) Nächst Erhard hat Pirkheimers Wirken besonders anziehend dargestellt Hagen I, 188 ff., 261 ff., 281 f., 288, 290, 294 ff., 303, 346 ff. 423 ff., 449 ff. (über Pirkheimers Verhältniss zu den Briefen der Dunkelmänner), 456 ff. (Pirkheimers Apologie Reuchlins). Ueber Pirkheimers

Es liegt nahe, dem Nürnberger Pirkheimer den Augsburger Konrad Peutinger an die Seite zu stellen, wie man ja auch geneigt sein kann, die beiden Reichsstädte, in denen sie eine so bedeutsame Wirksamkeit entfalteten, zu vergleichen [1]). Peutinger gehört, wie jener, zu den nicht zahlreichen Humanisten, die mit vielseitiger wissenschaftlicher Bildung eine im praktischen Leben oft bewährte Tüchtigkeit verbanden und bei allem Wohlgefallen an der schönen Form einen die Phrase verschmähenden, auf den Kern der Sachen gerichteten Ernst bewahrten. Auch er gehörte einer Patricierfamilie an (geb. 1465); auch er hatte italienische Universitäten besucht; auch er war dann als Stadtschreiber in die Dienste der Vaterstadt getreten, obwohl er zugleich dem Kaiser Maximilian als Rath nahe stand; auch er unterhielt mit vielen aufstrebenden Männern regen Verkehr, und wo er helfen und ermuntern konnte, that er es gern. Besondere Theilnahme wandte er den Alterthümern und der Geschichte zu, und unter dem, was er in seinem Hause nach und nach gesammelt hatte, befand sich sehr Bedeutendes, wie die nach ihm genannte römische Weltkarte (Tabula Peutingeriana). Die Neigung, die ältere Geschichte der Deutschen zu erforschen, theilte er mit anderen Humanisten jener Zeit. Für das Unterrichtswesen in Augsburg in ausgedehnterem Masse zu sorgen, war freilich auch er nicht im Stande; aber Johannes Pinicianus, der seit 1512 dort unterrichtete, war sein Schützling [2]). Als der gewaltige Gang der Reformation die Herzen tiefer erregte, war dasjenige, was Erasmus im November 1520 von Köln aus an ihn schrieb, ohne Zweifel in voller Uebereinstimmung mit seiner

---

Verbindung mit Hutten Strauss, S. 243 ff., 256, 258, mit Dürer Thausing, A. Dürer S. 120 ff., 259, 263, 270 f., 275, 279 ff. Vgl. Pirkheim. opp. ed. Goldast (1610) p. 26, 172, 212.

1) Vgl. Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten S. 288 ff.

2) Herberger, Konrad Peutinger in seinem Verhältniss zum Kaiser Maximilian I. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der literarischen und artistischen Bestrebungen Peutingers und des Kaisers, Augsburg 1850. Ueber Peutingers Verbindung mit Heinrich Bebel Zapf, Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften (1802) S. 2, 40, 228, 266.

eigenen Ansicht, dass gewaltsames Einschreiten gegen Luther das Uebel unheilbar machen könne, wie damals ja auch Peutingers Freund Johann Faber die Sache durch weise und besonnene Männer auf dem nach Worms ausgeschriebenen Reichstage behandelt zu sehen wünschte.

Wir könnten jetzt eine Reihe von Männern anführen, die der Ehre ihres adeligen Geschlechts nicht Abbruch zu thun, sondern Förderungen zu bereiten glaubten, indem sie den neuen Studien ihre Theilnahme zuwandten und Geltung zu schaffen strebten. Aber es ist auch wieder für unsere Zwecke überflüssig, an Männer wie Eitelwolf von Stein oder Dietrich von Bülow zu erinnern, diejenigen alle zu nennen, welche auch in den Fürsten und Bischöfen den Sinn für edlere Wissenschaft weckten und nährten. Es gab in Deutschland keine Medici; aber an einsichtsvollen Landesherren, welche mit beschränkteren Mitteln den Studien zu helfen suchten, war kein Mangel, und diesen standen nicht selten Räthe zur Seite, die ihren guten Willen auf das Rechte hinleiteten. Wir wissen, wie der Freiherr Johann zu Schwarzenberg neben dem wohlgesinnten Bischofe von Bibra († 1522) ausser anderer auf sittliche Bildung des Volkes gerichteter Thätigkeit auch das Verständniss der in den Moralisten des römischen Alterthums niedergelegten Wahrheiten für sich und Andere als Aufgabe ansah, weshalb er Uebersetzungen von den Officien und dem ersten Buche der Tusculanen, sowie der Schriften vom Alter und von der Freundschaft besorgte [1]. Mit ähnlichen oder Gleiches erstrebenden Arbeiten waren ihm ja aber schon früher Niklas von Wyle, Heinrich Steinhövel und Albrecht von Eyb vorausgegangen [2].

Etwas länger jedoch müssen wir bei Bohuslaw von Hassen-

1) Hermann, Freiherr Johann zu Schwarzenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Criminalrechts und der Gründung der evangelischen Kirche. 1841.

2) Es wäre eine lohnende Aufgabe, die geistige Erhebung im deutschen Adel seit den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts zu betrachten. Vgl. hierzu Günthner, Gesch. der literarischen Anstalten in Bayern III, 141 f., 184 f.

stein verweilen. Etwa im Jahre 1462 geboren, hatte er seine Studien an der Universität Bologna gemacht. Dann für einige Zeit in seine böhmische Heimath zurückgekehrt, unternahm er (1490) eine grössere Reise, die ihn von Italien aus nach Syrien, Palästina, Aegypten und Arabien, dann über Griechenland nach Sicilien und Nordafrika (bis zu den Ruinen Karthago's) führte. Er war noch auf der Reise, als ihn das Domcapitel in Olmütz zum Bischof wählte (1491). Doch billigte der Papst Innocenz VIII. die Wahl des Laien nicht, sondern schob einen Italiener ein, dem später Alexander VI. einen anderen Italiener folgen liess. Der so auf die Seite Gedrängte verzichtete 1497 auf die Wahl völlig und wandte sich nun mit grösstem Eifer den humanistischen Studien zu, woran er die Beschäftigung mit der Theologie anschloss. Als lateinischer Dichter hatte er schon höhere Anerkennung gefunden. Er trat nun auch mit den deutschen Humanisten, wie mit Konrad Celtis in Verbindung; die literarische Gesellschaft in Wittenberg machte ihn zu ihrem Vorstande; seine Gedichte wurden an deutschen Universitäten, z. B. in Leipzig, neben den classischen Werken der Römer erklärt. Als ihm der Versuch, das Bisthum Breslau zu erlangen, ebenfalls misslungen war und der Dienst am Hofe des Königs Wladislaw ihm keinerlei Befriedigung gewährt hatte, zog er sich ganz auf sein Schloss Hassenstein zurück, um in gelehrter Musse sein alleiniges Glück zu suchen. Sein Haus glich einer Akademie; alle neuen Erfindungen, alle neuen Werke der Kunst beschäftigten seine Aufmerksamkeit; seine Bibliothek, für welche er, die Handelsverbindungen der Fugger von Augsburg benutzend, weit und breit, selbst in Griechenland Erwerbungen machen liess (ein Exemplar des Plato hat er mit 1000 Ducaten bezahlt), wurde eine der reichsten in weitem Umkreise. Die Söhne seiner Verwandten unter seiner Aufsicht bilden zu lassen, erschien ihm in seinem Tusculum als ein besonders liebes Geschäft. Der alten Kirche blieb er, obwohl er selbst gegen die Päpste manches schneidige Wort gerichtet hatte, unwandelbar treu, ja er eiferte für den päpstlichen Stuhl und suchte seinen König durch Hinweisung auf noch überall sichtbare Spuren

hussitischer Zerstörungswuth auch zu scharfen Massregeln gegen die böhmischen Brüder zu bestimmen. Die stürmische Reformationszeit sollte er nicht erleben. Er starb bereits den 13. Nov. 1510 [1]).

Vielleicht noch mehr als in Böhmen war in Mähren die Sympathie des Adels den neuen Studien gewonnen. Ctibor von Cimburg, Ladislaw von Boskowitz, Johann von Zwole und Andere förderten sie. Der Adel begann damals, seine Söhne durch ernste Studien und durch Reisen nach Italien, Deutschland und Frankreich ausbilden zu lassen, um sie zu würdiger Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes vorzubereiten. Es gab unter diesem Adel bald viele, welche den Virgil und Plinius, den Cicero und Plutarch im Original lesen konnten. Die Errichtung zahlreicher Schulen fällt in diese Zeit [2]).

Wenn nun in den höheren Kreisen auch die Frauen zu höherer Bildung angeleitet wurden, so kann das nicht überraschen. Konrad Celtis konnte von den Nürnbergerinnen rühmen, dass sie Arithmetik und Musik, aber auch Latein verständen; es ist aber bezeichnend, dass er in diesem Zusammenhange auch des Schreibens gedenkt [3]). An Pirkheimers Schwestern brauchen wir kaum zu erinnern. Sehr bekannt sind auch Juliana Peutinger, Margaretha Welser, Isabella Fugger geworden [4]).

---

1) Ganz aus seinen Briefen, Gedichten und Schriften schildert ihn Coler, Commentatio hist. de Bohuslai Hassensteini vita et summis in rem literariam meritis (1721, 4°). Vgl. Gindely, Geschichte der böhmischen Brüder (1857) I, 98 f. Ueber seine Verbindung mit Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden in Augsburg Lier S. 87 ff., 96, 107.

2) Chlumecky, Karl von Zěrotin S. 48.

3) Celtis, Descriptio Norimb. p. 128 und Pirkheimeri Opp. ed. Goldast.

4) Ueber Pirkheimers Schwestern Charitas und Clara vgl. Burckhard, de linguae lat. in Germania fatis (1713) p. 205 f., besonders aber Binder, Charitas Pirkheimer S. 35 ff. und 69 ff. Charitas, durch ihren berühmten Bruder gebildet, war mit Celtis, Erasmus und anderen Humanisten befreundet. Das vom Beichtvater an sie gerichtete Verbot, lateinische Briefe nach Aussen zu schreiben, sollte wohl von solcher Verbindung ablenken.

Wie stand es aber mit dem Klerus? Da hat man doch anzuerkennen, dass derselbe seit den Tagen Johanns von Dalberg und Rudolfs von Langen viele Freunde und Gönner der humanistischen Bestrebungen zählte. Es wäre leicht, durch eine Aufzählung von Namen Belege zu schaffen. Der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg war Huttens Beschützer; der für Naumburg gewählte Julius von Pflug hatte durch seine Beschäftigung mit den Alten jene massvolle Haltung gewonnen, die ihn unter sehr trüben Verhältnissen auch für seine Gegner zu einem Gegenstand der Theilnahme machen konnte; die bischöflichen Brüder Thurzo in Olmütz und Breslau standen mit Erasmus in freundlichem Verkehr; die Domherren Bernhard und Konrad Adelmann von Adelmannsfelden hatten mit Pirkheimer wie mit Reuchlin eine engere Verbindung angeknüpft [1]; Johann von Botzheim, Domherr in Konstanz, Thomas Truchsess, Dechant in Speier, Lorenz Behaim, Kanonikus im Stifte St. Stephan zu Bamberg sind uns als treffliche Kenner der classischen Literatur bekannt. In Strassburg galten der Kanonikus Thomas Wolf und der Propst Philippus de Dune als treue Beschützer aller ihnen zugewandten Humanisten [2].

Da lohnt es sich, auch in die Hallen der Klöster einzutreten, in welche vielfach die Strahlen erquickenden Lichtes den Zugang gewonnen haben, wie gross immer in manchen das Dunkel war, wie arg das Schlaraffenleben, wie unüberwindlich die Faulheit der in ihnen Vereinigten. Gewiss sind die in solcher Beziehung selbst von sehr gemässigten und kirchenfreundlichen Männern erhobenen Klagen sehr gerechtfertigt gewesen; aber zahlreiche Thatsachen lassen doch eine

1) Lier S. 86 f., 90, 91 f., 95.

2) Es ist hier überall auf den lebhaften Briefwechsel zwischen den Humanisten jener Zeit zu verweisen. Briefe beider Adelmann an Reuchlin bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 9, 27, 28; Botzheim an Hummelberger in Horawitz, Analecten zur Gesch. der Reformation und des Humanismus in Schwaben S. 42 f., und von Hummelberger an ihn S. 43 f., 79 f., 84 f.; über Truchsess eben daselbst S. 6 und 49. An die Briefsammlungen von Erasmus und Pirkheimer etc. braucht kaum erinnert zu werden.

bessere Auffassung zu. Man darf hierbei hervorheben, dass die Benedictiner hier und da noch immer für höhere Studien Theilnahme zeigten, wie z. B. in Leipzig, wo auch im Dominicanerkloster eine gewisse Regsamkeit herrschte [1]), wenn sie gleich den alten Ruhm wissenschaftlichen Eifers schon längst verloren hatten, dass auch bei den Cisterciensern an einzelnen Stellen neues Leben sich regte, dass selbst in Köln die Antoniterherren und die Augustiner-Eremiten den Humanisten Sympathie bewiesen [2]), dass sogar Dominicaner und Franciscaner zuweilen für das bei ihnen sonst Gehasste erregbar zu sein schienen. Wir versuchen dies noch durch einige Einzelheiten zu erweisen.

Die alte Abtei Fulda freilich hatte längst vergessen, dass in ihr Hrabanus Maurus gewirkt hatte, und die Klosterschule, die dort noch bestand, war durch den in ihren Umgebungen herrschenden Geist des Mönchthums so niedergehalten, dass auch die Berufung des humanistisch gebildeten Crotus Rubianus kein Leben in ihr zu entwickeln vermochte, wie sie schon vorher für den jungen Ulrich von Hutten nichts Bildendes gehabt hatte [3]). Aber die Benedictiner in Zwiefalten hatten es gern, wenn der heitere Humanist Bebel aus Tübingen sie besuchte; der damalige Abt Georg Fischer sammelte eine Bibliothek aus griechischen und römischen Schriftstellern, die jene benutzen durften, in den Mönchen aber regte sich das Streben, vorwärts zu kommen, das Bebel in seiner Weise unterstützte [4]). Reges Leben herrschte bei den Benedictinern in Bayern. Im Kloster Ottobeuren lebte seit 1504 Nikolaus Ellenbog aus dem Schwabenlande, später Prior und Oekonom des Klosters. In den Gedanken des unermüdlich thätigen Mannes lag auch der Entwurf zu einer Klosterschule, welche homines trilingues bilden sollte und wohl auch zu einiger Entwickelung kam, doch durch die einseitige Richtung ihres

1) Lier S. 70 ff.

2) K. Krafft, Aufzeichnungen Bullingers S. 60 f.; vgl. K. und W. Krafft, Briefe und Documente S. 39 f., 45 f., 54 f.

3) Strauss, Hutten S. 9 f., 57 f., 139 f., 201.

4) Zapf S. 37 f., Hagen I, 210 f.

Gründers auf das Theologische gehemmt wurde. Mit Reuchlin unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, aus dem wir sehen, dass er hebräische Studien trieb und mit Plato sich beschäftigte. Von seinen vielen Schriften, die später sehr entschieden die Reformation bekämpften, werden manche noch ungedruckt in Ottobeuren aufbewahrt [1]). Wir nennen neben ihm noch den Benedictiner Chelidonius Musophilus im Aegidienkloster zu Nürnberg, später Abt des Schottenklosters zu Wien. Ein entschiedener Verehrer von Celtis, stand er auch mit Albrecht Dürer in freundschaftlicher Verbindung. Er verfasste zu des Meisters grosser und kleiner Passion die lateinischen Verse und übersetzte für die zweite Ausgabe der Ehrenpforte die deutschen Verse ins Lateinische [2]).

Ein besonderes Bild gewinnen wir, wenn wir auf Johannes Altenstaig unsere Aufmerksamkeit richten. Er war in dem Städtchen Mindelheim geboren, hatte in Tübingen unter Heinrich Bebel studirt und auch bereits als Lehrer sich versucht, als Johannes Zinngiesser, der Propst des Stifts der regulirten Augustiner Chorherren in Polling (er waltete als solcher seit 1499), ihn mit der Einführung seiner jungen Kleriker in die Philosophie und Theologie beauftragte, wobei das Studium des Lateinischen nach der neuen Methode die Voraussetzung bildete. Nach der ausführlichen und in mehrfacher Beziehung anziehenden Zuschrift, womit er dem Propste seine Ausgabe von Bebels Triumphus Veneris (Strassburg 1515) dedicirt hat, kann er nicht lange vor 1510 (die Zuschrift ist ex Pollinga intra idus Apriles) seine Wirksamkeit in dem reichen Stifte eröffnet haben [3]). Er unterstützte dann den Propst wahrscheinlich auch bei der Errichtung und Bereicherung der Stiftsbibliothek. Als er später (1512) Polling wieder verliess, um in seinem Geburtsorte Mindelheim, nachdem er die Priesterweihe erhalten, eine Pfründe zu übernehmen, trat in Polling Matthias Kretz an seine Stelle, er selbst aber setzte

1) Geiger in der Vierteljahrsschrift für katholische Theologie 1870, mit Nachtrag 1871. Ellenbog starb 1543.

2) Otto, Cochläus S. 58.

3) Zapf, Bebel S. 241 ff.

im dortigen Augustinerkloster auch seine Lehrthätigkeit fort und kam in mehrfache Verbindung mit dem Augsburger Bischof Christoph von Stadion. Der Geist der Reformation scheint ihn nicht ergriffen zu haben. Mit dem Jahre 1523 verschwindet von ihm jede weitere Spur des Wirkens.

Bei den Benedictinern in Sponheim hatte der so kräftig und entschieden aufstrebende Johannes Trithemius nach einundzwanzig Jahren (1483—1504) doch keinerlei nachhaltige Wirkung hervorgebracht. Während er in weiten Kreisen als Theolog und Humanist, als Mystiker und Staatsmann, als rastloser Forscher auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte und Cultur zu hoher Anerkennung gelangte, fand er in seiner nächsten Umgebung nur geringes Verständniss seiner Bestrebungen, und die stattliche Bibliothek, die er sammelte, blieb wohl vor Allem seiner Benutzung überlassen [1]). In Laach hatten die Benedictiner freilich an dem in Deventer gebildeten Novizenmeister Johann Butzbach einen trefflichen Kenner humanistischer Studien; aber mit seinem Ordensbruder Jakob Siberti, der vorher schon in Emmerich als Lehrer gewirkt hatte, stand er doch einsam in der Mitte bildungsloser, in strenger Askese sich abmühender Klostergenossen [2]). Wie es in einem Benedictinerkloster des Meissnerlandes (in Chemnitz) aussah, dessen prachtliebender Abt Heinrich von Schleinitz auch für Vermehrung der Bibliothek, aber nicht für Unterricht sorgte, lehrt uns in sehr anschaulicher Weise eine Schrift des Humanisten Paul Niavis, vielleicht des ältesten, der in den sächsischen Landen gewirkt hat [3]).

---

1) Ueber ihn aus neuerer Zeit besonders Silbernagel, Johannes Trithemius. Landeshut 1868; Hermann Müller, Ueber das Verhältniss des Abtes Trithemius zu Joachim I. von Brandenburg. Prenzlau 1874, gr. 8°. Ueber den Passauischen Mönch Paul Lange, den Trithemius durch Deutschland aussendete, um Urkunden für ihn aufzusuchen, Schöttgen in der Nachlese XI, 88 ff.

2) Becker, Chronica eines fahrenden Schülers S. 219 ff. Ueber die Verbindung, in welcher Butzbach mit Trithemius stand, S. 223 ff., 267 f., 272 ff.

3) Ermisch im Archiv für sächsische Geschichte. Neue Folge V, 222 ff.

Auf ähnliche Weise wie die Benedictiner Butzbach und Siberti in Laach waren durch die Freude an den Alten verbunden die beiden Cistercienser Heinrich Urbanus und Georg Spalatinus im thüringischen Kloster Georgenthal, die in Verbindung mit dem in Gotha vereinsamten Kanonikus Mutianus Rufus auch den griechischen Studien grossen Fleiss zuwandten und zugleich in stiller Abgeschiedenheit den merkwürdigsten Umschwung des geistigen Lebens weiter Kreise mit vorbereiteten [1]. Einsamer als sie stand Konrad Leontorius (Leonberg, Löwenberg), der als Cistercienser in Maulbronn begann, später (1504 — 1511, 1. Jan.) im Beghinenkloster Engelthal (südlich vom Dorfe Muttrop) junge Leute, unter Anderen Bonifacius Amerbach, unterrichtete. Neben einer neuen lateinischen Bibel hat er grössere Arbeiten nicht unternommen; aber die lateinischen Gedichte von ihm und Briefe an Reuchlin erweisen seinen Zusammenhang mit den humanistischen Kreisen [2].

Nirgends freilich treten uns Thatsachen entgegen, welche eine weiter reichende oder tiefer gehende Sympathie dieser Orden für die humanistischen Studien verriethen; es sind überall doch nur einzelne Ordensbrüder, welche denselben sich zugewandt haben, und dass sie dafür mancherlei Anfechtungen erlitten, das zeigen die Klagen über solche, die sie gelegentlich von ihren Ordensgenossen erfuhren [3]. Man kann dabei wieder nicht sagen, dass in diesen Orden während jener Uebergangszeit guter Wille durchaus gefehlt habe; man weiss es ja: wie gerade damals unter den hohen Prälaten manche sehr tüchtige Männer standen, die in klarer Erkenntniss vorhandener Uebelstände auf Pflanzung und Förderung des Besseren ernst bedacht waren, so ging in den grossen Orden das Streben in eben jener Zeit vielfach auf durchgreifende Reformen, und diese sind zum Theil auch mit nachhaltiger

1) Kampschulte I, 80 f.

2) Fechter in den Basler Beiträgen zur vaterländischen Geschichte 1846, 2. Band. Reuchlins Briefwechsel von Geiger p. XXI, XLVIII; vgl. S. 360 f.

3) So Altenstaig bei Zapf S. 248; über Butzbachs Anfechtungen in Laach Becker S. 243 ff.

Kraft ausgeführt worden, wofür die Bursfelder Congregation der Benedictiner und die sächsische Congregation der Augustiner als Belege gelten dürfen. Aber solche Reformen hatten wesentlich asketischen Charakter; sie mussten also vor Allem auf die alten Fundamente zurückstreben und im Dringen auf äusserliche Zucht und Ordnung doch bald ihre Kraft erschöpfen. Aber damit kam man zu wahrer Erneuerung nicht.

In Wahrheit standen zwei ganz verschiedene Weltanschauungen einander gegenüber, die nur deshalb nicht sogleich zu grosser Scheidung führen konnten, weil gerade die Vertreter und Freunde des Humanismus bei ihrem harmlosen Wohlgefallen an dem Schönen in Poesie und Rede wenig bedachten, wie in den schönen Formen ein Geist wirke, der das in den alten Formen Bewahrte und ohne sie fast Haltlose sicherlich stürzen und die umfassendsten Umgestaltungen nothwendig machen werde. Um so leichter konnten nun auch die Vertreter und Freunde der alten Doctrinen, die so lange unerschütterlich sich behauptet hatten, im Vertrauen auf deren Festigkeit das Neue, auch wenn es ihnen gelegentlich wie unvereinbar mit dem Alten erschien, an sich heranlassen. Aber sonderbar wäre es doch gewesen, wenn der vorhandene Gegensatz nicht doch auch an sehr verschiedenen Punkten zu Reibungen geführt hätte. In Italien hatten die Uebertreibungen der Humanisten ziemlich frühe harten Conflict veranlasst, und im Jahre 1450 hatte der eifrige Franciscaner Giovanni da Prato von der Kanzel herab gegen die classischen Schriften sich erklärt, mit der Behauptung, dass ein katholischer Christ sie nicht lesen, nicht einmal anschaffen dürfe, dass man sie vielmehr verbrennen, die Buchhändler aber wie die Käufer und Verkäufer solcher Schriften für abscheuliche Ketzer halten müsse. Allerdings war der Widerspruch nicht ausgeblieben, und der grosse Schulmann Guarino da Feltre, an dessen Lippen ganz Ferrara hing, hatte sogar darauf hinweisen können, dass der kaum minder eifrige Franciscaner Alberto da Sargana in den Profanschriften eine vortreffliche Schule zu ernstem Verständniss der heiligen Bücher erkannte [1]);

1) Rosmini, Guarino II, 161 f. und III, 22 f.

aber der Kampf der Mönche gegen alles Humanistische hörte in Italien nie völlig auf, ja er nahm zuweilen einen sehr heftigen Charakter an, besonders durch die Franciscaner von der strengen Observanz[1]). Um so merkwürdiger kann es erscheinen, dass in Deutschland ein Franciscaner, der allbekannte Thomas Murner, noch in seinen jungen Jahren die Vertheidigung des Humanismus gegen seine Widersacher übernommen hat. An der Universität Freiburg war zwischen dem selbstbewussten Humanisten Locher und dem streng kirchlichen Juristen Zasius ein heftiger Streit entbrannt, der den Gegensatz zwischen den alten und den neuen Studien vor Vieler Augen aufgedeckt hatte. Murner nun, der im März 1506 an zwei auf einander folgenden Tagen Licentiat und Doctor der Theologie geworden war, trug kein Bedenken, den Mönchen im Franciscanerkloster die Aeneide noch weiter zu erklären. Darüber hoch entrüstet schrieb Zasius an ihn, wie sehr er es immer verabscheut habe, wenn Ordensgeistliche, die Gott, die der Betrachtung der himmlischen Dinge, die der Seelenerbauung, die der Erlangung der höheren Vollkommenheit dienen sollen, sich mit der ganz eitlen heidnischen Literatur beschäftigen, in der doch nichts als Wortgepränge zu finden sei; den Ordensgeistlichen gezieme es, wie der Welt, so auch der weltlichen Literatur ganz abzusterben und allein mit heiligen Dingen sich zu befassen. Murner indess entgegnete: man könne das von Menschen gelten lassen, die durch ihr Gelübde der Welt abgestorben seien; aber nicht von denjenigen Ordensgeistlichen, denen es obliege, mit der Welt zu verkehren und durch Wort, Vorbild und Leben sie zur Frömmigkeit anzuleiten; diesen gebühre es vielmehr, um in der Welt wirken zu können, die dazu geeignete Bildung sich zu verschaffen, zu der eben auch die Kenntniss der alten Literatur gehöre. Man müsse freilich zwischen Kenntnissnahme und Einführung in das Leben unterscheiden; aber wenn es ruchlose Bücher gebe, welche die Flamme der Frömmigkeit auslöschen, so sei solche Wirkung doch nicht eine nothwendige

---

1) Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums S. 468 ff.

Folge der Beschäftigung mit der alten Literatur, die sich mit einem frommen und züchtigen Leben sehr wohl vertrage. — Murner las übrigens zu jener Zeit auch ein Colleg, worin er die Ansichten der Kirchenväter Augustinus und Hieronymus zusammenstellte und mit den Auffassungen der Neuerer in Einklang zu bringen suchte, mit Rücksicht auf das stärker hervortretende Streben, die heidnischen Dichter in christliche Schulen einzuführen und der neueren Poesie als Muster der Nachahmung aufzustellen. Die Prosodie lehrte er nach einer mnemonischen bildlichen Methode[1]). Dass dieser Humanist nun doch gegen Wimpheling Fehde erhob, darf überraschen; wir werden es uns jedoch unten leicht erklären.

---

1) Goedeke in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Narrenbeschwörung.

III.

Hemmungen des Humanismus.

Die heftigsten Angriffe, welche der Humanismus erfuhr, kamen aus den mönchischen Kreisen. Hier hatte solche Opposition eine Geschlossenheit, die auf vielen Punkten zugleich die Neuerungen fern halten und da, wo sie vereinzelt gewagt wurden, rasch wieder die gemachten Risse verstopfen konnte. Und mit den Mönchen verband sich überall gern die Masse des weltlichen Klerus, verband sich mit geringen Ausnahmen Alles, was zum geistlichen Lehrstande an den Universitäten gehörte. Wir dürfen nun nicht sagen, dass eben nur äusserliches Interesse zu solcher Opposition angetrieben habe, so gewiss auch angenommen werden kann, dass viel Eigennutz der gemeinsten Art, Brotneid und Scheu vor Concurrenz thätig gewesen. In Wahrheit war es doch eben der alles klerikale Leben beherrschende Geist der Askese, der in der Abgezogenheit von den Dingen der Welt, in der bis zur Abtödtung des Fleisches gehenden Bekämpfung der sinnlichen Regungen, in einer auf das Ueberirdische und Ewige gerichteten, in tiefe Mystik führenden Betrachtung die alleinige Aufgabe des wahren Christen sehen liess. Man versäumte freilich diese Aufgabe tausendfach und gerieth nicht selten in den Wirbel weltlicher Lust hinein; allein der Geist der Askese machte auch dann sich geltend und zwang die Frevler, die ihn verleugnet hatten, nur um so

mehr das ihm Gemässe mit zu vertreten. Dass dann die Interessen der einzelnen Orden und Congregationen, der einzelnen Facultäten noch auf besondere Weise geltend gemacht wurden, versteht sich von selbst. Wir wollen nun auch nicht verkennen, dass in dem, was der Humanismus empfahl — es war aber zunächst vor Allem die lateinische Poesie —, manches für ernste Männer als frivol und obscön Bedenkliche vorlag, dass die ganze heidnische Mythologie in einem Zuge verführerischer Gestalten der christlichen Welt wieder nahe kam, und die Nachahmungen der neuen „Poeten" den ganzen Götterhimmel zu beleben schienen. Anderes aber, was die Humanisten sonst noch durch die Presse in die Oeffentlichkeit brachten — wir meinen die auch in Deutschland nicht geringe Literatur der Facetien und Invectiven —, richtete sich so keck, so zuversichtlich gegen die Vertreter des Alten, dass die Angreifenden fast immer die Lacher auf ihrer Seite hatten; für die Angegriffenen indess, die nicht immer mit gleichen Waffen kämpfen konnten, auch die Versuche zur Abwehr gelegentlich arg zurückgewiesen sahen, ergab sich aus solchen Verhältnissen doch ein gewisses Recht zu stiller, aber um so nachdrücklicherer Gegenwirkung. Es kam noch hinzu, dass manche der Humanisten selbst das von den Alten Aufgenommene im Leben ohne Scheu dem allgemeinen Urtheil blossstellten, wenn es auch bei Weitem nicht so dreist und so oft geschah, wie in Italien, da Männer wie Heinrich Bebel, Jakob Locher und Thomas Murner fast Ausnahmen und nicht der schlimmsten Art bildeten; wenn indess auch die oberrheinischen Humanisten, Jakob Wimpheling und Sebastian Brant voran, sogar durch sittlichen Ernst sich auszeichneten und die Hauptführer der humanistischen Bewegung in deutschen Landen fernab standen von dem Gemeinen: die vom Geiste der Askese Bewegten fühlten doch mit sicherem Instinct heraus, dass im Humanismus ein neuer Geist zur Herrschaft aufstrebe, dass der Kampf von zwei durchaus verschiedenen Lebens- und Weltanschauungen begonnen sei und im Grunde an keinem Punkte der ganzen ausgedehnten Kampflinie, schon wegen der wundersamen Verschiedenheit der gewählten Formen,

irgend eine Verständigung zulasse. Da konnte es also auch wenig helfen, wenn der besonnene Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, unter Berufung auf das von den Kirchenvätern Zugelassene, gelegentlich (bereits 1484) sagte: Si in legendis poetis apes imitati fuerimus, quae non omnes, sed tamen mellifluos adeunt flores, nonnullos penitus decerpunt, aliquos intactos relinquunt, eodem nos itidem modo non omnibus poetis, sed praeconibus virtutum ac meliorum facinorum, quorum major est numerus, operam demus, hos imitemur, hos veneremur, hisce denique omni studio ac totis viribus incumbamus et omnes demum (ut apostoli verbis utar) legamus et quod bonum sit retineamus [1]).

Es fehlte auf beiden Seiten nicht an Männern, die zu Ausgleichungen geneigt waren, weil sie die Tiefe und Weite des Gegensatzes nicht erkannten. Manche Scholastiker sahen das Bedenkliche auf der anderen Seite doch vor Allem in einer gewissen Anmasslichkeit der Poeten bei ihrem Auftreten an den Hochschulen, deren feste Ordnungen sie wenig zu respectiren schienen, oder auch in einer herausfordernden Leichtfertigkeit des Wandels, für welche in der Jugend solcher Neuerer doch keine Entschuldigung lag; aber sie konnten darum immer mit ernsteren Humanisten einen ganz freundlichen Verkehr unterhalten [2]). Die Humanisten sprachen freilich mit grosser Geringschätzung von dem barbarischen Latein der Kirchenmänner und waren zuweilen dreist genug, mit der Form und wegen der Form wohl auch die Resultate strengster Geistesarbeit, welche aus Jahrhunderten überliefert waren, zu verwerfen; allein Poeten, welche die Jungfrau Maria, die Heiligen, die Engel, die Mysterien des Glaubens besangen, vermochten auch ihre Bewunderung für Ovid, Horaz, Virgil mit der Verherrlichung so

---

1) Bei Geiger, Briefwechsel Reuchlins S. 10 f. Ueber ihn im Allmeinen Lier, Der Augsburger Humanistenkreis S. 85 ff.

2) So Trutfetter in Erfurt. S. Plitt, Jodocus Trutfetter von Eisenach, der Lehrer Luthers. Erlangen 1876, 8°. Vgl. die Briefe an Trutfetter in Scheurls Briefbuch.

ganz anderer Gegenstände zu verbinden und waren kaum sonderlich aufgelegt, in Streit über die kirchlichen Lehren sich einzulassen.

Ohne die Verblendung der Dunkelmänner von Köln wäre vielleicht noch lange ein im Ganzen erträglicher Zustand zwischen den Vertretern des Alten und den Förderern des Neuen möglich gewesen. Aber die Reuchlinistenfehde machte den Gegensatz weithin sichtbar und schied die Geister gewaltiger, als man vorher für nothwendig gehalten hatte. Es ist hier unsere Aufgabe nicht, den Verlauf der Reuchlinistenfehde eingehender zu betrachten; aber gedenken müssen wir der Momente, welche dabei für das Studienwesen im Ganzen Bedeutung gewonnen haben. Johann Reuchlin war in der That ein Bahnbrecher für die humanistischen Studien geworden. Von ihm ist die Pflege des Griechischen, das er durch Schriften und Vorlesungen wie durch persönliche Anregung als bedeutsam und nothwendig empfahl, im Bildungswesen unserer Nation erst zu einer festeren Stellung gekommen, und sein Bestreben, die vier Dialekte der grichischen Sprache genauer zu erforschen, hat auch die wissenschaftliche Behandlung derselben in eine bestimmte Richtung geleitet. Diese Förderung der griechischen Studien hat ihm nun freilich schwere Anfechtungen von Seiten der Mönche zugezogen, die im Griechischen eine Ketzersprache, die Sprache der Schismatiker des Ostens verabscheuten; allein dass ein so heftiger Sturm gegen ihn sich erhob, bei welchem der Gegensatz zwischen den Vertretern des Alten und des Neuen geradezu unversöhnlich wurde, das hatte bekanntlich vielmehr in seinen kabbalistischen Studien und seiner damit zusammenhängenden Theosophie, als in seiner Thätigkeit für die Sache des Humanismus seinen Grund. Dass dann der von den Kölnischen Ketzermeistern arg Bedrohte die Unterstützung sich gefallen liess, welche die leidenschaftlich erregten jüngeren Humanisten von Erfurt als dem Haupte ihrer Schule ihm zu Theil werden liessen, das können wir ihm nicht verdenken, wenn wir auch anzunehmen geneigt sind, dass der Gang und die Durchführung der Reuchlinistenfehde dem kirchlich gesinnten Manne ernste Bedenken erweckt

haben wird. Aber es stand für ihn Alles auf dem Spiele, und die von Konrad Mutianus geleitete Bundesgenossenschaft sorgte durch die Begeisterung, mit welcher sie ihn umgab, und durch die Zuversicht, welche sie selbst bei diesem Kampfe erfüllte, jedenfalls dafür, dass auch er Selbstvertrauen bewahrte und den Kampf glücklich bestehen konnte. Dass dieser rasch die grössten Dimensionen annahm und zu völliger Erschütterung aller kirchlichen Autorität führte, das war allerdings nicht in seinem Sinne; aber seine Bundesgenossen benutzten die gegen ihn in Gang gebrachte Agitation, die auch den fernen Stehenden plump und gehässig erscheinen musste, zu einer so gewaltigen Gegenwirkung, dass sie Tausende in ihrer Richtung mit fortzogen, während er selbst vielleicht das Fundament unter seinen Füssen schwanken sah. Welche Contraste bieten sich uns doch dar, wenn wir neben dem ernsten, wissenschaftlich strengen Reuchlin die „Mutianische Schaar“ mit Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten an der Spitze uns denken, eine Vereinigung junger Männer, welche die schärfsten Pfeile des Witzes auf die Feinde Reuchlins abschiessen und dabei nicht sowohl die Sache, um welche es für Reuchlin sich handelte, als vielmehr das literarische Interesse im Auge haben, weshalb es geschehen konnte, dass die schlimmsten Widersacher Reuchlins im Grunde nur nebenbei und im Ganzen abgethan, der arme Humanist Ortuinus Gratius aber um so schonungsloser behandelt wurde. Die Epistolae obscurorum virorum (1515—17), bekanntlich so genannt als Seitenstück der wirklich an Reuchlin geschriebenen und von diesem 1514 herausgegebenen Epistolae clarorum virorum, haben so dicke Staubwolken aufgewirbelt, dass die von ihnen Angegriffenen nur in verschobenen Umrissen zu erkennen waren, aber auch wieder in ihrer grotesken Erscheinung zu lautem Gelächter reizen konnten. Die dann versuchte Gegenwehr half wenig; dagegen hatte der Angriff in wirksamster Weise die ungeheure Bewegung mit vorbereitet, welche unmittelbar darauf, von Wittenberg beginnend, alle Geister in Spannung setzte und zu durchgreifender Um-

gestaltung geneigt machte. Hatten die Ketzermeister von Köln durch die Bedrängung Reuchlins die vom Humanismus kommenden Neuerungen aufzuhalten gesucht, so musste man rasch erkennen, dass dieses Bestreben den Neuerungen alle Thore weit aufgethan.

Sie kamen nur nicht gerade dem Humanismus zu Gute, wenn bei diesem die lebendige Auffassung des classischen Alterthums in der Fülle, Kraft und Schönheit seiner sprachlichen Darstellungen wie in der Grossartigkeit und Mustergiltigkeit seiner Entwickelungen auf allen Gebieten des Lebens Hauptsache sein sollte. Man wird am wenigsten sagen können, dass die Reuchlinistenfehde für Unterricht und Schule erspriesslich gewesen sei; eher könnte man behaupten, dass sie in weiten Kreisen die Neigung der Jugend zu raschem Absprechen auch über das Unbegriffene erregt und ein tumultuarisches Losfahren derselben auf das Bestehende im voraus befördert habe. Auch die Epistolae obsc. virorum, die manches Beachtenswerthe zur Würdigung des Universitätswesens, obwohl sicherlich nicht ein treues Bild vom geistigen Leben Kölns darbieten, enthalten kaum eine auf Reform des Universitätsunterrichts hinleitende Bemerkung. Im Ganzen dürfte der Kampf für stetige Weiterführung der humanistischen Thätigkeit eher ein Hemmniss gewesen sein. Es kommt nun doch auch in Betracht, dass der Humanismus, indem er die ihm zugänglichen höheren Kreise des Volks so stark erregte, in der Masse des Volkes keinem Verständniss, keiner Theilnahme begegnete [1]). Zwar kann nicht gesagt werden, dass die deutschen Humanisten bei ihrer Bewunderung für antike Musterformen dem Volke sich geflissentlich fern gehalten; im Gegentheil muss man daran erinnern, dass die Uebersetzung lateinischer Bücher, welche Heinrich von Müglin, Niklas von Wyle, Heinrich Steinhövel, Albrecht von Eyb zur Belehrung des Volkes über Tüchtigkeit und Weisheit der Alten unternommen haben, dass auch Werke wie der deutsche Cato,

1) Selbst in Nürnberg waren die Epp. obsc. virorum nur spärlich bekannt. Scheurl, Briefbuch II, 14, 15, 18.

Sebastian Brants Narrenschiff mit seinen humanistischen Bestandtheilen und wiederum Heinrich Bebels lateinische Bearbeitung der schwäbischen Bauernspässe und der deutschen Sprichwörter mannichfaltige Vermittelungen zwischen den humanistisch Gebildeten und der Masse des Volkes möglich gemacht haben. Aber wenn nun auch zumal der Bürgerstand das in solcher Weise für Sitte und Leben ihm nahe Gebrachte nicht verschmähte, so blieb es ihm doch mehr oder weniger äusserlich und fremd; ganz unverständlich aber war dem „armen Manne“, was Brant über des Epaminondas Armuth oder die Zucht der altrömischen Bauernrepublik ihm zu sagen hatte. Die Humanisten selbst fühlten zuweilen auch recht schmerzlich, dass das von ihnen Empfohlene in der Theilnahmlosigkeit des Volkes ein fast unüberwindliches, ein geradezu entmuthigendes Hinderniss vor sich habe. Als Jakob Locher 1495 aus Italien nach Schwaben zurückkam, freute er sich wohl, dass in Deutschland doch schon ein Anfang gemacht sei zur Verscheuchung der Unwissenheit; aber er verhehlte sich nicht, dass noch heisse Kämpfe nöthig sein würden bis zum völligen Siege der schönen Wissenschaften über die scholastische Barbarei, und das Volk schien ihm noch in solche Rohheit versunken, dass es am Kriegshandwerk fast allein Wohlgefallen habe, weshalb im wüsten Landsknechtgetümmel das Fünklein seiner dichterischen Begeisterung erlösche und seine Muse verstumme; er empfand daher ein stilles Heimweh nach der Musenheimath Italien und nach Bologna, das er thränenden Auges verlassen, um die nordische Wildniss wieder aufzusuchen [1]). Aber auch sonst tritt uns bei den Humanisten Missachtung des Volkes, zum Theil in verletzender Art, entgegen. Indem sie es für unmöglich hielten, dasselbe zu der Höhe, auf welcher sie selbst zu stehen glaubten, empor zu ziehen, überliessen sie es lieber dunklen Führern, die seinen Leidenschaften schmeichelten, seiner Noth Abhilfe verhiessen,

1) Hehle, Der schwäbische Humanist Jakob Locher Philomusus (1873) I, 15.

eine Zertrümmerung der alten Ordnungen als leicht bezeichneten.

Und so kam es von Anfang dazu, dass die Humanisten vom Volke sich abschlossen, wie denn auch dessen Sprache ihnen bei jeder Vergleichung mit den alten Sprachen durchaus roh und gar nicht bildsam erschien. Was aus ihr gemacht werden könne, hat freilich bald Luthers urkräftiger Geist gezeigt; aber die feinen Poeten und Oratoren empfanden kein Bedürfniss, das, was sie im fremden Idiome so ganz nach classischen Mustern sagen zu können schienen, in einer Sprache, die in antike Formen sich nicht zwängen liess und ihnen obendrein bei ihren Studien fremd geworden war, doch nur unvollkommen auszusprechen. Wir begreifen es daher, dass auch deutsche Dichtungen vor den vornehmen Genossenschaften der humanistisch Gebildeten gelegentlich erst dann als legitimirt erschienen, wenn sie in das Lateinische übersetzt waren. Ein auffallender Beleg hierzu ist Brants Narrenschiff, das dem Verfasser selbst wohl erst dann für die gebildeten Kreise völlig geeignet schien, als Lochers ziemlich freie lateinische Uebersetzung in prachtvoller Ausstattung zu Basel (1497) erschienen war; Wimpheling wenigstens wollte das Narrenschiff nur in dieser Gestalt, nicht aber im deutschen Original, in den gelehrten Schulen gebraucht wissen. Aber auch der gelehrte Trithemius schätzte das Gedicht wohl eben in Lochers Bearbeitung als divina satira und Geiler von Kaisersberg, der bekanntlich 110 Predigten über das Narrenschiff gehalten und also dessen Volksmässigkeit anerkannt hat, scheint dabei die lateinische Uebersetzung stark benutzt zu haben [1]). Es ist anerkannt, dass auch die französischen, englischen, niederländischen Uebersetzungen Lochers Arbeit sich angeschlossen haben. Hat der Dichter selbst sein Narrenschiff für das Volk bestimmt — was ja auch die den einzelnen Capiteln beigegebenen Holzschnitte zeigen, die auch den des Lesens Unkundigen erfreuen konnten —, so hat er

1) Hehle I, 23—27; Wiskowatoff S. 63 f.; Zarncke S. CXXIX und 254.

doch durch den Inhalt sich als sehr belesenen Humanisten überall legitimirt.

Dass die deutschen Humanisten zur Sprache des eigenen Volkes in eine so zweifelhafte Stellung sich versetzten, erklärt sich vor Allem aus dem Cultus der schönen Formen, den sie sich zur Aufgabe machten. Wir begreifen nun auch, dass sie von diesen Formen so wunderbar sich angesprochen fühlten; aber wir finden es immerhin auffällig, dass sie dabei verkannten, wie dieselben unter ganz eigenthümlichen Bildungsverhältnissen entstanden waren und Anwendung gefunden hatten, also unter anders gearteten Bildungsverhältnissen kaum lebendig erfasst und nur äusserlich nachgeahmt werden konnten. Aber in solcher Nachahmung brachten sie es doch ziemlich weit, weil sie gerade darauf ihre Hauptthätigkeit richteten und die fremde Sprache, in der sie dichteten und redeten, durch den steten Gebrauch so entschieden sich angeeignet hatten, dass ihre poetischen und oratorischen Erzeugnisse ihnen als freie Ergüsse des eigenen Genius erscheinen konnten. Darum fassten sie nun auch eine seltsame Vorstellung auf von dem, was sie vermöchten, und in gegenseitiger Lobpreisung des Geleisteten geriethen sie in neue Selbsttäuschung über ihre Vorzüglichkeit. Deutschland hatte neue Ovids und Virgils, und auch an Ciceronen war kein Mangel. Bei solchem Wohlgefallen an den schönen Formen übersah man aber besonders auch dies, dass dieselben in den Originalwerken einen Inhalt umschlossen, der in ihnen den adäquatesten Ausdruck gewonnen hatte, selbst aber aus ganz besonderen nationalen, politischen, socialen, religiösen Entwickelungen hervorgegangen und nicht ohne genauere Kenntniss dieser auch in Bezug auf die für ihn gewählte Form verständlich war. Wenn nun die Humanisten auch über die innige Zusammengehörigkeit von Form und Inhalt in den von ihnen bewunderten Schriften niemals sich ganz zu täuschen vermochten, so ergab sich für sie doch ein sehr lästiges Missbehagen, sobald sie für die schönen Formen, denen sie am liebsten einen selbständigen Werth beigelegt hätten, in der sie umgebenden Welt einen Inhalt suchten. Diese Welt war aber doch eine von der

antiken Welt so durchaus verschiedene, dass ihnen meist nichts übrig blieb als entweder willkürlich die zu behandelnden Dinge in die ihnen geläufigen Formen zu passen oder diese Dinge mit Geringschätzung zurückzuschieben und für die unantastbaren Formen einen fügsameren Inhalt zu suchen. Bei solcher Thätigkeit aber war unseren Humanisten eine irgendwie zusammenhängende und nachhaltige Einwirkung auf das Leben des Volkes fast unmöglich, also auch von diesem wieder keine innerliche Theilnahme für das, was sie bewegte, zu erwarten.

Wenn man nun noch in Betracht zieht, welcher Reichthum neuer Ideen, neuer Gesichtspunkte ihnen aus ihren Studien zufloss, für deren Verständniss und Würdigung doch nicht selten der natürliche Wahrheitssinn ausreichte, so kann es nicht befremden, dass sie, ausser Stande, das so Gewonnene in der sie umgebenden Welt zu wirksamer Geltung zu bringen, die Zustände derselben mit tieferem Verdruss ansahen, ja für barbarisch und unerträglich hielten. Es konnte dann einer so leidenschaftlichen Natur, wie Ulrich von Hutten war, das Verlangen nach gewaltsamer Umkehrung des Bestehenden als ein sehr berechtigtes erscheinen; aber gerade ihm erwies sich auch wieder die Haltlosigkeit des so gewählten Standpunktes in der empfindlichsten Weise. Offenbar hatten die deutschen Humanisten im Ganzen, mochten sie nun die schönen Formen oder die Gedanken und Vorbilder, welche sie der alten Welt entlehnten, auf diese oder jene Weise an Stelle des ihnen Widerwärtigen zu setzen versuchen, viel übler dran, als die Humanisten Italiens, denen in ihrer Sprache wie in ihren politischen und gesellschaftlichen Zuständen so Vieles sich darstellte, was sie als analog zu dem aus der alten Welt Aufgenommenen ansehen und hierzu in lebendige Beziehung setzen durften. Die Anwendung des Classischen auf gegebene Verhältnisse behielt für unsere Humanisten in den meisten Fällen einen individuellen Charakter. Als Wilibald Pirkheimer im Jahre 1513 die Schrift Plutarchs de sera numinis vindicta übersetzte, dachte er freilich sehr lebhaft an seine Kämpfe mit dem Losunger (Schatzmeister) Anton Tetzel, dessen

Ränkesucht im Rathe der Stadt Nürnberg ihm so viel Aerger bereitet hatte, und es war unstreitig für ihn eine grosse Genugthuung, als der böse Widersacher schon im Jahre darauf wegen des Missbrauchs der Amtsgewalt gestürzt und auf Lebenszeit in einen Thurm gesperrt wurde. Aber ob Pirkheimer das Bedürfniss gefühlt hat, die Zustände seiner Vaterstadt an den Lebensordnungen einer antiken Stadt zu messen, vermögen wir nicht zu sagen.

In der Behandlung der grossen Fragen, welche damals die Nation bewegten, haben unsere Humanisten grossentheils sehr wacker sich gehalten. Dass sie freilich auch hierbei in lateinischer Sprache für die Nation das Wort ergriffen — selbst Hutten, der später mit richtigem Gefühle auch der Muttersprache sich bediente, handhabte das Latein mit grösserer Sicherheit und Kraft —, nahm dem, was sie sprachen, einen grossen Theil der Wirkung, die sonst möglich war, wenn man auch zu berücksichtigen hat, dass die Kenntniss des Lateinischen damals weit verbreitet war und dasselbe für manche Kreise als eine lebende Sprache gelten konnte. Aber es lag den Vertretern des Humanismus auch wieder nahe, sich auf kosmopolitischen Standpunkt zu stellen. Dazu lud doch eben auch die lateinische Sprache ein, die ja seit Jahrhunderten als Sprache der Kirche, des wissenschaftlichen und staatlichen Verkehrs und vielfach sogar des socialen Lebens einen kosmopolitischen Charakter gehabt hatte und den westeuropäischen Völkern selbst am Ausgange des Mittelalters, als die tief begründeten nationalen Scheidungen sich vollendeten, noch immer als das gemeinsame Mittel der Verständigung dienen zu können schien. Da ist es nun von eigenthümlicher Bedeutung, dass gerade in dieser Zeit der Humanismus für Deutschland durch Erasmus zu einer Alles überragenden Bedeutung gelangte, durch einen Mann, der freilich aus deutschem Geschlechte war und gern auch einen Deutschen sich nannte und nennen liess, der aber in Wahrheit durch Lebensgang und Bildung zu einer eminent kosmopolitischen Stellung gelangt war und mit gleicher Leichtigkeit in Paris und London, in Venedig und Rom, in Brüssel und Löwen, in

Basel und Köln sich heimisch machen konnte. In deutschen Landen hat er dann freilich die zahlreichsten und eifrigsten Freunde und Bewunderer gefunden; aber gerade hier ist der von ihm so glänzend vertretene Humanismus, als er zu durchschlagender Wirkung fähig geworden schien, von einer überlegenen Macht, für welche er die stärksten Förderungen in Bereitschaft hatte, an die ihm gezogenen Grenzen des Wirkens, an seine Schwäche erinnert worden. Hiermit aber sind wir bei einem neuen Theile unserer Betrachtungen angelangt.

IV.

Erasmus.

Die Vielen, welche in neuerer Zeit den in Wahrheit doch ausserordentlichen Mann zum Gegenstande ihrer Betrachtung gemacht haben, sind zu übereinstimmenden Urtheilen über ihn nicht gekommen. Sie erkennen alle seine ungewöhnliche Begabung und seine unvergleichliche Thätigkeit an; aber in Bezug auf seine wissenschaftlichen Verdienste, wie auf seine Gesinnung und seinen Charakter gehen sie weit auseinander. Und so haben bereits seine Zeitgenossen in ganz verschiedener Weise über ihn sich ausgesprochen: die Einen in unbedingter Bewunderung ihm zugewandt und alles von ihm Gekommene, und wenn es ein kühler Höflichkeitsbrief war, fast mit Entzücken aufnehmend, die Anderen mit tiefer Abneigung gegen ihn erfüllt und seine Leistung herabziehend, sein Streben verunglimpfend und auf die gemeinsten Beweggründe zurückführend, seine Schwächen und Fehlgriffe als unverzeihlich verdammend. Auch ist er ja wirklich ein schwer zu fassender Proteus gewesen. Den Häuptern der Kirche und der Staaten mit fein gewählten und doch auch wieder ausschweifenden Schmeicheleien nahe getreten, hat er seine persönliche Unabhängigkeit niemals aufgegeben; den hierarchischen Autoritäten scheinbar sich völlig unterordnend, hat er mit ätzender Satire das von ihnen Vertretene als verkehrt und haltlos dargestellt, während er auch in den weltlichen Dingen ein freies Urtheil sich bewahrt; er hat auf

allen Seiten wissenschaftlich bewährte Freunde und freut sich ihrer Thätigkeit, aber er nimmt ihre Kräfte am liebsten für sich selbst in Dienst; er sieht die wunderbarste Bewegung der Geister um sich her und lässt erwarten, dass er sich voranstellen werde, aber die Bewegung setzt ihn in Verlegenheit, und als Andere entschlossen vorwärts schreiten, bleibt er stehen; er fühlt sich den allermeisten überlegen durch Geist und Wissen, aber auch der kleine Zweifel, der gegen das von ihm Aufgestellte sich richtet, verletzt und verstimmt ihn; er arbeitet gelegentlich rascher, als es gut ist für die Sache, die ihn beschäftigt, aber er hält sehr entschieden fest auch an dem, was er fallen lassen könnte. Und zu welchem Volke soll er gerechnet werden? Er weiss es selber kaum. In den Niederlanden, in Frankreich, in England, in deutschen Landen und auf Schweizerboden, in Italien — überall ist er zu Hause, aber heimisch fühlt er sich nur da, wo er als Humanist zu wirken vermag, und von den Sprachen der Völker, unter denen er lebt, kennt er keine. Immerhin ist sein Einfluss auf die ihn umgebende Welt ein ausserordentlicher gewesen und leugnen lässt sich nicht, dass er durch Feinheit und Sicherheit des Urtheils, durch glückliche Combinationsgabe, durch unermüdliche Arbeitskraft, durch eine mit den Jahren eher zunehmende Leistungsfähigkeit, durch den Umfang seiner Kenntnisse allen Humanisten seiner Zeit überlegen gewesen.

Eine wissenschaftliche Grösse ersten Ranges war er. Wir haben dies nicht im Einzelnen zu beweisen, da unser Streben nur darauf gerichtet sein kann, dass wir erkennen lassen, wie durch seine ganze Thätigkeit das auf dem weiten Gebiete des Humanismus zu Erarbeitende für die höhere Geistesbildung der Zeit zu feiner, vielseitiger, fruchtbarer Verwendung gelangte, wie durch die Impulse, welche er im Allgemeinen den humanistischen Bestrebungen gab, eine Regsamkeit in die Geister kam, welche an hundert Orten dieselben Bedürfnisse hervorrief, dieselben Ziele ins Auge fassen liess, zu denselben Bestrebungen ermunterte. Wenn er dabei, in unermüdlicher Arbeit und bei häufigem Wechsel des Aufent-

haltes, nicht die geistigen Interessen eines einzelnen Volkes im Auge hatte, sondern die weitesten Kreise, die Gesammtheit der für höhere Bildung Empfänglichen bedachte, so entsprach dies doch auch dem universalen Charakter des Humanismus und der Auffassungsweise seiner Zeitgenossen. Dass manche der auf deutschem Boden thätigen Humanisten doch auch für des Vaterlandes Grösse und Ehre in Wort und Schrift eiferten, so lange Kaiser Max noch Hoffnungen nähren liess, das hing nur zum Theil mit ihrem Humanismus zusammen und war kein Grund für sie, von Erasmus Aehnliches zu fordern, der allein im Humanismus seine Heimath gefunden hatte und, wie er von dem so gewonnenen Standpunkte aus einen sehr ausgedehnten Umkreis überschaute, auch das Verschiedenste, was er schrieb, als Humanist behandelte und die dabei möglichen Wirkungen, wo sie auch hervortreten mochten, als im Dienste des Humanismus erreichte ansah. Als wissenschaftliche Grösse erscheint er also vor Allem dadurch, dass für ihn die Resultate der umfassendsten und gründlichsten Forschungen immer zugleich zu bedeutsamer Verwerthung gebracht, vom Arbeitstische in das Leben übergeleitet und für das Leben fruchtbar gemacht werden. Die so vielseitige Thätigkeit des Erasmus ist eine einheitliche, und sie würde, wenn nicht die ungeheuren Wandelungen, welche seit 1517 die Welt bewegten, die Geister in ganz anderer Weise bestimmt, in ganz andere Richtungen gedrängt hätten, noch viel nachhaltiger gewirkt haben, als es nach der jetzt möglichen Berechnung geschehen ist.

Manche Schwächen und Schwankungen, welche bei Erasmus wahrzunehmen sind, erklären sich so einfach aus seinem mühereichen Lebensgange, dass wir sie nicht bloss entschuldigen, sondern mit herzlichem Mitgefühl betrachten. Was er geworden ist, das hat er in harter Schule gelernt, unter vielfachen Enttäuschungen bewahrt und gemehrt; mit vollem Bewusstsein früh seine Aufgabe erfassend, hat er in wechselnden Verbindungen, zuweilen in lästiger Abhängigkeit von Anderer Gunst und Unterstützung, doch immer wieder auf der erwählten Bahn sich vorwärts gearbeitet, hat er das, was jene

ihm gaben, statt dadurch abgelenkt zu werden, vor Allem zur Förderung seiner grossen, weitgehenden Zwecke verwendet. Aber es ist kein Wunder, dass er, der so oft den Wünschen Anderer auf Zeit sich anbequemen musste, um seine Bahn festhalten zu können, nicht immer stark und entschlossen auftreten konnte, dass er vielmehr unter Umständen Verdruss und Aerger mit gleissenden Worten verdeckte, einen Umweg wählte, um weiter zu kommen, Verkehr mit den Hohen und Mächtigen suchte, um der Hilfe der sonst ihm Näheren leichter entbehren zu können. Stand er nicht überhaupt in einer Uebergangsperiode, die so Vieles wanken und brechen sah, was Manche doch mit Leidenschaftlichkeit zu retten suchten, die das Bedürfniss nach neuen Gestaltungen tief empfand und doch selten es zu rechter Sicherheit des Gestaltens brachte, die den edelsten Bestrebungen so grossen Enthusiasmus entgegentrug und doch auch wieder durch Widerspruch von der entgegengesetzten Seite sich unsicher machen liess? Diese Uebergangszeit hat äusserlich auch ihn bisweilen mehr, als gut oder nöthig war, bestimmt; aber innerlich ist er im Wesentlichen sich gleich geblieben, ein treuer Pfleger und Förderer der Bildung, die ihm allein der Menschheit heilsam zu sein schien.

Folgen wir ihm jetzt auf der gewundenen Bahn, die er durchmessen und mit Denkmälern seiner Kraft bezeichnet hat. Aber wir können ihn vor der Hand nur bis zu dem Punkte begleiten, wo er, auf der Höhe des Ruhmes angelangt, die Welt umher rasch sich verändern sieht und die Macht eines Geistes zu fühlen beginnt, dem er, obwohl noch in grossartiger Weise fortarbeitend, nicht mehr gewachsen ist.

Das Leben des Desiderius Erasmus (beide Namen bedeuten Gerhard) hat einen sehr trüben Anfang. Sohn von Eltern, die bei seiner Geburt durch widrige Einwirkungen getrennt waren — er wurde den 28. October 1467 (1469?) zu Rotterdam geboren —, entbehrte er, obschon elterliche Fürsorge nicht ganz fehlte, das Glück innigen Familienlebens von vorn herein, und auch die Schule in Gouda, die er zuerst besuchte, scheint ihm keine wohlthuende Anregung dargeboten

zu haben. Als er dann, neun Jahre alt, von der Mutter begleitet, der Schule von Deventer übergeben worden war, in welcher die Brüder vom gemeinsamen Leben, unter der Leitung des gefeierten Alexander Hegius, eine frischere Wirksamkeit zu entfalten begannen, kam er selbst noch nicht zu freierem Aufathmen. Doch kann es ihm an guten Anregungen nicht gefehlt haben, und wenn es beglaubigt wäre, dass der berühmte Humanist Rudolf Agricola bei einem Besuche in Deventer den kleinen Erasmus besonders ins Auge gefasst und ihm eine glänzende Zukunft vorausgesagt habe, so musste man immerhin voraussetzen, dass er damals schon Bedeutenderes geleistet habe. Dass er bereits in lateinischer Poesie sich versuchte, darf man glauben. Freilich kann man sich wundern, dass er später in seinen Briefen und Schriften der Brüderschule in Deventer nur selten und nur obenhin gedacht; und zu einem Abschlusse brachte er es dort nicht. Er hatte, etwa dreizehn Jahre alt, die dritte Classe erreicht, als eine in der Stadt ausgebrochene Seuche ihm die Mutter entriss und ihn selbst vertrieb. Aber in Gouda, dem Wohnsitze seiner Familie, wohin er sich begeben hatte, starb bald nachher auch sein Vater, im Schmerz über den Tod der Gattin, welche die lange Trennung ihm nur um so theurer gemacht hatte, und liess ihn als hilflose Waise (neben einem anderen, selten genannten Bruder) in der Welt zurück [1]).

Die ungetreuen Vormünder, welche sein kleines Erbtheil für sich verbrauchten, wünschten, um ihn los zu werden, seine Aufnahme in eine klösterliche Genossenschaft zu bewirken. Er widerstand indess mit stiller Beharrlichkeit und blieb den humanistischen Studien, für die er doch bereits erwärmt war, entschieden zugewandt, obwohl er ein festes Ziel noch nicht vor Augen haben konnte. Der dreijährige Aufenthalt im Bruderhause zu Herzogenbusch führte ihn auf der erwählten Bahn wohl vorwärts, aber erfüllte ihn auch mit Abneigung gegen zunftmässige Frömmigkeit, und wenn er dann doch zum

1) Kaemmel, Erasmus in Deventer, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1874, VII, 305 ff.

Eintritt in das Kloster Stein (Emmaus) bei Gouda sich bestimmen liess — schon vorher war der ältere Bruder Mönch geworden —, so war es vor Allem der Wunsch, in stiller Abgeschiedenheit, bei harmlosem Verkehr mit Gleichgesinnten, den Studien ganz leben zu können. Die ersten Briefe, die wir von ihm haben, stammen aus jener Zeit und lassen erkennen, dass er mit den lateinischen Classikern schon sehr bekannt war und an Laurentius Valla, dem Verfasser der Elegantiae latini sermonis, besondere Freude hatte. Wenn er nun damals seinen Dialog Conflictus Thaliae et Barbariei geschrieben hat, so ist er bereits in starkem Gegensatze gewesen zu den alten Bildungsformen, vor Allem auch zu der Möncherei, die er so lange mit tiefem Hasse bekämpft hat. In gleicher Richtung aber bewegt er sich auch in einem um dieselbe Zeit begonnenen und niemals vollendeten Werke, das freilich erst 1518 unter dem Titel Antibarbarorum liber I. in die Oeffentlichkeit gekommen ist; es ist dem Rector der Schule zu Schlettstadt, Johannes Sapidus zugeeignet, dem er eine ergreifende Schilderung seiner traurigen Jugend gibt. Was er sonst in jenen Tagen geschrieben hat, das sind entweder oratorische Versuche, wie der Aufsatz de contemtu mundi, worin er die Gründe, welche zur Flucht aus der Welt bestimmen können, behandelt, oder Gedichte, die zum Theil schmerzliche Klagen über das verfehlte Leben aussprechen, aber gelegentlich auch gegen die barbarischen Verächter der wahren Beredsamkeit und der gelehrten Poesie sich richten. Gewiss taugte er für das asketische Stillleben nicht, und obschon sein freundlicher Prior die Last der Klosterpflichten ihm erleichterte, so wurde ihm doch das Leben unter Mönchen, die ihn nicht verstanden, mehr und mehr unerträglich.

Er fühlte sich wie von drückenden Fesseln befreit, als er im Jahre 1491, mit Erlaubniss der Oberen, das Kloster, wenn auch nicht den Orden, verlassen und nach Cambrai gehen durfte, dessen Bischof Heinrich von Berghes eine Romfahrt machen wollte und dazu einen der Feder mächtigen Mann brauchte. Allein die so in Erasmus geweckte Hoffnung, nach Welschland zu kommen, blieb zunächst unerfüllt, da der

Bischof die erforderlichen Reisemittel nicht aufzutreiben vermochte; es war keine ausreichende Entschädigung, als er 1496, jetzt Priester geworden, mit einer Unterstützung des Prälaten nach Paris gehen und zu einer Freistelle im Collegium Montaigu gelangt, die höheren Studien beginnen konnte.

Aber neue Enttäuschungen warteten seiner. Die versprochene Pension kam sehr unregelmässig; im Collegium waltete eine harte Zucht, und die darin herkömmliche Unsauberkeit drohte seiner schwächlichen Natur Verderben. Dabei befriedigten ihn auch die Studien nicht; obwohl der Würde eines Doctors der Theologie zustrebend, fühlte er doch von dieser Wissenschaft sich eher abgestossen, und was der seit langer Zeit in Paris thätige Grieche Georgios Hermonymos ihn lehren konnte, entsprach seinen Erwartungen ebenfalls wenig. Dazu war er, um leben zu können, genöthigt, in seiner öden Kammer Privatunterricht zu geben. Er schien nicht vorwärts zu kommen.

Allerdings verbesserte sich seine äussere Lage, als er in der Wohnung des jungen Lord William Mountjoy Aufnahme gefunden hatte. Schon im Jahre 1497 reiste er mit demselben nach England und knüpfte hier Verbindungen an, die erfolgreich für ihn werden sollten[1]). Indess ging er bald nach Frankreich zurück, um in Paris die abgebrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen: er sammelte Adagia, schrieb Anmerkungen zu Cicero's Officien, beschäftigte sich eifriger mit dem Griechischen, kehrte von Zeit zu Zeit auch zur Scholastik zurück. Dann kam er wieder in die Niederlande, lebte in den Jahren 1498 und 1499 zum zweiten Male in England, konnte hierauf weder in Frankreich noch in der Heimath die nöthige Musse zu nachhaltigen Studien finden, am wenigsten die Mittel zu einer Reise nach Italien auftreiben. Als er endlich zu Anfang des Jahres 1504 im Namen der Stände von Brabant den aus Spanien in sein Erbland heimgekehrten

1) Seebohm, The Oxford reformers of 1498, being a history of the Fellow-work of J. Colet, Erasmus and Th. More, London, 2. edition 1870, 8°.

Erzherzog Philipp von Oesterreich mit einem Panegyricus begrüsst und grosse Anerkennung errungen hatte, da schien ein sicheres Fundament gewonnen zu sein; aber bereits im September 1506 raffte den jungen Fürsten ein rascher Tod dahin. Ein dritter Besuch in England (1505) hatte inzwischen wohl dem unverdrossen aufstrebenden Erasmus neue Hoffnungen erweckt, aber wieder nicht verwirklicht, und in traurigem Zustande war er nach Paris zurückgekommen.

Dennoch entfaltete er in dieser Zeit eine erstaunliche Thätigkeit. Noch 1505 gab er zu Paris des Laurentius Valla Adnotationes in lat. N. T. (nach einer kurz zuvor in einem Kloster bei Brüssel gefundenen Handschrift) mit einer gehaltreichen Vorrede heraus. Eben damals trieb er das Studium des Griechischen mit besonderer Beziehung auf den Grundtext des Neuen Testaments, wie er auch eine Auslegung des Römerbriefes versuchte. Dagegen fand er die nöthige Ausdauer zum Studium des Hebräischen nicht. Aber er beschäftigte sich auch mit Origenes, gab Uebersetzungen von Dialogen des Lucian und von Tragödien des Euripides heraus, und endlich (1506) hatte er auch Mittel genug beisammen, um nach Italien reisen zu können. Nachdem er in Turin Doctor der Theologie geworden war, eilte er nach Bologna, wo er unter zum Theil misslichen Verhältnissen durch Paul Bombasius und Scipio Forteguerra zu tieferem Studium des Griechischen angeleitet wurde; dann ging er nach Venedig, wo er in der grossen Officin des Aldus Manutius arbeitete und mit ausgezeichneten Gelehrten in folgereichen Verkehr trat. Dort liess er nun auch seine in vielseitiger Lectüre gesammelten Adagia drucken, ein Werk, das er später fort und fort ergänzte und verbesserte und in immer neuen Auflagen ein Lieblingsbuch seiner Zeitgenossen werden sah[1]). Nebenbei

1) Ausführlich spricht er selbst über die Adagia eben in diesen, unter Herculis labores (S. 330—333 in der Frankfurter Ausgabe von 1610). Sehr beachtenswerth ist dafür das Werk von Suringar, Erasmus, over nederlandsche spreekwoorden en spreekwoordelijke uitdrukkingen van zijnen tijd, uits mans Adagia opgezameld (Utrecht 1873, CIV und 590 S. 4°); darin ist nachgewiesen, dass Erasmus in seine Sammlung viele Sprichwörter

besorgte er in Venedig eine neue Ausgabe seiner Euripides-Uebersetzungen, während er zugleich mit Plautus und Terenz sich beschäftigte. Aber auf die Dauer hielten ihn dort die erfreulichsten Verbindungen nicht fest. Noch 1508 ging er nach Padua, wo er während des Winters die Studien eines natürlichen Sohnes des schottischen Königs Jakob IV., der bereits zum Erzbischof von St. Andrews ernannt und zu seiner weitern Ausbildung nach Italien gesandt worden war, leiten sollte. Er begleitete denselben dann nach Siena, wo er ihn zurückliess, um für kurze Zeit nach Rom zu gehen. Aber auch hier liess er sich nicht halten, wie lockend auch die ihm gemachten Anerbietungen waren. Er verliess vielmehr die Stadt, nachdem er seinen Zögling eingeholt hatte, um mit diesem Campanien zu besuchen; dann eilte er, dem schon vorangegangenen Zöglinge folgend, über die rhätischen Alpen nach den Niederlanden und von Ostende aus nach England, wo eben Heinrich VIII. den Thron bestiegen hatte und eine neue Aera für die höheren Studien eröffnet zu sein schien.

Und wirklich erhielt er jetzt in England noch mehr als früher Beweise des Wohlwollens und der Anerkennung. Wie der König, so war auch dessen Gemahlin dem grossen Gelehrten freundlich zugewandt; der Erzbischof Wareham, am Hofe freilich neben Wolsey damals ohne Einfluss, schätzte ihn hoch; zu Thomas Morus, der ihn zunächst in sein Haus aufgenommen hatte, kam er in ein noch innigeres Verhältniss als früher; für John Colet wurde er, als derselbe 1510 seine dem Jesuskinde geweihte Schule bei St. Pauls in London begründete, umsichtiger Berather, und auch sonst stand er diesem trefflichen Humanisten sehr nahe; der Bischof Fisher übertrug ihm eine Professur in Cambridge, die allerdings nicht gerade einträglich war, ihn aber auch nicht hinderte, öfter die Freunde in London aufzusuchen.

Er entfaltete jetzt eine wunderbare schriftstellerische

---

aufgenommen, die damals allgemein gebraucht wurden, mit Erläuterungen aus niederländischen, vlämischen, deutschen, französischen, englischen, italienischen Quellen.

Thätigkeit. Noch im Jahre 1509 gab er in Paris sein Encomium Moriae heraus, eine Satire, die, auf der Reise aus Italien entstanden, viele dort empfangene Eindrücke wiedergab, aber auch sonst das im Verkehr des Lebens Beobachtete zu wirksamstem Ausdruck brachte. Und was konnte unterhaltender und komischer sein, als die menschliche Narrheit, die ihr eigenes Lob verkündet, weil sie im Stande ist, die Geister bis zum Papste hinauf in die Irre zu führen und auch die evangelische Wahrheit unter Formelkram und Aberglauben zu begraben? Das Buch hatte freilich auch bei Manchen Anstoss erregt, und Erasmus musste gelegentlich selbst vor Freunden, welche seine Schilderungen und Urtheile zu keck fanden, sich rechtfertigen; aber er hatte in Wahrheit doch durchschlagenden Erfolg; die Auflagen folgten rasch auf einander, bald schrieb der mit Erasmus befreundete Gerhard Listrius einen Commentar zu dem Buche, das schnell auch von Haloin in das Französische übersetzt wurde. Es kam eben der in der ganzen Zeit regen Spottlust entgegen, weshalb ja auch Sebastian Brants Narrenschiff und Thomas Murners Narrenbeschwörung mit so grosser Freude aufgenommen wurden [1]. Die ernsteren Gemüther aber, welche die Nothwendigkeit einer Reformation fühlten, erkannten in solchen Schriften vortreffliche Vorbereitungen [2]. Auch in deutschen Landen war die Wirkung des Lobes der Narrheit gross. Eine von Froben in Basel 1515 veranstaltete Auflage von 1800 Exemplaren war nach wenigen Wochen fast ganz vergriffen. Der genialen Randverzierungen, mit denen Meister Holbein ein Exemplar illustrirt hat, kann hier eben nur gedacht werden. Die durch Flüchtigkeit verschuldeten Mängel der Form übersahen damals die Meisten in der Freude am Stoff.

In demselben Jahre erschien in Antwerpen, zunächst als Hauptstück der Lucubratiunculae, das Enchiridion militis

---

1) Radlkofer im Programm der Studienanstalt Burghausen (1877) stellt die drei bei allen Verschiedenheiten doch verwandten Satiren in einer „literar-historischen Parallele" zusammen.

2) Burigny-Henke, Erasmus (1782) I, 180 ff.; Hagen I, 408 ff.

christiani, ein Erbauungsbuch, das für den Kampf des Lebens die rechte Ausrüstung geben und zum Siege über die gefährlichsten Feinde führen sollte, wobei nachdrücklich der Irrthum derjenigen gerügt wurde, welche die Religion in Ceremonien und in Beobachtung mehr als jüdischer Aeusserlichkeiten suchten, die wahre Frömmigkeit vernachlässigten [1]. Dafür haben die Mönche das Buch als ketzerisch verdammt. Aber sie haben freilich nicht verhindern können, dass es durch Uebersetzungen in alle Cultursprachen Europa's Unzähligen zugänglich wurde.

Mit der zweiten Pariser Ausgabe des Encomium Moriae vom Jahre 1512 gab Erasmus zum ersten Male zwei Lehrschriften heraus, die in pädagogischer Beziehung überaus förderlich gewesen sind: de duplici rerum ac verborum copia und de ratione studii et instituendi pueros commentarii. Die erstere, zunächst für die von Colet begründete Schule bestimmt und diesem Freunde auch zugeeignet, gab in einfacher Form eine vortreffliche Anweisung zu stilistischen und oratorischen Uebungen, die selbst von Melanchthon als Thesaurus eloquentiae non vulgaris empfohlen worden ist [2]. Die andere Schrift gibt Anleitung zum Studium der lateinischen und der griechischen Grammatik, die beide in enge Verbindung gebracht, aber auf möglichst wenig Regeln beschränkt werden sollen, so dass bald zur Lectüre übergegangen werden kann, und für diese werden von den Griechen Lucian, Demosthenes, Herodot, Homer, Euripides, Aristophanes, von den Lateinern Terenz (auch Plautus), Virgil, Horaz, Cicero und neben Cäsar auch Sallust empfohlen. Aus den Schriftstellern soll zugleich Sachkenntniss gewonnen werden, vor Allem aber ist auf Bildung des Stils und des Gedächtnisses zu sehen, und wenn für jene auch die Behandlung und Benutzung der Classiker von Wichtigkeit ist, so ist für dieses auch die Aufhängung von Tafeln mit den einzuprägenden Formen an den Wänden, von Aussprüchen und Sentenzen in calcibus singulorum codicum als

1) **Burigny-Henke** I, 280 ff. und **Hagen** I, 307 ff.
2) Corpus Reformatorum I, 1118.

nützlich anzusehen. Uebrigens ist auch diese Lehrschrift zunächst für Colets Schule bestimmt gewesen.

Seit dem Jahre 1513 folgten Uebersetzungen moralischer Schriften Plutarchs und Ausgaben der Disticha moralia Catonis, des Enchiridion Epiktets, der Rede des Isokrates an den Demonicus etc., allesammt für die Zwecke des Unterrichts. Dann erschien 1514 zum ersten Male in Strassburg Parabolarum sive Similium liber, eine ebenfalls mit Beifall aufgenommene und immer wieder aufgelegte Sammlung von Sittenlehren aus Xenophon, Aristoteles, Theophrast, Plutarch, Lucian, Seneca und Plinius.

Das Zueignungsschreiben ist vom 15. October 1514 und während einer der ersten Reisen nach Basel abgefasst, wo Erasmus am liebsten und am längsten seinen Aufenthalt gewählt hat. Denn die Hoffnungen, welche ihn im Jahre 1509 nach England zurückgeführt hatten, waren doch nur unvollständig erfüllt worden, und im Jahre 1513 klagte er dem alten Freunde Anton von Berghes, dass er von den Gönnern in England vernachlässigt werde. Er bedauerte damals auch, dass er Rom verlassen habe, wo 1513 Johann von Medici als Leo X. Papst geworden war, und ein an diesen gerichtetes Schreiben gab dem Schmerze Ausdruck, dass er unter dem für Kunst und Wissenschaft so verheissungsvollen Regimente desselben in Rom nicht leben könne. Als nun auch die Aussicht, den Bischof Fisher, der zum lateranischen Concil dorthin wollte, zu begleiten sich wieder verschlossen hatte, verliess er England, um nach dem Continente zurückzukehren und zunächst in Basel mit dem trefflichen Buchdrucker Johann Froben wegen der Ausgabe des griechischen Neuen Testaments und der Werke des Hieronymus in Verbindung zu treten. Es war wohl sicher bei dieser ersten Reise nach Basel, dass Erasmus in allen grösseren Städten der Rheinlande, welche er besuchte, fast mit fürstlichen Ehren empfangen wurde. Die Magistrate überreichten ihm Geschenke und veranstalteten Festmahle. So begrüsste ihn auch Strassburg, und in besonderer Weise zeichnete ihn die dort unter Wimphelings Leitung stehende literarische Gesellschaft aus. In Basel, wo er in neckischer

Weise bei Froben sich einführte, machte er gleich damals auch weitere Bekanntschaften, so mit dem Hause der Amerbacher wie mit dem Bischof Christoph von Utenheim, der, schon durch das Enchiridion gewonnen, ihn gern in seine Wohnung aufgenommen hätte. Bei einer zweiten Anwesenheit im Winter 1514—1515 kam er auch mit Zwingli in freundlichen Verkehr[1]). Im Sommer 1515 besuchte er Basel zum dritten Male; längere Zeit verweilte er dort im Sommer 1518, leider durch Krankheit gestört. Bereits hatten zahlreiche jüngere Männer an ihn sich angeschlossen, Heinrich Loriti Glareanus, Beatus Rhenanus, Johannes Oecolampadius, Wilhelm Nesen, Oswald Myconius, Wolfgang Fabricius Capito, Nikolaus Gerbelius u. A. m., wie dies Joh. Sapidus in einem aus jener Zeit erhaltenen Gedichte beschreibt[2]). In Frobens Hause lernte er damals auch den grossen Maler Holbein kennen, von dem wir so charakteristische Bilder des grossen Gelehrten besitzen, der ja auch an den Schöpfungen der Malerkunst seine besondere Freude hatte[3]).

Nach England war Erasmus in jenen Jahren noch mehr als einmal zurückgekehrt. Seit dem Jahre 1516 aber, das den Herrn der Niederlande, Karl von Oesterreich, auf den Thron Spaniens geführt hatte, schien Brüssel für ihn fester Wohnsitz werden zu sollen. Der Kanzler Silvagius veranlasste seine Berufung an den Hof des Königs, der ihn zum königlichen Rathe mit einem Gehalte von 400 Gulden ernannte, übrigens in der Wahl des Wohnsitzes ihn nicht beschränken wollte. England aber hat Erasmus im Jahre 1517 zum letzten Male gesehen, obwohl Heinrich VIII. und Wolsey durch neue Anerbietungen ihn zu halten suchten[4]). Indess ging ihm doch auch im Heimathlande nicht Alles nach Wunsch, da Silvagius

---

1) Auf diesen hatte des Erasmus Gedicht Expostulatio Jesu ad hominem suapte culpa peccantem tiefen Eindruck gemacht. Vgl. Koch, Gesch. des Kirchenliedes II, 33 f.

2) Vgl. Vischer, Geschichte der Universität Basel S. 194 ff., Schreiber, Glareanus S. 58 ff., Horawitz, Rhenanus S. 19 ff.

3) Woltmann, Holbein I, 271 ff.

4) Burigny-Henke I, 269 f., Butler I, 136 f.

bald starb, der Nachfolger desselben Gattinara ihm weniger günstig war, Karl selbst nach Spanien reiste. Erasmus wählte dann Löwen zu seinem Wohnsitze, dessen Universität eben damals durch Begründung des Collegium Buslidianum (für das Studium des Hebräischen, des Griechischen und des Lateinischen) neue Anregungsmittel erhalten hatte, während auch Männer wie Jakob Ceratinus, Rutger Rescius, Konrad Goclenius, Adrian Barlandus das Leben in Löwen erfreulich machen konnten. Mit Ludwig Vives, der als sein Schüler gelten durfte, in mancher Beziehung aber ihn überragte, stand Erasmus in besonderem Verkehr[1]). Dagegen scheint er mit dem Vicekanzler der Universität, Adrian von Utrecht, der ja auch bald, 1517, Cardinal geworden, zu sehr weitgreifender Thätigkeit berufen wurde, keinen Verkehr gehabt zu haben. Und auch zu akademischer Lehrthätigkeit kam der oft kränkelnde Mann nicht; er fühlte übrigens, dass sein Auditorium die ganze gelehrte Welt sei, auf die er durch Schriften und Briefe von seinem stillen Arbeitszimmer aus stets einwirken könne, und der an der Universität waltende Geist, der mehr und mehr ein dem Humanismus feindlicher wurde und später gegen ihn persönlich seine Waffen kehrte, missfiel ihm. Doch hat er gelegentlich in einem ihrer Collegien gewohnt. Aber er besuchte von Löwen aus auch das blühende Antwerpen, wo der durch grosse Reisen im Morgenlande berühmt gewordene Petrus Aegidius ihn aufnahm, oder er lebte auf dem freundlichen Landgute Andrelac bei Brüssel und erschien dann wohl auch von Zeit zu Zeit in Brüssel selbst, ohne hier sich festhalten zu lassen[2]); ihn als Lehrer dem Erzherzog Ferdinand beizugeben, daran hat man kaum ernstlich gedacht[3]).

Die Verbindung mit England lockerte sich nach und nach, zumal als sein trefflicher Freund, der Lucchese Andreas Ammonius daselbst gestorben war und die politischen Ver-

1) Nameche, Mémoire sur la vie et les écrits de Jean-Louis Vives, Bruxelles 1841 und A. Lange in Schmids Pädagog. Encyclopädie IX, 740 ff.

2) Burigny-Henke I, 213 ff.

3) Epp. von 1521, p. 277.

wickelungen weiteren Besuch auf der Insel widerriethen. Und auch mit Frankreich konnte er der politischen Collisionen halber kaum noch in engerem Verkehr sich erhalten, obwohl bereits 1516 der Bischof von Paris Stephan Poncher ihn dahin eingeladen hatte und selbst Franz I., als er in seiner Hauptstadt ein Collegium trilingue zu errichten gedachte, die Leitung desselben ihm anvertrauen wollte; mit Wilhelm Budé, dem grossen Humanisten Frankreichs, der dann hinter ihm zurückgetreten wäre, stand er in freundschaftlichem Briefwechsel [1]; für das Collegium trilingue aber empfahl er nicht diesen, sondern seinen Freund Glareanus [2]. Merkwürdig war es immerhin, dass er in jener Zeit, einer von England gekommenen Einladung folgend, im Lustlager von Ardres, das die Könige von Frankreich und England scheinbar in engster Freundschaft vereinigte, Zeuge prächtiger Festlichkeiten sein konnte [3].

Aber für Deutschland wurde er in jener bedeutungsvollen Uebergangszeit der persönliche Mittelpunkt aller für den Humanismus, ja für allen geistigen Fortschritt überhaupt lebendig erregten Kreise, und in diesen erschien es damals dringend nöthig, dass der gefeierte Mann ausdrücklich für einen Deutschen sich erkläre [4]. Die deutsche Nation legte damals eine fast rührende Verehrung für ihn an den Tag und eröffnete seinem Talent und Wissen nach allen Seiten Einfluss. Auch schien er durch sein Verhältniss zu Kaiser Karl V. und dessen Bruder Ferdinand entschiedener als früher auf Deutschland hingewiesen zu sein. Die ersten Fürsten des Reiches zeichneten ihn aus; die vom Humanismus ergriffene Jugend unserer Uni-

---

1) Burigny-Henke I, 251 ff., Butler S. 129 ff.; geistreiche Vergleiche beider Männer in einem Briefe von Christoph Longolius epp. 203 f. Vgl. Namèche S. 19 f.

2) Brief an Poncher epp. a. 1521, p. 4 f. (?)

3) Epp. a. 1521, p. 511 und 564. Butler S. 137.

4) Im Jahre 1515 forderte ihn Heinrich Bebel von Tübingen aus auf, in seinen Schriften für einen Deutschen sich zu erklären, damit weder Franzosen noch Engländer seiner als eines Landsmannes sich rühmen könnten. Zapf S. 18.

versitäten wallfahrtete zu ihm nach Löwen und Basel; seine Schriften wurden in deutschen Landen überall gelesen; vielen erschien er als Heerführer im Kampfe gegen Barbarei und Aberglauben. Dass er für die nationalen Bestrebungen der deutschen Humanisten keine Theilnahme hatte, scheint für Niemand störend gewesen zu sein [1]).

Es ist bedeutsam, dass Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der schon früher mit Erasmus in Verbindung zu treten gesucht, aber auf seine Briefe keine Antwort erhalten hatte, gerade im November 1517, also unmittelbar nach dem Anfange der grossen kirchlichen Bewegung, durch Spalatin abermals mit ihm anzuknüpfen versuchte, wobei recht wohl versichert werden konnte, dass der Kurfürst alle Schriften des von ihm bewunderten Gelehrten in seiner reichen Bibliothek besitze. Seltsam genug, dass dieser Brief erst 1519 an Erasmus gelangte, wie aus dessen Antwort sich ergibt [2]). Später hat dieser, wie bekannt, zu Köln dem Kurfürsten seine Ansichten über Luther in vertraulicher Unterredung kund gegeben [3]). Zu derselben Zeit war Erasmus auch dem Herzog Georg von Sachsen näher gekommen. Dem Niederländer hatte es zweckmässig erscheinen können, dem Herzoge Anerkennendes über dessen Vater Albrecht den Beherzten zu sagen und mit Bezug auf Petrus Mosellanus, Heinrich Stromer u. A. das Aufblühen der Universität Leipzig zu rühmen, der ja wirklich auch der Herzog grosse Aufmerksamkeit zuwandte. Erasmus erhielt als Zeichen der Gunst von Georg gelegentlich einmal eine Silberstufe aus den Meissnischen Bergwerken. Der früh zu glänzender Lebensstellung erhobene Kurfürst Albrecht von Mainz, der Gönner Huttens, lud dann Erasmus in seine Hauptstadt ein und verehrte ihm einen zierlich gearbeiteten Becher, den er Becher der Liebe nannte, während jener durch Zusendung seines Bildes dankte, mit der Bemerkung jedoch, dass ein besseres Bild von ihm in seinen Büchern gegeben

1) Vgl. Roscher, Gesch. der National-Oekonomik in Deutschland S. 39.

2) Epp. p. 462 f.

3) Wolters, Heresbach S. 18 f.

sei [1]). Gern hätte ihn Herzog Ernst von Bayern an seine Universität Ingolstadt gezogen, die er kräftig emporzubringen strebte [2]), und selbst der grosse Scholastiker Joh. Eck wandte sich an ihn um Belehrung, obwohl freilich gerade die Art seines Schreibens den vorsichtigen Erasmus warnen konnte [3]).

Reuchlin ist einem Rufe nach Ingolstadt gefolgt. Es wäre nun wunderbar gewesen, wenn Erasmus dort mit ihm zusammengetroffen wäre. Freilich hätten dann beide Männer nur um so schneller erkannt, dass sie, scheinbar so sehr auf einander angewiesen, innerlich sehr verschiedene Naturen seien. Der in kabbalistische Grübeleien sich verlierende Reuchlin, welcher im Kampfe gegen die Dunkelmänner an der Spitze der Humanisten in eine neue Zeit den Weg gewiesen zu haben schien, stand doch mit seiner ganzen Anschauungsweise noch in der alten Zeit, während Erasmus, der jenem Kampfe nicht ohne Bedenken zugesehen und die Epistolae obscurorum virorum eher gemissbilligt hatte, doch viel mehr ein Neuerer war und mit den Mitteln humanistischer Bildung und Gelehrsamkeit allein in ganz anderer Weise vorwärts zu kommen sich getraute [4]). Nur einmal waren sie zu Frankfurt in persönliche Berührung gekommen, und auch durch Briefwechsel war ihr Verhältniss kein innigeres geworden, sondern civilis amicitia, qualis fere inter studiosos omnes solet, geblieben [5]). Anders schien Erasmus zu Hutten sich stellen zu können, wie gross auch ihre Verschiedenheit in Temperament und Sitte war. Sie begegneten sich zum ersten Male im Sommer 1514 in Mainz, sahen sich dann zu Frankfurt wieder im Frühlinge 1515 und blieben dann während der zweiten italienischen Reise Huttens und nachher noch in freundlichem Verkehr. Wie mittheilsam Erasmus dem jüngeren Manne gegenüber sein konnte, zeigt sein anziehender Brief an diesen

1) Epp. p. 511, Burigny-Henke I, 278.

2) Herzogs R.-E. XIII, 3, Burigny-Henke I, 259 f.

3) Auctarium p. 29 f.

4) Strauss, Hutten S. 141 ff., 159, 163. Vgl. S. 180, 186, 195 f., 204, 209 f.

5) Epp. p. 439.

über Thomas Morus [1]. Wieder anders stand Erasmus zu Wilibald Pirkheimer, den Stand und Reichthum, vielseitige Bildung und klare Besonnenheit nach allen Seiten bestimmenden Einfluss gewinnen liessen [2].

In eigenthümlicher Weise bedeutsam wurde die Stellung des Erasmus zur Universität Erfurt, die gerade damals vom Geiste des Humanismus stärker als eine andere Hochschule sich bestimmen liess. Hatte vorher der Kanonikus Konrad Mutianus Rufus von seiner stillen Wohnung in Gotha aus mächtige Einwirkungen auf die jungen Humanisten im nahen Erfurt ausüben können und zuletzt zu leidenschaftlicher Theilnahme an der Reuchlinistenfehde sie erregt, so gewann später, als Eoban Hesse, der geniale und leichtmüthige Poet, der „König" in diesem Kreise geworden war, Erasmus das höchste Ansehen. Eine fast überschwängliche Verehrung wandte sich ihm zu; man pries ihn als die Sonne, die alles Dunkel mit ihren Strahlen erhelle; man drängte sich an ihn und war entzückt über jedes Brieflein aus seiner Hand; Eoban selbst, Justus Jonas, Schalbus u. A. suchten ihn in den Niederlanden auf. Und dass er Wohlgefallen an diesen Erfurtern empfand, bei denen ja auch sein Lob der Narrheit in Vorlesungen behandelt wurde, zeigen besonders die an Jonas gerichteten Schreiben [3].

Gewiss nun machten ihn gerade in jener Zeit auch die literarischen Leistungen, die von ihm kamen, der Bewunderung werth. Es erschienen die Ausgabe Seneca's: C. Annaei Senecae sanctissimi philosophi lucubrationes omnes (Basel 1515), das Büchlein de octo partium constructione (Strassburg 1515 und oft nachher), die Bearbeitung der ersten Bücher von des Theodorus Gaza griechischer Grammatik (zuerst Löwen 1516), die dann Konrad von Heresbach zum Abschluss brachte [4], die Institutio principis christiani (zuerst in demselben Jahre zu

1) Epp. p. 432.

2) Hagen I, 273 f., 459, 468 f.

3) Kampschulte 1, 226 ff.

4) Wolters S. 32 f., 236 f. Burigny-Henke I, 310 f. Namèche p. 12.

Löwen), die erst durch Heresbachs Werk de educandis erudiendisque principum liberis (1570) übertroffen worden ist[1]). Aber die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte seine Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, die erste, welche im Drucke erschien, im Einzelnen wohl nicht überall zuverlässig, nicht ohne mancherlei Versehen, nicht frei von voreiligen Aenderungen, aber doch eine Leistung, deren er sich mit seinen sprachkundigen Gehilfen — Oecolampadius voran — herzlich freuen konnte, ein Werk, das, zur Ehre Gottes unternommen und in seinem Erscheinen fast zusammentreffend mit dem Beginn der Reformation, noch viel gewaltigeren Einfluss üben sollte, als er zunächst zu denken im Stande war. Es kam zu Basel in Frobens Druckerei zum ersten Male 1516 heraus (Novum Instrumentum omne diligenter recognitum et emendatum, in den zunächst folgenden Ausgaben wieder Testamentum) und war mit merkwürdigem Vertrauen dem Papste Leo X. dedicirt. Im Anschluss standen eine sorgfältige lateinische Uebersetzung und belehrende, nachher sehr vermehrte Anmerkungen; als Einleitungen konnten dienen Paraclesis s. Exhortatio ad christianae philosophiae studium und Ratio s. compendium verae theologiae. Die etwas später in der Polyglotten-Bibel des Cardinals Ximenes erschienene Ausgabe des Neuen Testaments hat Erasmus erst für seine drei letzten Ausgaben (von 1522, 1527 und 1535) benutzen können, und erst vor Kurzem ist ihm wieder der Vorwurf gemacht worden, dass er nicht Wahrheitsliebe und Selbstverleugnung genug besessen habe, um von jener den Nutzen zu ziehen, den sie ihm hätte leisten können[2]). Man darf indess hierbei nicht übersehen, dass sein Fleiss vor Allem auf die neue Uebersetzung sich gerichtet hatte, der griechische Text wie zur Rechtfertigung und Beglaubigung hinzugefügt war[3]). Beifall und Dank für das Geleistete haben ihm gleich Anfangs nicht

1) Wolters S. 39 f., 200 f., 238; vgl. Burigny-Henke I, 301 f., Butler S. 147.

2) Delitzsch, Studien zur Entstehungsgeschichte der Polyglottenbibel des Cardinals Ximenes. Leipzig 1871.

3) Burigny-Henke II, 561 ff.; vgl. Butler S. 169 ff.

gefehlt; aber bald sah er auch heftigen Angriffen sich ausgesetzt. Die Mönche erhoben weit umher verketzerndes Geschrei, und er hatte davon dem wackeren Petrus Mosellanus in Leipzig Seltsames zu berichten [1]; aber auch wissenschaftlich tüchtige Männer richteten sich gegen ihn: Jakob Faber von Etaples, dessen Urtheilsfähigkeit er selbst nicht anfechten konnte, Johann Eck in Ingolstadt, der gegen seine Art noch ziemlich schonend auftrat [2], Eduard Lee, der um so heftiger ihn angriff und die ganze Universität Löwen gegen ihn aufregte [3], der Vicekanzler Johann Briartus (Atensis), der bewährte Mitarbeiter an der Polyglotte Jakob Lopez Stunica [4]. Man beachtete dabei wenig, dass er im Jahre 1516 auch die Briefe des Hieronymus herauszugeben im Stande war und damit das Studium vieler Jahre abgeschlossen hatte. Aber wenn er gerade damals auch seine allerdings schon früher verfasste Querela pacis undique gentium ejectae profligataeque erscheinen liess [5], so entsprach dies den Stimmungen, die ihn beherrschen mussten. In diesem Zusammenhange erscheint beachtenswerth, dass er eben damals vom Papste eine Dispensation für sich erwirkt hatte, welche ihm eine freie Stellung seinem Orden gegenüber gewährte, indem sie ihn von der Kirchenstrafe für die eigenmächtige Ablegung des Ordensgewandes absolvirte und die Fähigkeit alle geistlichen Stellen zu bekleiden ihm zusprach. Wahrscheinlich hat er gegen die vielfachen Verdächtigungen, die seine mönchischen Gegner zumal wegen des Encomium Moriae und wegen des griechischen Neuen Testaments wider ihn erhoben, in der päpstlichen Erklärung einen Schild gesucht [6].

---

1) Epp. p. 281 ff.

2) Burigny-Henke I, 356 ff.

3) Burigny-Henke I, 362 ff. Strauss S. 332 f. Lee ist nicht ein Schotte, sondern ein Scotist. Burigny-Henke I, XIX.

4) Delitzsch S. 25 ff. Vgl. Burigny-Henke II, 179 ff., Butler 179 f.

5) Ausgaben 1516, 1518, 1521, 1522.

6) Sie ist vom 26. Januar 1517. S. W. Vischer im Universitäts-Programm, Erasmiana, Basel 1876.

Aber was die Gegner auch sagen mochten — er hatte als Humanist und Theolog über die meisten Zeitgenossen sich emporgehoben, er war doch das Orakel seiner Zeit. Noch Keiner hatte das heidnische und das kirchliche Alterthum in solchem Umfange erforscht, mit solcher Freiheit, mit solchem Scharfsinn behandelt. Man darf freilich nicht behaupten, dass so bedeutende Studien ihn innerlich umgewandelt und über die Schranken, innerhalb deren er seine Entwickelung durchzuführen gehabt, hinausgeführt haben; man muss vielmehr anerkennen, dass er vielfach noch in den Anschauungen und Ueberzeugungen des Mittelalters befangen geblieben ist und, als die grosse Bewegung, die von Wittenberg ausging, Alles erschütterte, unwahr und schwächlich auch das früher Verworfene wieder hervorgesucht, vertheidigt und angebetet hat. Aber verlangen wir nicht von ihm, was er nach Anlage und Bildungsgang nicht aus sich zu gestalten vermochte, freuen wir uns lieber der ausserordentlichen Leistungen, die er, der so viel umhergeworfene, so oft kränkliche Mann doch zu Stande gebracht hat. Nur was er für das Unterrichtswesen gethan, darauf müssen wir jetzt noch in zusammenfassender und zum Theil vorausgreifender Darstellung unsere Aufmerksamkeit richten.

In die Zeiten der theologischen Kämpfe, in welche Erasmus mehr noch durch Katholiken als durch Lutheraner hineingezogen wurde, können wir in diesem Zusammenhange ihn nicht begleiten; aber dem grossen Humanisten müssen wir bis an sein Ende folgen. Viele hervorragende Arbeiten, welche er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens für Bildung und Unterricht zu Stande gebracht hat, müssen wir gerade hier, um einen richtigen Abschluss zu gewinnen, in zusammenfassender Darstellung zu würdigen versuchen. Auf diesen Gebieten blieb er fort und fort der klare, in sich gewisse, hohen Zielen unverrückt zugewandte Geist, der zuweilen wohl eilfertig, oberflächlich, unsicher sich aussprechen mochte, oft aber mit scharfem Blicke das Richtige sah und dann auch fest und entschieden vertrat. Und wenn wir bedenken, dass er durch leidenschaftliche Angriffe immer wieder verstimmt, durch

zahlreiche Correspondenten, die seinen Rath und seine Empfehlung suchten, dankende oder anerkennende Worte von ihm erwarteten, wohl bisweilen bis zur Ermüdung in Anspruch genommen wurde, so begreifen wir kaum, wie er so viele Werke von bleibendem Werthe und nachwirkender Kraft hat zu Stande bringen können.

Sein Einfluss auf Deutschland war zunächst noch so entschieden, dass er selbst eine Abminderung in Folge der reformatorischen Bewegungen nicht wahrnehmen konnte. In einem Briefe an Babirius (Aug. 1521) klagt er wohl, dass Luthers Freunde sich von ihm zurückziehen; aber am Schlusse sagt er doch: equidem ex animo faveo Germaniae; dici non potest quam in dies efflorescat ingeniis felicissimis, in me propensioribus studiis, quam vel promerebar vel postulabam. Noch immer erkannten in ihm die deutschen Humanisten ihr Oberhaupt; in Freiburg waren Ulrich Zasius und Konrad von Heresbach ihm völlig ergeben; die Erfurter schwärmten für ihn; in Leipzig sprach Petrus Mosellanus zu seinem Ruhme, auch Hermann von dem Busche trat für ihn ein. Allerdings brachte ihn dann die Art, wie der ungestüme Hutten die Verbindung mit ihm zu erhalten suchte und, als er von ihm sich verleugnet sah, zu schonungslosem Angriffe überging, in die peinlichste Lage; aber die Gehässigkeit, mit welcher er dann den hilflosen Flüchtling bedrängte, und der Mangel an Edelmuth, den zumal seine Spongia adversus Hutteni aspersiones verrieth, vernichtete die ihm zugewandten Sympathien so wenig, dass sogar Luther noch in freundlichem Sinne an ihn schrieb. Und eben damals (April 1524) kam der junge Joachim Camerarius nach Basel, um seine Verehrung ihm zu bezeigen. Vielleicht war es eine Nachwirkung des kühlen Empfanges, den der tüchtige Mann bei ihm gefunden hat, dass bald nachher das Verhältniss zu diesem und selbst zu Melanchthon sich trübte. Die beiden so eng verbundenen Freunde wechselten zwar noch Briefe mit ihm und schickten einander die von ihm erhaltenen zu; aber die Angriffe, welche er ohne Noth gegen die Schule in Nürnberg richtete, waren eben so ärgerlich für Melanchthon, der (1526) zu ihrer Be-

gründung so kräftig geholfen hatte, als für Camerarius, der an ihr wirkte. Im Sommer 1529 sprach dieser dem Freunde in Wittenberg den Wunsch aus, dass er nicht mehr an Erasmus schreiben möge, und Melanchthon konnte in seiner Antwort trocken genug bemerken, dass er sich nie sonderlich um des Mannes Freundschaft beworben habe [1]).

Indem aber so Erasmus den Einfluss auf Deutschland abnehmen sah, konnte es ihm zu einiger Genugthuung gereichen, dass am Hofe zu Cleve und zu derselben Zeit auch in Köln seine auf dem Humanismus beruhenden Gedanken selbst in kirchlicher Beziehung Eingang fanden; aber zu nachhaltigen Wirkungen kam es dort nicht [2]). Und wenn in den nahen Niederlanden einzelne Männer, wie Cornelius Grapheus in Antwerpen, noch zu ihm hielten, so hatte dies natürlich noch geringere Bedeutung [3]).

Allein wenn auch die persönlichen Verbindungen sich lösten, so behauptete er doch fort und fort einen tiefgehenden Einfluss durch die schriftstellerischen Leistungen. In rascher Folge erschienen seine Ausgaben der Kirchenväter Cyprianus, Arnobius, Hilarius, Irenaeus, Chrysostomus, Ambrosius. Und eben so rastlos war er als Herausgeber von Classikern thätig: noch 1518 konnte er eine Ausgabe des Suetonius Friedrich dem Weisen, eine Ausgabe des Curtius dem Herzog Ernst von Bayern widmen. 1520 erschienen Cicero's Officien, 1523 dessen Tusculanen; 1523 edirte er in einem stattlichen Folianten Plinii Secundi divinum opus, cui titulus Historia mundi, dem Bischof Stanislaus Thurzo von Olmütz zugeeignet. Etwas später (1529) erschien der erste Band der Ausgabe Augustins, nachdem schon 1522, seinem Drängen nachgebend, Vives den heillos verunstalteten Text der Bücher de civitate dei mit einem sorgfältigen Commentar herausgegeben hatte. Mit hoher Freude vollendete er dann 1531, in Gemeinschaft mit Simon

1) Corp. Ref. I, 1083. Heerwagen I, 16 ff., II, 18 ff.

2) Wolters, Heresbach S. 33 f., 48 ff., 57 ff. Krafft, Aufzeichnungen Bullingers S. 26 f.

3 Ullmann I, 385 ff

Grynäus, die Ausgaben des Aristoteles (zwei Bände in Folio) und des Livius, der hier zum ersten Male mit dem 44. Buche erschien (ein Band in Folio). Im Jahre 1532 folgten die Ausgaben des Demosthenes und des Terenz; unter den Augen des Unermüdlichen erschienen endlich Cl. Ptolemaei de geographia libri VIII (1533), die Werke des Flavius Josephus (1534) und des Origenes (1536).

Beim Blick auf so zahlreiche Ausgaben dürfen wir ohne Weiteres annehmen, dass er dabei oft der Unterstützung sich bediente, welche die Bereitwilligkeit jüngerer Freunde ihm zur Verfügung stellte; dass Manches eilfertig gearbeitet wurde, war kaum zu vermeiden. Aber es wäre unbillig, wenn wir die von ihm besorgten Ausgaben classischer und patristischer Werke mit den Massstäben moderner Kritik messen wollten; ihm kam es zunächst doch darauf an, diese Werke recht Vielen zugänglich und für die Bildung der Zeit verwendbar zu machen. Wie er dabei verfuhr, zeigen die Bemerkungen vor der Ausgabe des Curtius, den er auf einer Reise nach England im Frühjahr 1517 wieder einmal vorgenommen hatte: locos aliquot obiter annotatos correximus, addito elencho, qui potissimum indicaret, quid nove dictum apud hunc scriptorem extaret, ne desit, quo placemus *λογομάστιγας* quosdam, qui ad singulas paene voces nobis solent obstrepere clamitantes apud probos scriptores nusquam inveniri. Auf sachliche Erklärung konnte er sich nicht wohl einlassen, wenn sie ihm auch in ausgedehnterer Weise möglich gewesen wäre.

Sehr brauchbar und verdienstlich erschienen seinen Zeitgenossen und noch Späteren die an ähnliche Leistungen der vorausgegangenen Jahre sich anreihenden Lehrschriften, die natürlich auch für uns besonders in Betracht kommen. Er veröffentlichte 1522 in abgerundeter Bearbeitung das Büchlein de conscribendis epistolis [1]) und (wohl in demselben Jahre) ein anderes de studio bonarum litterarum [2]). Hierauf erschienen, eingeleitet durch die bereits 1518 herausgegebenen

1) Burigny-Henke I, 469 f. Butler S. 145. Erhard S. 45.
2) Burigny-Henke I, 471 ff.

Familiarium colloquiorum formulae, 1524 zum ersten Male die Colloquia selbst (Familiarium colloquiorum opus multis nominibus utilissimum), ein Buch, das zahlreiche Auflagen erlebt, aber auch starken Tadel erfahren hat, da es, obwohl im Grunde allein dazu bestimmt, die Jugend zu guter lateinischer Umgangssprache anzuleiten und ihr dabei die Hauptlehren der Poetik, der Rhetorik, der Physik und der Moral begreiflich zu machen, doch die Doctrinen und Institute der Kirche auf bedenkliche Weise bloss zu stellen, ja selbst Ketzereien zu enthalten schien [1]). Im Jahre 1525 folgte die Schrift Lingua (de linguae usu et abusu), die in weiten Kreisen Beifall fand und eine Reihe von Auflagen erlebte [2]). Bereits in's nächste Jahr fällt die an pädagogischem Gehalt reiche Schrift Christiani matrimonii institutio, die der Königin Katharina von England zugeeignet ist und bald nachher in dem Schicksal, das diese traf, eine so traurige Illustration erhalten sollte; als ein Seitenstück dazu erscheint das 1529 der verwittweten Schwester des Kaisers, Maria von Ungarn, gewidmete Büchlein Vidua christiana. Von eigenthümlicher Bedeutung waren die beiden Schriften de recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione dialogus und Ciceronianus sive de optimo genere dicendi (1528). Ob er bei jenen in Bezug auf die Aussprache des Griechischen durch einen Scherz Glareans und nur auf einige Zeit, irregeleitet worden, ist hier nicht zu untersuchen [3]). Ueber die andere, die aus verschiedenen Gründen in Frankreich und in Italien so grossen Unwillen hervorrief und von dem älteren Scaliger wie von Stephan Dolet leidenschaftlich bekämpft wurde, hat das Urtheil längst in einer für Erasmus günstigen Weise sich festgestellt, wie auch die Darstellung — ebenfalls in der Form eines Dialogs gehalten — als durchaus zweckmässig erkannt worden ist [4]). Indem er aber die pe-

1) Burigny-Henke I, 490 ff.; vgl. Butler S. 152 ff., Erhard S. 205 b (n. 31) und 164 f.

2) Burigny-Henke I, 513 f.

3) Burigny-Henke I, 565 ff.

4) Burigny-Henke I, 538 ff., Erhard S. 166, Butler S. 155 ff., Roscoe, Life of Leo the Tenth II, 288.

dantischen Ciceronianer, die in Petrus Bembus und Christoph Longolius die höchsten Meister verehrten, auf das Unhaltbare und Lächerliche ihrer Manier aufmerksam machte, war er fortwährend voll Bewunderung für Cicero selbst, den er schon in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Tusculanen wie einen Heiligen gepriesen hatte. Er sah in Cicero mehr noch den grossen Moralisten als den grossen Latinisten, wie ihm ja auch Seneca, dessen Schriften er zu Anfang des Jahres 1529 wieder herausgab, eben als Sittenlehrer besonders theuer war[1]). Die zu derselben Zeit in die Oeffentlichkeit gelangte Schrift Libellus novus et elegans de pueris statim ac liberaliter instituendis und das im Jahre 1530 edirte Büchlein de civilitate morum haben wir als die jüngsten seiner Lehrschriften anzusehen. Sie sind beide für Unterricht und Erziehung als sehr nützlich erkannt worden und in immer neuen Auflagen erschienen.

Er hatte auch als Pädagog Grösseres geleistet als irgend einer seiner Zeitgenossen, als er am 12. Juli 1536 in Basel starb. Was ihn aber in dieser Beziehung auszeichnet, das ist vor Allem die Selbständigkeit seiner Gedanken, die, wie verschieden auch die Ziele sind, welche er in den einzelnen Schriften vor Augen hat, und wie verschieden die für die besonderen Zwecke gewählten Formen sein mögen, zu einem im Wesentlichen übereinstimmenden, freilich nicht gerade gleichmässigen Ganzen sich zusammenfügen liessen. Und dabei muss man doch im Auge behalten, dass er bei dem wunderbaren Wechsel seines Lebensganges und bei seiner Abneigung, an ein Lehramt sich fesseln zu lassen, auch dann, wenn er in besonderen Fällen Gelegenheit erhielt, aus unmittelbarer Erfahrung zu schöpfen, rasch abzubrechen pflegte. Aber er hatte in dem, was die eigene Kindheit und Jugend umfasste, die

---

1) Die zweite Ausgabe Seneca's, bei welcher Sigmund Gelenius mit grösster Sorgfalt ihm geholfen hatte, ist durch die vorausgeschickte Zueignungsschrift über Stil und Charakter des Philosophen, sowie über dessen Verhältniss zum Apostel Paulus besonders anziehend; es spricht sich darin eine für jene Zeit ausserordentliche Unbefangenheit aus. Vgl. Burigny-Henke I, 570 f.

mannigfachsten Anregungen zum Nachdenken über pädagogische Probleme und Fehlgriffe gehabt, und der unendlich vielseitige Lebensverkehr, in dem er sich fort und fort bewegte, gab ihm einen überaus reichen Stoff zu Beobachtungen, und dass er auch in der Stille seines Studirzimmers aus seinen Classikern für Erziehung und Unterricht Grosses lernte, braucht gar nicht erst gesagt zu werden. Dass er als Mönch und Priester gewissen Aufgaben fern blieb, ist gewiss mit in Rechnung zu bringen, und das auf Bildung des Gemüthes Gerichtete mochte zum Theil ihm schwerer verständlich sein; aber er ist auch wieder von geistlicher oder asketischer Einseitigkeit so frei, dass man den Humanisten kaum je vermisst, vielmehr fast durchaus die Freiheit und Klarheit des humanistischen Standpunktes festgehalten sieht.

Aber wir wundern uns dabei auch wieder nicht, dass er im Wesentlichen auf semipelagianischem Standpunkte steht. Was also aus Erbsünde abgeleitet werden konnte, das führt er auf schlechtes Beispiel und Verführung zurück, und der Erziehung schreibt er eine Kraft zu, welche die Natur des Zöglings wie Wachs oder Thon behandeln und das Gegentheil von dem, was sie verlange, hervorbilden könne. Doch kann auch wieder nicht gesagt werden, dass er ein Vorläufer Rousseau's oder Basedow's gewesen; ihn beherrscht die den Alten eigene Anschauungsweise, er erscheint als Schüler Quintilians, von dem er ja überhaupt sehr viel gelernt hat, obwohl man auch wieder nicht behaupten könnte, dass er dem berühmten Rhetor sklavisch nachgegangen sei. Seine Anweisungen richten sich freilich mit Vorliebe auf die intellectuelle Bildung, wie dies bei seiner so entschieden wissenschaftlichen Thätigkeit nicht wohl anders sein konnte; aber er hat doch stets das Ganze der Erziehung im Auge, und wenn er gelegentlich (de civilitate morum, Einleitung) vier Theile annimmt, so kann dies immer als ein Versuch gelten, die grosse Mannigfaltigkeit, welche für die Erziehung in Betracht kommt, nach einem einfachen Schema zu übersichtlicher Darstellung zu bringen. Er unterscheidet aber vier Aufgaben der Erziehung: ut tenellus animus imbibat pietatis semina, ut liberales disciplinas et

amet et perdiscat, ut ad vitae officia instruatur, ut a primis aevi rudimentis civilitati morum assuescat, und es würde nicht schwer sein, nach dieser Eintheilung die Pädagogik des grossen Humanisten in eine eine Art von System zu bringen, wenn es darauf hier ankäme, wo wir doch auf seine pädagogischen Grundgedanken uns zu beschränken haben. Er selbst hat ein System nicht aufbauen wollen.

Die Erziehung der Kinder will er, wie schon Aristoteles, noch vor der Geburt, während der Schwangerschaft, begonnen sehen, und wie die Bedeutung der Ehe in der Kindererzeugung liegt, für welche dem Weibe von Paulus (1. Tim. 11, 15) die Seligkeit verheissen ist, so hat die Kindererziehung ihre Aufgabe darin, „dass die Kinder bleiben im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung sammt der Zucht.“ Das neugeborene Kind ist der Mutter Pflicht, deren Vernachlässigung eine Art von Aussetzung. Die Sorge für das leibliche Gedeihen hat sich zunächst auf Ernährung mit Milchspeisen zu beschränken, Gewürz und starke Getränke sind zu meiden, weder zu leichte noch zu schwere Kleidung zu wählen, die Nachtheile feuchter, dumpfer oder übermässig heisser Wohnräume fern zu halten; Baden und Salben mag als zweckmässig gelten. Unterricht soll vor dem siebenten Jahre nicht beginnen; aber Anregungen des psychischen Lebens im Spiele, wobei das Kind auch lateinische und griechische Buchstaben sprechen und schreiben lernt, sind ebenso zu empfehlen wie gewisse Gewöhnungen, indem es beim Namen Jesu die Knie zu beugen, die Hände zu falten, das Crucifix zu küssen angehalten wird. Aber jegliche diesem Lebensalter gegenüber angewandte Härte wirkt verdummend. Ist Züchtigung mit der Ruthe als unvermeidlich erkannt, so muss sich doch bald etwas Beruhigendes anschliessen.

Vom siebenten Jahre an treten die Aufgaben der religiössittlichen und der intellectuellen Bildung für die Erzieher bestimmter aus einander, aber sie sind neben einander zu lösen. Und jetzt hat der Erzieher, je bildsamer der Stoff ist, den er zu bearbeiten hat, um so mehr als Künstler sich zu erweisen. Die erstere Aufgabe ist aber doch die wichtigere.

In aller dieser Thätigkeit hat übrigens der Erzieher das Wort des Horaz sorgfältig zu beachten: Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.

Die öffentliche Erziehung wäre (mit Platon und Aristoteles) der privaten oder häuslichen vorzuziehen, wenn nur für jene nicht in den meisten Fällen mit unbegreiflicher Sorglosigkeit schmutzige und verworfene oder närrische Menschen angestellt würden, die für geringen Lohn in unsauberen Räumen edle Bürgersöhne bilden sollen. Und fast noch schlimmer ist es, wenn man die Jugend in die Höhlen gewisser Finsterlinge, d. h. in Klosterschulen schickt, aus denen dann ein Zwittergeschlecht von Mönch und Weltkind hervorgeht. Und doch steht bei solcher Praxis das Wohl des Staates auf dem Spiele. Allein auch bei der häuslichen Erziehung macht man oft arge Fehler, selbst an Fürstenhöfen, wenn es sich um die Wahl eines Lehrers handelt. Mann nimmt für den Sohn einen Mann, wieder gerade zu haben ist, und bezahlt ihn schlechter als einen Pferdeknecht oder Falkenwärter, während man mit freiem und ernstem Urtheil die Wahl treffen und mehr noch auf gute Sitten als auf Gelehrsamkeit achten, niemals aber auf blosse Empfehlung hin sich bestimmen sollte. Aber auch nach der Wahl muss man sorgfältige Aufsicht sich zur Pflicht machen. Schon der Elementarunterricht erfordert grosse Geschicklichkeit und ist unter Umständen entscheidend für das weitere Leben des Zöglings; überdies ist auch mancher gelehrte und biedere Mann zum Werke der Jugendbildung ungeschickt; dem Einen fehlt Milde, dem Andern Geduld. Ein wahrhaft brauchbarer Mann kann nicht hoch genug bezahlt werden. Allerdings hat die häusliche Erziehung auch unverkennbare Nachtheile; doch selbst in den Collegien und Bursen ist vor der Hand kein Heil zu finden, da hier die Gefahr der Ansteckung zu gross, die Thätigkeit der Lehrer zu getheilt, die Wahl derselben nach dem vorhandenen Bedürfniss unmöglich, die ganze Unterrichtsweise aber, die mit Vernachlässigung der Grammatik gleich zu den Fachstudien überleitet und die Erlangung akademischer Grade als Hauptziel betrachten lässt, durchaus verkehrt ist. Das Beste ist.

5—6 Knaben zusammen durch einen Lehrer unterweisen zu lassen. Ist man genöthigt, den Sohn einer Schule zu übergeben, so empfiehlt es sich doch, ihm noch einen besonderen Privatlehrer (als Paedagogus) zu halten. Reiche sollten begabte arme Knaben mit ihren Söhnen erziehen lassen; das ist die verdienstlichste Art von Almosen.

Der Unterricht in der Religion muss Gott als den allgegenwärtigen und allwissenden Schöpfer und Erhalter der Welt fürchten und lieben lehren und auf seinen Sohn Jesus hinleiten, durch den er Allen, die an ihn glauben und seine Gebote halten, das ewige Leben gibt, wie er mit ihm durch den heiligen Geist in den Herzen der Frommen Wohnung nimmt. Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen. Der Name Jesu muss dem kindlichen Herzen über Alles theuer werden. Von den Engeln müssen sie die Ueberzeugung gewinnen, dass sie ihnen allzeit nahe sind und Alles, auch die Gedanken, erkennen. Die heilige Schrift ist ihnen als beständiges Orakel Gottes darzustellen, weshalb sie früh auch zu gewöhnen sind, das Evangelium voll Ehrfurcht zu küssen. Daneben hat man sie auch mit der Herrlichkeit der Natur bekannt zu machen, mit der Pracht des Himmels, mit der Fülle der Erde und ihren sprudelnden Quellen, ihren dahingleitenden Flüssen, dem unermesslichen Meere, den zahllosen Arten der Thiere, was doch Alles zum Dienste des Menschen geschaffen ist, damit der Mensch wieder Gott diene. In besonderer Weise ist auf die Wohlthaten hinzuweisen, welche Gott den Auserwählten durch seinen eingeborenen Sohn gespendet hat und durch den heiligen Geist noch täglich spendet. Dabei muss an das Taufgelübde nachdrücklich erinnert und das Bewusstsein, dass der Christ Glied der im Herrn verbundenen Gemeinschaft ist, recht lebendig gemacht werden. Auch hat man die Ueberzeugung in dem jungen Herzen zu begründen, dass der in Christo Lebende niemals elend sein könne, dass vielmehr auch das Unglück eine Züchtigung durch Gottes Hand sei, wofür man ihm zu danken habe, wie man im Glücke seine Güte anbeten müsse. Es versteht sich dann von selbst, dass damit Belehrung über die Pflichten gegen Andere sich

zu verbinden hat, welche besonders wirksam wird durch die aus dem Leben Jesu gewonnenen oder die sonst durch die heilige Schrift beglaubigten Beispiele, wobei dann verstärkend auch das eigene Beispiel hinzukommen muss. — Bei diesem ganzen Unterricht erscheint die Zeit vom vierzehnten Jahre an als besonders günstig.

Für die intellectuelle Bildung ist die Gedächtnissübung eine Hauptsache, aber nicht jenes mechanische Einlernen, das den Geist beschwert, nicht bereichert, sondern ein auf richtiges Verständniss der Sachen, auf klaren Zusammenhang, auf genaue Bestimmungen und Unterscheidungen gegründetes Einprägen. Es empfiehlt sich dabei, die im Gedächtniss aufzunehmenden Gegenstände aus Geographie und Geschichte, aus Grammatik und Metrik kurz und bestimmt auf Tabellen, die man an den Wänden des Schlafzimmers aufhängt, dem Auge stets gegenwärtig zu machen, wie man auch Apophthegmata und Sentenzen am Anfange oder am Ende von Büchern, auf Ringen und Bechern, an Thüren und Fensterscheiben anbringen kann, damit so dem Auge überall etwas begegnet, was die Bildung fördert. Man mag dies Alles im Einzelnen für kleinlich halten; im Ganzen trägt es doch zur Bereicherung des Wissens viel bei.

Für das Lernen ist aber die Grammatik von grösster Wichtigkeit. Und dabei erscheint es als zweckmässig, die griechische Grammatik um einige Schritte der lateinischen vorausgehen zu lassen; in jedem Falle gehören sie zusammen, weil in beiden Sprachen fast alles Wissenswürdige verfasst ist, besonders auch weil bei ihrer nahen Verwandtschaft das Studium der einen das der andern sehr erleichtert. Aber die grammatischen Regeln müssen auf möglichst wenige und besonders zuverlässige beschränkt werden; unverständig ist es, die Lernenden in den Regeln Jahre lang festzuhalten und zu ermüden. Von den Regeln muss man bald zum Lesen passender Bücher übergehen, wobei ja auch die Regeln fortwährend wieder nach ihrer Richtigkeit zu erkennen sind. Die Interpretation hat sich auf das zum Verständniss des Gelesenen Nothwendige zu beschränken, nicht eitel Gelehrsamkeit auszukramen. Aber

sie muss natürlich auch das Sachliche erklären, und der Grammaticus bedarf beim Interpretiren in der That vielfacher Sachkenntnisse, wenn er auch, um Arma virumque bei Virgil zu deuten, nicht gerade ein Pyrrhus oder Hannibal sein muss, wenn er auch, um in die Georgica einzuführen, nicht als ein in allen Dingen erfahrener Landmann sich zu erweisen hat; aber erstaunlich ist doch die Unwissenheit vieler Lehrer in Sachen, von denen leicht Kenntniss zu gewinnen wäre, und Thatsache ist, dass Schüler nach langjährigem Unterrichte kaum die rechten Namen eines Baumes, einer Pflanze, eines Flusses angeben können. Und doch liesse sich aus Büchern, aus Schilderungen Anderer, aus Abbildungen so Vieles lernen und darnach belehrend darstellen.

Da man beim Lesen der Schriftsteller besonders auch die Imitation im Auge behalten muss, so kommt viel darauf an, dass man die durch Reinheit der Sprache ausgezeichneten vorzieht. Indess folgt daraus nicht, dass man sklavisch an Cicero sich anschliesse und ein Ciceronianer zu sein für ein besonderes Verdienst halte. Die Thorheit der damaligen Ciceronianer nun hat Erasmus in seinem berühmten Dialoge auf schlagende Weise gezeigt [1]). Eine solche Imitation war ja wirklich auch so äusserlich und oberflächlich, dass dabei nichts für Bildung zu gewinnen war, und im Grunde war sie gar nicht durchzuführen. Das rechte Nachahmen ist lebendige, innerliche Assimilation classischer Schriftsteller, wobei Mannigfaltiges frei und kräftig aufgenommen, wahrhaft verarbeitet und in etwas Eigenthümliches umgesetzt wird. Die Bienen sammeln den Honigstoff auch nicht an einem einzigen Strauch, sondern sie fliegen mit bewundernswürdiger Emsigkeit auf Blumen und Kräutern aller Art herum, und den Honig bilden sie dann in ihren Organen; was sie aber so erzeugen, darin erkennt man nicht mehr den Geschmack oder Geruch der einzelnen Blumen, welche sie gekostet haben. — Als einleitende stilistische Uebungen sind besonders Uebersetzungen aus dem Griechischen in das Lateinische zu empfehlen, wobei

1) L. v. Raumer, Gesch. der Pädagogik I, 98 ff.

man die griechischen Originale um so besser versteht und die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen um so genauer auffasst.

Gerade wohlhabendere Eltern sollten ihre Kinder auch irgend eine Kunst erlernen lassen, Malerei, Plastik, Architektur. Die Philosophen verwerfen dies zwar; aber verächtlich kann es doch nicht sein, da ja auch Jesus der Sohn eines Zimmermanns genannt wird. Das Betreiben einer solchen Kunst bewahrt vor Müssiggang, lässt im Unglück leichter ein Zehrgeld finden und belastet sicher den Geist nicht.

Die Erziehung der Mädchen darf man nicht als abgeschlossen ansehen, wenn man sie bis zur Hochzeit eingesperrt und vor dem Anblick der Männer verwahrt gehalten hat; im Umgange mit einfältigen Weibern können sie mehr verdorben werden als im Verkehre mit Männern. Die Züchtigkeit der Jungfrau unversehrt zu erhalten, ist freilich keine leichte Sache; aber wahrhaft züchtig ist doch erst diejenige, welche weiss, was Züchtigkeit ist und wie sie erhalten werden kann. Wissenschaftliche Bildung will der grosse Haufen den Mädchen nicht angedeihen lassen: aber es kann zur Bewahrung eines edlen und keuschen Sinnes kaum etwas geeigneter sein; doch mag hierin jeder nach seiner Ansicht und seinen Verhältnissen handeln. In jedem Falle ist bei heranwachsenden Mädchen Sorgfalt nöthiger als bei Knaben, weil bei ihnen die Verführung geschäftiger, der Wille schwächer, die Schande eines Fehltrittes grösser ist. Die erste Sorge muss sein, ihr Gemüth mit heiligen Gefühlen zu erfüllen, die zweite, sie vor Ansteckung durch Schädliches zu behüten, die dritte, sie nicht in Müssiggang hinleben zu lassen. Die Eltern selbst dürfen auch vor einer noch so kleinen Tochter nichts Unziemliches sich gestatten. Besonders ist vor Liebesliedern und Romanen, vor leichtfertiger Musik und vor Tanz, auch vor der Betrachtung unzüchtiger Gemälde, wie solche sogar in den Kirchen Platz gefunden haben, zu warnen.

Die häusliche Zucht muss, in Gemässheit des in der heiligen Schrift Vorgeschriebenen, als Erstes von den Kindern

Gehorsam fordern; aber derselbe darf nicht durch leidenschaftliches Schelten und Schlagen erzwungen werden, weil dies die Kinder nur erbittert (Kolosser 3, 21). Schädlich wirkt in dieser Beziehung besonders die Frau, weil sie in ihren Gemüthsbewegungen heftiger ist; die Herrschaft des Vaters ist am besten durch Ueberzeugung gesichert. Da die Kinder meist aus Unwissenheit oder aus Unbedachtsamkeit fehlen, so reicht gegen jene meist die Belehrung (*παιδεία*), gegen diese die Ermahnung (*νουθεσία*) aus. Hauptsache ist also Milde, die ebenso weit von der fahrlässigen Nachsicht Eli's, als von der Härte des Brutus entfernt ist.

Bei der Berufswahl der Kinder ist Zwang (etwa zum Klosterleben) sorgsam zu vermeiden. Auch bei der Wahl der Studien muss man sich vor Nöthigung hüten. In den meisten Fällen geht das am besten von Statten, wozu man von der Natur und der dadurch bestimmten Neigung geleitet wird; dieser hat man, wenn es irgend angeht, zu folgen.

Das Büchlein de civilitate morum muss einem lebhaft gefühlten Bedürfniss der Zeit entsprochen haben: es erlebte in den ersten sieben Jahren nach seinem Erscheinen zehn verschiedene Auflagen. Und wie äusserlich nun auch diese Anstandslehre uns erscheinen mag, die selbst Nothlüge aus Rücksichten der Höflichkeit vertritt, sie ist doch reich an feinen Beobachtungen und für den Culturhistoriker vielfach anziehend. Dass man sie selbst den Knaben in die Hände gab und (1534) in die Form eines Katechismus brachte, kann freilich auffallen; aber mit dem, was der Geist einer besonderen Zeit zulässt oder verlangt, darf man nicht rechten. Wir haben nur unvollkommen erkennbar machen können, was Erasmus in pädagogischer Beziehung durch seine Schriften gewirkt hat, und doch erscheint er uns in hohem Grade bedeutend. Er würde aber noch entschiedener vor uns emporsteigen, wenn wir auf das eingehen könnten, was er mehr mittelbar durch die Anregungen, Rathschläge, Empfehlungen, Warnungen und Ermunterungen seiner zahlreichen Bücher für die Förderung des Unterrichtswesens gethan hat. Wie Vieles man immer an ihm noch auszusetzen habe, es wäre

auch jetzt noch zweckmässiger und fruchtbringender, seine Verdienste in sorgfältigem Eingehen sich zu vergegenwärtigen, als sie in flüchtiger Beurtheilung herabzusetzen.

Anm. Eine erschöpfende Biographie und Würdigung des grossen Humanisten fehlt uns noch immer, wie gross auch die Reihe derjenigen ist, die von seinem Leben und Wirken geschrieben haben. Denn nachdem Le Clerc die Werke des Erasmus zu Leyden 1703—1706 in zehn Foliobänden herausgegeben hatte, sind während des achtzehnten Jahrhunderts in England Knight (1726, deutsch von Th. Arnold 1736) und Jortin (1758), in Frankreich Marsollier (1713) und Burigny (1752, deutsch von Henke 1782), in der Schweiz Sal. Hess (1789) bemüht gewesen, sein Bild zu zeichnen; in unserm Jahrhundert haben dann Ad. Müller (1828), Erhard (in der Encyclopädie von Ersch und Gruber), Stichart (1870), Durand de Laur (1872), Drummond (1873), Frugère (1874) mit ihm genauer sich beschäftigt. Wer ihn in seinen geheimsten Wandlungen erkennen will, muss seine Briefe studiren, deren vollständigste Sammlung Le Clerc im dritten Bande der Opera Erasmi, möglichst auch nach chronologischer Ordnung, mit einer auf solcher Grundlage unternommenen Biographie gegeben hat (vgl. F. L. Hoffmann, Essai d'une liste d'ouvrages et dissertations concernant la vie et les écrits d'Erasme 1518—1866. Bruxelles 1867). Eine übersichtliche Darstellung gibt des Verfassers Artikel „Erasmus“ in der Allgemeinen Deutschen Biographie IV, 160—180.

V.

Wimpheling.

Jakob Wimpheling, älter als Erasmus, wird jetzt wohl „der Altvater des deutschen Schulwesens“, und nicht mit Unrecht, genannt; auch hat er gerade dem Schulwesen in sehr bedeutsamer Weise eine neue und feste Grundlage zu schaffen sich bemüht; aber wenn wir ihn als Vertreter des Humanismus mit Erasmus vergleichen, so tritt er hinter diesen stark zurück. Dennoch gebührt ihm nach dem Gesichtspunkte, den wir hier festzuhalten haben, die erste Stelle nach Erasmus, ja Einzelnes kann ihm bei solcher Vergleichung zu besonderem Ruhme gereichen. In gewisser Beziehung bilden sie einen merkwürdigen Gegensatz. Während Erasmus nach Gesinnung und Streben durchaus Kosmopolit ist, erscheint Wimpheling als ein ehrlicher, naiv einseitiger Patriot; während jener das Ideal der Bildung allein in den classischen Studien sucht und die christliche Wahrheit fast wie ein Rationalist mit dem auf der andern Seite Gewonnenen in Uebereinstimmung setzt, hält dieser am kirchlichen Lehrsysteme mit aller Entschiedenheit fest und hat für das, was er als Humanist sich erarbeitet, in frommer Scheu nur beschränkten Raum; während jener das im kirchlichen Leben ihm Missfällige mit schonungsloser Satire dem Spotte weiter Kreise überliefert, möchte dieser durch ernsten Tadel eine Reform des auch ihm Anstössigen bewirken; während jener, obwohl nicht selten die Berührung mit der Welt ängstlich

meidend, doch ein Weltmann bleibt, dem es Lebenbedürfniss ist, mit den Grossen der Erde fort und fort in regem Verkehr zu bleiben, hat dieser entschiedene Neigung zur Flucht aus der Welt und zu anachoretischer Contemplation; während jener niemals zu amtlicher Thätigkeit zu bringen ist und die einer solchen ähnlichen Geschäfte so rasch wie möglich wieder los zu werden sucht, hat dieser wiederholt längere Zeit hindurch bestimmten Verpflichtungen zu genügen gesucht; während endlich jener durch zahlreiche Anfechtungen hindurch in höchstem Ansehen bis zu seinem Tode sich behauptet und auch nach seinem Hinscheiden durch seine Schriften auf weite Kreise einen wenig bestrittenen Einfluss ausübt, tritt dieser, verstimmt durch die ihm bereiteten Angriffe, mehr und mehr in das Dunkel zurück und ist, als er stirbt, fast schon vergessen, auch da, wo er am nachhaltigsten gewirkt haben kann.

Und doch war Wimpheling ein bedeutender Mann, vor Allem durch eine Gesinnung, welche, auch wenn sie herb oder derb sich ausdrückte, durch Wahrhaftigkeit gewinnen, durch Redlichkeit Vertrauen einflössen konnte. Hochmüthige, dünkelvolle Gelehrsamkeit erschien ihm widerwärtig und schädlich, weil der Entwickelung des inneren Lebens hinderlich. Nach seiner Ansicht sollte alle geistige Thätigkeit zur Frömmigkeit leiten, das Wissen durch Nächstenliebe sich bewähren, die Einsicht zu Demuth führen, das Studium Urbanität erzeugen. Von diesem Standpunkte aus betrachtete er nun eine durchgreifende Reform der Erziehung und des Unterrichtswesens als Bedingung für alle Reformbestrebungen in Kirche und Staat, für häusliche und allgemeine Wohlfahrt, und in diesem Sinne zu wirken, als Mann der Praxis wie als Schriftsteller, das hat er für die Hauptaufgabe seines Lebens gehalten. Und dass er für solchen Zweck gewirkt habe, „wie sonst Keiner" in Deutschland, ist doch auch von seinen Zeitgenossen dankbar anerkannt worden[1]). Es konnte ihm dabei Bedürfniss sein, Fürsten und Herren seinen Bestrebungen günstig zu stimmen; aber ihn leitete dabei nicht persönliches Interesse,

1) Janssen I, 58.

sondern der Wunsch, durch sie dem Ganzen Förderungen zu bereiten. Allerdings hat er sich die Wirkungen seines Arbeitens dadurch verkümmert, dass er, wie ernstlich er auch das Studium der Bibel und der Kirchenväter empfahl, doch aus der engen Theologie seiner Zeit sich nicht herauszuwinden vermochte, dass er vielmehr für die unbefleckte Empfängniss der Maria, für die Verehrung der Reliquien, die Anbetung der Heiligen, die Beobachtung der Fasten eintreten zu müssen glaubte, und wir begreifen nun auch die Abneigung des streng kirchlichen Moralisten gegen die heidnischen Poeten, denen er den Prudentius und den Baptista Mantuanus bei Weitem vorzog [1]). Allein um ihn gerecht zu würdigen, wollen wir ihn jetzt im Zusammenhange mit den Verhältnissen, unter denen er gelebt hat, genauer betrachten.

Jakob Wimpheling war am 25. Juni 1450 in Schlettstadt geboren, einer vorzugsweise von Weinbauern bewohnten Stadt, als Sohn eines nicht unbegüterten Vaters. Wie nun das Elsass im Ganzen gerade als Uebergangsgebiet von Deutschland nach Frankreich in eigenthümlicher Art geistig angeregt wurde, so scheint auch Schlettstadt, wo neben einem Kloster der Dominicaner auch ein Franciscanerkloster bestand und daneben weiter durch den Westfalen Dringenberg eine rasch aufblühende Schule begründet worden war, zu höherem Aufstreben gekommen zu sein. Und wenn nun eben in jener Zeit am ganzen Oberrhein der Humanismus eine grössere Schaar von Vertretern gewann, die unter den Förderern der neuen Studien auf deutschem Boden als eine besondere Gruppe sich darstellen, so wird uns um so weniger auffallen, dass der junge Wimpheling, einige Jahre hindurch Dringenbergs Schüler, früh ebenfalls für den Humanismus gewonnen wurde, wenn er auch in dieser Anstalt, die er selbst gelegentlich eine blosse Tändelschule genannt hat, nicht schon mit ganzer Seele das Neue ergriff. Das konnte auch dann noch nicht geschehen, als er, nach dem Tode des Vaters, mit Unterstützung des

1) Im Allgem. Schwarz, Jac. Wimpheling, bes. S. 193 ff. Vgl. Hagen I, 304 f., 340, 357 f.

Onkels zu weiteren Studien in die noch junge Universität Freiburg eingetreten war, wo indess die herzliche Verbindung mit dem schon kräftig auftretenden Geiler von Kaisersberg ihn sicherlich geistig hob. Aber im Jahre 1468 veranlasste ihn eine Seuche, welche in Freiburg allen wissenschaftlichen Zusammenhang auflöste, nach Erfurt zu gehen, und hier kam er schnell unter den Einfluss eines Geistes, der ihn für die Einwirkungen des dort bereits entschiedener auftretenden Humanismus mehr als bisher empfänglich machte. Freilich dauerte sein Aufenthalt in Erfurt nur ein Jahr, und als nach einem Besuche in der Heimath er dorthin zurückkehren wollte, hielt den ohnehin schwächlichen jungen Mann eine schwere Krankheit zurück, die ihn zu ärztlicher Behandlung nach Heidelberg führte, wo er, als er genesen war, zu eifriger Fortsetzung seiner Studien zurückblieb. Hatte ihn aber bisher schon die Beschäftigung mit der Dialektik unbefriedigt gelassen, so flösste ihm das kanonische Recht, dem er dann sich zuwandte, vollständigen Ekel ein, und vom Herzensbedürfniss geleitet, gab er sich hierauf der Theologie hin. Immerhin konnte er aus der festgezogenen Linie der akademischen Thätigkeit nicht heraus, setzte diese vielmehr in der vorgeschriebenen Weise fort: er begann als Magister der Philosophie zu lehren, wurde später (1479) Decan der philosophischen Facultät und zwei Jahre später Rector der ganzen Universität.

Und im Jahre 1482 begann eine dem Humanismus günstige Reform der Universität. Kurfürst Philipp der Aufrichtige, dem Johann von Dalberg, in demselben Jahre Bischof von Worms geworden, als fein gebildeter Berather zur Seite stand, rief den von Italienern und Deutschen gefeierten Rudolf Agricola in seine Nähe, und so ist anzunehmen, dass auch Wimpheling für die classischen Studien jetzt kräftiger erregt wurde[1]). Freilich trieb ihn schon 1484, in welchem Jahre Konrad Celtis zu Heidelberg immatriculirt wurde, eine heftig auf-

1) Häusser, Die Anfänge der classischen Studien in Heidelberg (1844) S. 14 ff.

tretende Seuche hinweg, und seit dieser Zeit hat er vierzehn Jahre, obwohl anfangs mit Widerstreben und immer mit dem Gefühle unzulänglicher Kraft, als Domprediger in Speyer gewirkt. Aber gerade in dieser praktisch kirchlichen Wirksamkeit, die ihm doch auch ausgedehntere Musse liess, ist er zu pädagogischem Wirken gereift, und sein brieflicher Verkehr mit Celtis und Trithemius hat sicherlich besonders mit dazu beigetragen, dass er den freieren Studien zugewandt blieb. Wenn er nun eine Reform des Unterrichtswesens ins Auge fasste, so hat er zunächst wohl an die Heranbildung eines besseren Klerus gedacht; indess griff die 1497 verfasste umfangreiche Schrift Isidoneus Germanicus (Wegweiser für die deutsche Jugend) viel weiter, indem sie auf überzeugende Weise für allen sprachlichen Unterricht Vereinfachung des abstumpfenden Regelwerks, Belebung durch Wiedereinführung der Classiker und Beziehung des gesammten Schulwesens auf praktische und sittliche Bildung für das Leben forderte. Aber selbst nun die Hand ans Werk zu legen, dazu fehlte dem Verfasser zunächst so sehr die Entschlossenheit, dass er gleich nachher geneigt war, mit befreundeten Männern zu beschaulichem Leben in die Einsamkeit sich zurück zu ziehen.

Da rief ihn Kurfürst Philipp, jedenfalls durch den Isidoneus auf Wimpheling aufmerksam gemacht, im nächsten Jahre an seine Universität zu Vertretung der neuen Studien. Allerdings kann es nun befremden, dass er, statt eigentliche Classiker zu erklären, die Briefe des Hieronymus und die Gedichte des Prudentius behandelte; aber wir wissen schon, welche Scheu er vor den classischen Dichtern hatte, und gute Latinität schien man auch aus christlichen Schriftstellern lernen zu können, für die Rhetorik war Cicero zu gebrauchen. Und dennoch waren die Vertheidiger des Alten mit solcher Enthaltsamkeit noch so wenig zufrieden, dass Wimpheling im August 1499 in besonderer Rede den Nutzen der humanistischen Studien und namentlich der Rhetorik nachweisen musste; Dank aber erwarb er sich auch dadurch kaum, dass er im Jahre 1500 die scholastischen Streitigkeiten, welche

die Universität wieder einmal heftig bewegten, durch Mahnung zu gegenseitiger Duldsamkeit zu beschwichtigen versuchte. Beim Kurfürsten freilich stand er in grosser Gunst. Für ihn schrieb er auch einzelne Dialoge, z.B. über die einem Fürsten nöthigen Tugenden, und liess dieselben dann im kurfürstlichen Schlosse vor dem Hofe aufführen; eben damals aber verfasste er auch für des Kurfürsten ältesten Sohn Ludwig, der gerade abwesend war, eine besondere Abhandlung unter dem Titel Agatharchia, über die Pflichten eines Fürsten gegen sein Volk, also einen „Fürstenspiegel". Wichtiger aber war die im Jahre 1500 erschienene Schrift Adolescentia, welche dem jungen Grafen Wolfgang von Löwenstein zugeeignet ist und von allen Schriften Wimphelings die grösste Belesenheit — sie enthält in 109 Capiteln Lesestücke aus den verschiedensten Schriftstellern älterer und neuerer Zeit — darlegt, auch die umfangreichste ist und für Würdigung seiner pädagogischen Grundsätze grossen Werth hat.

Als nun aber in jenem Jahre der Gedanke, in die Einsamkeit zu gehen und mystischer Contemplation das Leben zu weihen, der endlichen Verwirklichung nahe gekommen schien, da verliess er Heidelberg, um in Strassburg der Ausführung des Gedankens näher zu kommen. Wenn nun diese wieder unmöglich wurde, so erreichte er doch im Wesentlichen, was er suchte, indem er das stille Kloster der Wilhelmiten zu seinem Aufenthalte wählte und die Ausgabe der Werke des von ihm bewunderten Gerson vollenden half. Indess hatte er doch auch die Theilnahme für die Dinge des äussern Lebens nicht verloren. Als er wahrnahm, dass in Strassburg manche zu Frankreich neigten — darin aber sah er einen Verrath —, schrieb er (1501) den Tractat Germania, welcher nachweisen sollte, dass das linke Rheinufer niemals zu Frankreich (Gallien) gehört habe, dass also auch Cäsar von falscher Auffassung geleitet worden sei. Er gerieth dabei freilich in unhistorische Behauptungen, und für den kundigen Barfüsser Thomas Murner war es daher ein leichtes Geschäft, Wimphelings Darstellung als unhaltbar zu erweisen. Weil indess der streitbare Mönch, vorher mit Wimpheling befreundet, in

seiner Nova Germania allzu leidenschaftlich gewesen war, so verbot der Magistrat dieses Buch und verschaffte so dem Angegriffenen, der übrigens auch von Freunden und Schülern gegen Murner lebhaft unterstützt worden war, einen Sieg, den er als Historiker nicht verdient hatte[1]). Um so anerkennenswerther konnte es scheinen, dass er in seiner Schrift dem Magistrat die Begründung einer von den kirchlichen Gewalten unabhängigen Mittelschule für die Jugend der Stadt als dringend nöthig empfohlen hatte; aber dies war freilich auch wieder für Murner, der die in seinem Kloster bestehende Lehranstalt bedroht glaubte, ein besonderer Grund gewesen, den Urheber des Entwurfs um so heftiger zu bekämpfen, der doch vom Magistrat noch gar nicht ernstlich aufgenommen wurde.

Auch ging Wimpheling im Jahre 1503 nach Basel, um den ihm befreundeten Bischof Christoph von Utenheim in kirchlichen Reformen zu unterstützen, und wählte dann, in der Hoffnung auf eine Pfründe, die Strassburg am Thomasstifte ihm gewähren konnte, durch einen Eindringling bitter getäuscht, als Führer zweier Jünglinge vornehmen Standes seinen Wohnsitz in Freiburg, wo er zur Belehrung des einen, des zunächst für den geistlichen Stand bestimmten, späterhin zu einflussreichster weltlicher Wirksamkeit in der Vaterstadt gelangten Jakob Sturm, die bedeutsame Schrift de integritate (von der Keuschheit) schrieb. Weil er aber in dieser Schrift auch nachgewiesen hatte, dass der als Vorbild von ihm empfohlene Augustinus nie ein Mönch gewesen, so wenig als Christus selbst und die Apostel und andere Leuchten der Kirche, so erhoben die Augustiner, die ja in dem grossen Kirchenvater den Gründer ihres Ordens verehrten und früher schon durch seine über Augustinus ausgesprochenen Ansichten

1) Beide Schriften sind jetzt wieder in Facsimile gedruckt worden unter dem Titel: Jac. Wimpfelingii Germania ad rempublicam Argentinensem. Thomae Murneri ad remp. Argentinam Germania nova (Strassburg, Schmidt 1874, 20 Blatt 4°). Murners Schrift hat man lange für verloren gehalten. Vgl. Röhrich in Niedners Zeitschrift für historische Theologie 1848, S. 591 f.

gereizt worden waren, heftiges Geschrei gegen ihn und brachten, unterstützt von den Vertretern anderer Orden, die für sie wichtige Streitfrage an den Papst Julius II.; weil aber andererseits die Humanisten ringsumher, auch Magistrat und Domcapitel in Strassburg für Wimpheling eintraten, so gewann dieser Kampf — ein Vorspiel der grossen Reuchlinistenfehde — eine weitgreifende Bedeutung, welche der Papst nicht ganz aufhob, als er den Widersachern Wimphelings Schweigen gebot [1]).

Erspriesslicher indess mochte ihm selbst eine andere Arbeit erscheinen, die er im Jahre 1502 bereits geschrieben hatte, aber erst 1505 herausgab: sein „Abriss der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart" [2]). Es sollte ein Schulbuch sein, und war in der That ein erster, bei allen Mängeln ruhmwürdiger Versuch, die deutsche Jugend für die herrlichen Thaten der Vorfahren zu erwärmen und zu gleicher Bewährung vaterländischer Tüchtigkeit zu gewinnen. Dabei erneuerte er (1505) vor dem Strassburger Magistrate die Aufforderung, dass er eine lateinische Schule errichten möge, allerdings wieder vergeblich.

Wahre Befriedigung gewährte ihm dieses Wirken in Strassburg nicht, und als er seine wenigstens bei Forschungen für die späteren Zeiten wohl benutzbare Geschichte (Catalogus) der Strassburger Bischöfe beendigt hatte, ging er als Führer des jüngeren Sturm (Peter) zuerst wieder nach Freiburg, dann, auch andere Strassburger Jünglinge unter seine Obhut nehmend, nach Heidelberg, das er seit seiner Jugendzeit nicht mehr gesehen hatte. Dort aber gerieth er auch mit dem kühn vordringenden Humanisten Jakob Locher (Philomusus), dem ersten Herausgeber des Horaz auf deutschem Boden, in bedenklicher Weise in Streit. Locher hatte in Ingolstadt, wo

1) Schwarz, Wimpheling S. 86 ff. Vgl. über den Angriff des Benedictiners Paul Lange Schöttgen XI, 98 f.

2) Epitome rerum Germanicarum usque ad nostra tempora. Schwarz S. 165 ff. Vgl. Horawitz in Sybels historischer Zeitschrift 1871 und in J. Müllers Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1875.

er damals grosse Anerkennung fand, den neben ihm wirkenden Theologen Georg Zingel, einen schon bejahrten Mann, der die Benutzung der alten Dichter in seinem Unterrichte streng verwarf, in leidenschaftlicher Schrift angegriffen, Wimpheling aber, den der sterbende Geiler noch besonders aufgefordert hatte, war zuletzt auf Zingels und der Scholastiker Seite getreten, da er ja ebenfalls starke Bedenken gegen das Lesen der Dichter hegte, und mit dem Buche Contra turpem libellum Philomusi, das auch Schimpfworte nicht verschmäht hat, sogar unüberlegter Vertheidiger der sonst von ihm selbst bekämpften Theologen geworden [1]. Uebrigens hätte der Kampf damit sein Ende erreicht, da Locher fortan schwieg, während Wimpheling noch später die gegen diesen angewandten Streitmittel bedauerte.

Wir übergehen hier, was Wimpheling bald nachher als theologischer Berather des Kaisers Max, der eben in jener Zeit zum Papste in eine sehr üble Stellung gerathen war, zu schreiben gehabt hat, und wie er, der Einladung des ihm befreundeten Bischofs von Basel folgend, für Klosterreformen im Schwarzwalde thätig gewesen ist. Aber wir heben wohl am besten an dieser Stelle hervor, dass damals (etwa 1513) auf seine Anregung in Strassburg und Schlettstadt gelehrte Gesellschaften sich bildeten, die, nach dem Muster der früher von Celtis begründeten Genossenschaften, die strebsamen Geister am Oberrhein für gemeinsame Thätigkeit erwecken sollten. Daher auch der festliche Empfang, den die Strassburger Gelehrten dem in ihrer Stadt eintreffenden Erasmus bereiteten. Ob Wimpheling in dieser Gesellschaft ein „Bollwerk eines kirchlich gestärkten Humanismus" gegen die kühneren Vertreter des Neuen aufzurichten gesucht hat, muss dahingestellt bleiben.

---

1) Lochers Schrift contra mulotheologos erschien 1506 und brachte die Mulae und seine Musae mit derbem Witze in Gegensatz. Wimpheling liess in seiner Schrift, die zu Strassburg 1510 erschien, manche neuere Poeten (Hermann von dem Busche, Eoban Hesse, Beatus Rhenanus) gelten, wie er auch nicht weniger als 36 Epigramme Heidelbergischer und anderer Dichter gegen Locher beigefügt hatte.

Mit der immer gewaltigeren Bewegung der Zeit fühlte sich der alternde Mann allerdings in einem unausgleichbaren Widerspruche. Noch hatte er im Jahre 1512 zu Strassburg das Encomium Moriae von Erasmus wieder abdrucken lassen; noch hatte er in derselben Zeit (1514) die verdienstliche Schrift de proba institutione puerorum in scholis trivialibus et adolescentum in universalibus gymnasiis herausgegeben. Aber der Aufforderung des Johanniter-Comthurs in Strassburg, Balthasar Gerhard, der theologische Vorlesungen einrichten und ihn dazu verwenden wollte, wagte er im Gefühle abnehmender Kraft nicht zu entsprechen. Und als dann die Reformation weit umher zu tiefer Scheidung der Geister führte, in nächster Nähe Freunde und Schüler abtrünnig wurden, da verlor er mehr und mehr die Fassung. Er hatte sich bereits 1515 (oder erst 1520?) nach Schlettstadt in das Haus seiner Schwester zurückgezogen, wo er, oft von Podagra gepeinigt, die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, immer stärker verstimmt durch Vorgänge, welche er nicht aufhalten konnte, erbittert selbst über den trefflichen Schulmann Johannes Sapidus, der in pädagogischen Grundsätzen mit ihm einig, doch für die „Ketzereien“ sich entschieden hatte und auch dann nicht wankte, als Wimpheling ihn mit der Inquisition bedrohte. In Strassburg führte sein geliebter Jakob Sturm mit Anderen die Reformation entschlossen durch. Vereinsamt und fast vergessen starb er am 17. November 1528, ein Mann, der ehrlich und treu innerhalb der alten Formen, so lange dies möglich schien, Neues zu begründen dachte und dann, als diese Formen als haltlos sich erwiesen, mit dem, was er so lebhaft empfohlen hatte, auf die Seite gedrängt wurde.

Wir versuchen jetzt, die pädagogischen Gedanken, welche er in seinen Hauptwerken ausgesprochen hat, in kurzer Uebersicht zusammenzufassen.

In seiner Adolescentia betont er nachdrücklich die Nothwendigkeit frühzeitiger und tüchtiger Ausbildung der Jugend in den edlen Wissenschaften. Sie ist noch empfänglich für das Wahre und das Grosse, und, was der Geist in den ersten

Jahren erworben hat, das behält er für das ganze Leben. Je höher aber einer gestellt ist, desto Besseres muss er leisten, und der Adel liegt nicht in äusseren Vorzügen, sondern in innerer Tüchtigkeit.

Die Eltern haben früh die Anlagen der Kinder zu prüfen, um zu erkennen, wozu sie sich neigen und eignen; Keinen, auch den Vornehmsten nicht, darf man der Unthätigkeit überlassen. Allein zu rechter Leitung und Erziehung der Kinder ist Kenntniss ihrer Eigenschaften erforderlich, der guten wie der schlechten (hierbei gibt er sehr genaue Rathschläge für Bekämpfung der Wollust, der Unbeständigkeit, der Heftigkeit, der Lüge), wobei durchweg beachtet werden muss, dass im Jugendalter nicht die Vernunft, sondern das Gefühl vorherrscht und wilder Trieb die Herzen leicht bald dahin, bald dorthin reisst.

Dass die Jugend zur Sittlichkeit erzogen wird, davon ist die Wohlfahrt der Kirche und alle Reform derselben, doch nicht minder das Gedeihen der Staaten und Städte abhängig. Für diesen Zweck hat deshalb auch der Unterricht vor Allem zu wirken.

Ueber Gang und Form desselben belehrt Wimpheling auf sehr eingehende Weise in seinem Isidoneus. Es versteht sich von selbst, dass die lateinische Sprache als die vornehmste fast ausschliesslich in den Vordergrund gerückt wird; denn sie verstehe jede Nation, in ihr sei Unzähliges niedergeschrieben, was kaum in die deutsche übersetzt werden könne, und jeder, der sie verachte, bleibe ein wildes Vieh, ein zweibeiniger Esel und verdiene nicht, dem römischen Kaiserreich anzugehören; keine Sprache sei adeliger, keine lieblicher, keine reicher, keine, die mehr Glanz und Ueberfluss hätte an grösster Weisheit der Gedanken.

Aber beim Erlernen des Lateinischen muss man alles Unnütze, Dunkle, Falsche, Spitzfindige bei Seite schieben und nur das Nothwendige einfach, klar, deutlich, in angemessener Ordnung und unter Benutzung richtiger Beispiele lehren; man muss also auch dem Fassungsvermögen der Schüler sich an-

bequemen und mit Rücksicht auf Zeit und Alter allmählich vorwärts schreiten; selbst die Redeweise des Lehrers darf weder hastig und schreiend noch schlaff und träge sein. Vor Allem ist Gleichförmigkeit des Unterrichts nothwendig, nicht nur bei dem einzelnen Lehrer, der sonst die Geister verwirrt, sondern durch ganz Deutschland.

Es kommt dabei sehr viel auf die sittliche Beschaffenheit des Lehrers an. Er muss ein edler Charakter sein, mild und freundlich, in seiner Rede angenehm, in seinem Gange würdig, beim Unterrichten lebhaft und kräftig; in der Handhabung der Disciplin streng, aber nicht mürrisch; er muss jeden Schüler auf liebendem Herzen tragen, ihn wie einen Sohn behandeln, ohne je sich schwach zu zeigen; niemals verdrossen in seiner Arbeit muss er auf Fragen gern antworten, Schüchternen ermuthigend entgegenkommen; er muss ein Vorbild sein für seine Zöglinge und darf, allezeit des Wortes eingedenk, dass man den Knaben die grösste Achtung schuldig sei, auch nicht durch die kleinste Geberde ihnen ein Aergerniss geben. Es kommt also ausserordentlich viel auf die Wahl rechter Lehrer an.

Der Erfolg des Unterrichts hängt aber besonders auch davon ab, dass die Schüler, die man durch Scheltworte, Drohungen und Schläge oft nur verhärtet, Lust am Lernen gewinnen und die Früchte wissenschaftlicher Kenntnisse einsehen lernen. Es ist daher auch nöthig, dass man, anstatt sie zu drängen oder ihnen bösen Willen Schuld zu geben, Belastung vermeidet, zu anderer Zeit das Misslungene wieder aufnimmt und das nicht richtig Gefasste fest und sicher aneignen lässt. Das Gedächtniss muss man üben, aber man darf es nicht mit einer Menge von Stoff überladen.

In der Behandlung des Grammatischen ist das Verderblichste das lange Verweilen bei spitzfindigen und unverständlichen Regeln, für deren Erklärung man wieder endlose Commentare geschrieben hat. Indem man die Formenlehre und die Syntax vereinfacht, muss man durch passende Beispiele sie erläutern, rasch zur Lectüre zu kommen suchen und

praktische Uebungen anschliessen. Denn aller Dinge Lehrmeisterin ist die Uebung, und anhaltende Uebung überwindet oft Genie und Kunst, die Uebung aber muss immer auch die Anwendung im Leben mit bedenken.

Ueber den Gebrauch der Dichter hat er sich freilich sehr zurückhaltend, aber gelegentlich auch wieder sehr besonnen ausgesprochen. Er verkennt nicht, dass sogar die heilige Schrift Stellen enthält, die man mit Vorsicht zu behandeln hat; bei den Dichtern kann auch nach seiner Ansicht ein züchtiger und massvoller Lehrer über Bedenkliches leicht weghelfen. Man kann Virgil und Lucan, auch die Satiren des Horaz mit Schülern lesen; aber Juvenal ist als unfläthig, Persius als unverständlich, Ovid als üppig und lasciv zu meiden; Martial ist ganz gefährlich, Tibull, Properz, Catull müssen ihrer Schamlosigkeit halber verschlossen bleiben, mit Plautus und Terenz hingegen kann man auskommen, und manche Stücke von jenem sind als anmuthiger und gedankenreicher vorzuziehen (dass Wimpheling christliche Dichter zuliess, ist bereits erwähnt worden). Die Prosodie darf natürlich nicht verachtet werden, damit die Deutschen nicht die Quantität verwirren und nicht bloss die Verse, sondern auch die Prosa sicher lesen können.

Bei Weitem freilich sind die Redner vorzuziehen, von den heidnischen Cicero (Briefe, de amicitia, de senectute, de officiis, Tuscul. quaestiones), Sallust, Valerius Maximus, Seneca, von den christlichen Ambrosius, Hieronymus, Lactanz, Petrarca, Leonardus Aretinus, Platina, Philelphus. Die Redner sind leichter zu verstehen und enthalten mehr Wahrheit und Sittlichkeit. Uebrigens hat die Prosa stets auch grössere Erfolge gehabt als die Poesie: Cicero und Cäsar sind Consul geworden, Virgil und Ovid haben nur Leiden geerntet.

Das Griechische hat Augustin (de doctrina christiana) zur Kenntniss der heiligen Schrift für nothwendig erklärt; auch haben die Lehrer aus Unkenntniss des Griechischen oft genug ihren Schülern Falsches gelehrt. Aber Wimpheling bekennt, dass er über dasselbe kein Urtheil abgeben könne,

weil er in seiner Jugend dazu keinen geeigneten Lehrer gehabt habe, während er jetzt guter Anleitung nicht entbehren würde, falls er noch in seinem Alter, wie Cato Censorinus, es lernen wollte (er nennt auch Reuchlin und Celtis).

Wie Wimpheling die vaterländische Geschichte zu einem Bildungsmittel für die deutsche Jugend machen wollte, darüber haben wir an dieser Stelle nicht wieder zu sprechen. Daran hat er übrigens wohl nicht gedacht, diese Geschichte zu einem förmlichen Unterrichtsgegenstande zu erheben.

Bedeutsam sind seine Bemerkungen über die Verantwortlichkeit der Eltern, welche ihre Kinder durch Zureden oder durch Drohungen bestimmen, Klostergelübde abzulegen, weil sie so der Pflicht, sie zu versorgen, ledig werden. Es war aber ein grausamer Missbrauch jener Zeit, dass namentlich die jüngeren Söhne oder die Töchter vornehmer Familien aus diesem ganz äusserlichen Grunde in diese ihren Neigungen vielleicht gar nicht zusagende Richtung gedrängt wurden, wobei man immerhin in dem Wahne eine Beruhigung finden konnte, dass den Kindern damit der Weg zur Seligkeit um so gewisser aufgeschlossen sei. Wimpheling ist aber der Ansicht, dass solche Eltern in Gefahr sind, ihre eigene und ihrer Kinder unsterbliche Seele zu verderben und über ihre ganze Familie ewige Schande zu bringen, weil zumal Nonnenklöster von Bordellen sich kaum unterscheiden.

Dass Wimpheling von weiblicher Erziehung nicht gesprochen hat, kann nicht gerade auffallen; solche Vernachlässigung entsprach dem Geiste jener Zeit, in der allein die Hieronymianer auch der weiblichen Bildung Theilnahme zugewandt haben. Dieses Stück Heidenthum hat erst die Reformation beseitigt. Ein einziges Mal lässt sich Wimpheling (in seiner Germania) auf das für das weibliche Geschlecht Rathsame ein, indem er, damit die Mädchen von Geschwätzigkeit und Müssiggang abgehalten werden, die Gewöhnung an Handarbeit empfiehlt, deren ja auch die Töchter des Augustus und Karls des Grossen sich nicht geschämt, wie selbst (nach der

Erzählung des Hieronymus) die hochheilige Jungfrau im Tempel gewebt habe.

Dafür hat Wimpheling in der Schrift Agatharchia über die Pflichten der Fürsten und die zu ihrem Berufe nothwendige Vorbildung in sehr eindringlicher Art sich ausgesprochen. Der Fürst wirkt nach ihm durch gutes Beispiel mehr als durch strenge Gesetze. Wie er wünscht, dass Gott gegen ihn sein möge, mild und gnädig, so möge er auch gegen seine Unterthanen sein; ohne Gerechtigkeit aber ist das Fürstenthum kaum etwas Anderes als ein grosser Raub. Er muss die Geschichte kennen, überhaupt von Niemand im Wissen sich übertreffen lassen und darauf sehen, dass die Wissenschaften allenthalben im Lande blühen, dass namentlich die Universitäten tüchtige Lehrer haben etc. Ganz besonders aber muss er für die Erziehung der eigenen Kinder Sorge tragen.

Im Allgemeinen werden wir sagen dürfen, dass Wimpheling mehr noch durch die Redlichkeit seiner Gesinnung und die anregende Kraft seines persönlichen Lebens als durch die Neuheit oder Eigenthümlichkeit seiner Gedanken gewirkt habe. Aber sein Einfluss ist am Rhein, von Basel bis Köln, lange Zeit gross gewesen, Fürsten, Bischöfe, Gelehrte haben mit ihm sich in Verbindung gesetzt, Reuchlin hat ihn als einen Grundpfeiler der Religion gepriesen, Erasmus hat dem einsam aus dem Leben Geschiedenen noch hohe Anerkennung gezollt, Hutten hat bezeugt, dass er selbst, wie die ganze deutsche Jugend, ihm viel verdanke. Und so sehen wir ihn auch mit Bebel in Tübingen, mit Eck in Ingolstadt, mit Peutinger in Augsburg freundlich verkehren. Dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen hat er eine seiner Schriften gewidmet. Unter seinen zahlreichen Schülern erscheint auch der 1537 an die Schule zu Görlitz berufene Christoph Lasius[1]). Aber die Aufmerksamkeit weiterer Kreise hat erst Joseph Anton von Riegger auf ihn zurückgelenkt durch die bibliographischen Nachrichten und Mittheilungen aus seinen Schriften und

1) Knauthe, Das Gymnasium Augustum zu Görlitz (1765) S. 12.

Briefen, welche die Amoenitates literariae Friburgenses, fasciculi II (Ulm 1776, 8°) enthalten. Und wiederum hat es lange Zeit gedauert, ehe Paul von Wiskowatoff (1867) und Bernhard Schwarz (1875) in abgerundeten Darstellungen sein Leben und Wirken uns wieder lebendig gemacht haben [1]).

1) Vgl. Karl Schmidt in Herzogs Theol. Real-Encyclopädie XVIII, 168 ff. Einige beachtenswerthe Notizen aus älterer Zeit bei Weller Altes und Neues aus allen Theilen der Geschichte I, 374 ff.

VI.

Das humanistische Unterrichtswesen im Einzelnen.

Den Unterschied der humanistischen Lehrweise von der des Mittelalters kann man in folgenden fünf Stücken erkennen: in der Anpassung des grammatischen Unterrichts an die in der Sprache selbst liegenden Gesetze, unter Beachtung auch des Griechischen bei fortdauernder Herrschaft des Lateinischen; in der Auswahl der zu lesenden Schriftsteller, in Gemässheit ihres Werthes für die sittliche Bildung; in der Anschliessung aller auf das Nachbilden gerichteten Uebungen an die in den Schriftstellern vorliegenden Muster; in der Herstellung correcter Texte, bei eifrigem Bemühen, an die Stelle geschriebener Exemplare gedruckte Ausgaben zu setzen; in der Beschaffung besserer Hilfsmittel für die Erklärung (Lexika) und Nachbildung in Prosa wie in Versen[1]). Bei solcher Thätigkeit erklärt sich nun auch, dass man im Allgemeinen doch viel mehr das Einzelne zu reformiren versuchte, als theoretische und systematische Expositionen unternahm, obwohl das dem Einzelnen zugewandte Arbeiten immer nach den neu gewonnenen Principien sich bestimmte.

Es war nun aber kein Wunder, dass man das Lernen

1) Vgl. Daniel, Classische Studien in der christlichen Gesellschaft, deutsch von Gaisser (Freiburg 1855) S. 136 ff., mit anziehenden Bemerkungen dieses Jesuiten zur Vertheidigung des Humanismus.

selbst in freierer Weise auffasste, indem man auch die körperliche Erholung und Erfrischung zur Förderung des Lernens als dringend nothwendig bezeichnete. „Die Schule“, schrieb im Jahre 1509 Urban an Spalatin, den Lehrer der kursächsischen Prinzen, „heisst eigentlich doch Erholung, und ein knechtisches, mönchisches Werk ist es, ganze Tage zu sitzen wie der Schuster auf seinem Schemel. Ruhe und Studium müssen in bestimmten Zeiten mit einander abwechseln. Es ist gut, wenn der Knabe gern liest; er muss aber auch aufhören dürfen. Musse zu gehöriger Zeit, manchmal Spiele sollen deine Zöglinge erfrischen. Sie sollen nicht welk, siech und sauertöpfisch werden, ihr fröhlicher Sinn soll nicht ersterben, im Gegentheil, das Blut soll an Heiterkeit zunehmen, der Trübsinn, der die Gebeine austrocknet, muss heraus. Sie sollen nicht schleichen, wie die Schnecke, sondern springen, wie das Reh. Es schadet, wahrlich! es schadet das nächtliche Studium, wenn man nicht den blassen Ernst durch rosige Laune, durch Vergnügen in der freien Natur wieder verwischt. Ja selbst in der Schulstube gestatte heitere und vergnügliche Musse. Wir mögen wollen oder nicht, das Organ der Seele ist der Körper, und sie äussern gegenseitig ihre Wirkungen auf einander“ [1]). — In solcher Weise haben auch andere Humanisten gelegentlich ihre Ansichten über das rechte Lernen kund gegeben [2]).

Bei allem Lernen war nun doch die Hauptsache das Betreiben des Lateinischen. Hier hatte nun die Reaction gegen den scholastischen Unterricht frühzeitig Laurentius Valla eröffnet, dessen Elegantiae linguae latinae von durchgreifendster Bedeutung gewesen sind. Er brach entschieden mit der Vergangenheit, indem er den Gebrauch des Alterthums dem Gebrauche des Mittelalters, das classische Latein dem Kirchenlatein entgegensetzte. Für ihn handelte es sich nicht um spitzfindige Erforschung der Gründe sprachlicher Thatsachen, sondern um den Nachweis, welchen Gebrauch die guten

1) Hagen I, 343 f.
2) Otto, Cochläus S. 23 ff.

Autoren von den Worten und Redensarten gemacht. Ihre Sprache wollte er wieder zu Ehren bringen, da er überzeugt war, dass es niemals einen grossen Philosophen, Redner, Juristen, niemals einen grossen Schriftsteller gegeben, der nicht gut geschrieben. Nach ihm verstanden seit Isidor, Priscian und Servius Alle, die lateinisch zu lehren unternahmen, nichts von dem, was sie lehrten, thaten vielmehr das Ihrige, dass man das Lateinische verlernte. Indess behauptete sich selbst in Italien das Doctrinale Alexanders; aus ihm liess Valla's Zeitgenosse Baptista Guarinus, obwohl als Humanist berühmt und eines grossen Lehrmeisters Sohn, unverständliche Verse auswendig lernen, und noch am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hielt der Grammatiker Pylades von Brescia eine Vertheidigung dafür nöthig, dass er ein von ihm verfasstes Gedicht über die Hauptregeln der Grammatik an die Stelle des Doctrinale zu setzen unternommen, obwohl dieses schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien nicht mehr sonderlich benutzt wurde. Seit 1473 waren die Rudimenta des Nikolaus Perotti zu grosser Geltung gelangt, und auch Anton Mancinelli's Spica quatuor voluminum, ein 1491 erschienenes Gedicht über die Declinationen, die Genera, die Präterita, die Supina, half zur Verdrängung des Doctrinale.

In Deutschland beseitigte dasselbe Rudolf von Langen, zu grossem Aerger der Kölner, in seiner Domschule zu Münster, und ganz in seinem Sinne bekämpfte es Hermann von dem Busche. In Deventer gab es Johann Sintheim 1488 mit einer verbessernden Glosse heraus und der dort gebildete Hermann Torrentinus ging in solchen Emendationen noch weiter, ja er wies unbestreitbar nach, dass das Doctrinale zahlreiche falsche, dunkle, unnütze Verse enthalte, dass man die Schüler kaum in sieben Jahren durchbringe, dass man in einer Zeit, wo es so viele ausgezeichnete Bücher gebe, die jungen Leute im Labyrinthe Alexanders mit dem Minotaurus einsperre. Um dieselbe Zeit (1510—1519) wagte es Johann Despautère Gedichte über alle Theile der Grammatik herauszugeben, welche das Doctrinale ersetzen sollten, freilich nicht ohne starken Widerspruch der Geistlichen, die z. B. darüber unge-

halten waren, dass er andere Regeln über die Accentuation einführen wolle, als in den Kirchen üblich, während er doch wohl nicht klüger sei als die Dechanten, Kanoniker und Bischöfe, welche beim Singen und Lesen Alexanders Vorschriften beobachteten.

Es half aber solches Eifern nichts: die scholastische Theorie der Modi significandi mit ihren wunderlichen Erörterungen erschien eben so barbarisch, wie das mittelalterliche Latein selbst. Die Humanisten achteten freilich bei ihren Angriffen auf dieses zu wenig darauf, dass es eine noch lebende Sprache gewesen war und seine Entwickelung an den Gang des ganzen Culturlebens sich angeschlossen hatte, welches doch eben die Bildung und Anwendung neuer Ausdrücke fort und fort zu einem Bedürfniss machte. Indem sie nun das so entstandene Latein als barbarisch verwarfen und auf die Sprache der Classiker mit aller Entschiedenheit zurückgingen, zerrissen sie die unzähligen Fäden, durch welche jenes mit dem ganzen geistigen Leben zusammenhing, machten sie das Latein in Wahrheit erst zu einer todten Sprache. Erst jetzt kamen die Sprachen der einzelnen Völker zu freierer Entfaltung, weil sie denselben für ihre Gefühle und Ideen viel leichter den entsprechenden Ausdruck gaben, als das classische Latein in seiner künstlichen Wiedererweckung vermochte [1]).

Aber wir müssen die Bestrebungen für Verbesserung des lateinischen Unterrichts genauer in Betracht ziehen. Auf der einen Seite sind es die Westfalen, auf der andern die Süddeutschen, mit deren Arbeiten wir uns zu beschäftigen haben. Und da knüpfen wir zunächst an die Thätigkeit der Schulmänner von Münster an, von denen vor Allen Johannes Murmellius und Timann Kemener zu beachten sind. Jener galt als absolutissimus grammaticus und hat in der That durch eine Reihe von Elementarbüchern sich bewährt, von denen Pappa puerorum esui et usui dedicata (1513), nuclei de declinationibus (1515), für Versification die wohl bereits 1500 erschienenen Commentarii in Antonii Mancinelli Versilogum

1) Vgl. Thurot, Notices et extraits p. 491 ff.

u. A. zu nennen sind, während sein Büchlein de discipulorum officiis (Enchiridion Scholasticorum) von anregender Kraft gewesen ist[1]. Der mit Murmellius durch Beruf und Freundschaft eng verbundene Kemener schrieb 1504 ein Compendium etymologiae et syntaxis artis grammaticae. Aber auch Hermann von dem Busche, der den Donatus commentirte und den Diomedes bearbeitete, gehört hieher, ebenso Johannes Cäsarius, der die alten Grammatiker für den Gebrauch des damaligen Unterrichts auch durch Interpretationen zurecht machte. Von den Verdiensten des trefflichen Mannes um die griechischen Studien haben wir später zu sprechen. Denkt man sich diese Westfalen von Deventer angeregt, so kann man unter ihnen auch Rudolf Agricola und Desiderius Erasmus zählen, von denen der Erstere ja, wie bekannt, mit Hegius in freundschaftlicher Verbindung stand, während der Andere unter Hegius die Richtung gewann, welche er dann mit so glänzendem Erfolge festhielt.

Aber Agricola — qui primus Latini sermonis genus in Germanis emendare coepit et rectam discendi latineque scribendi rationem monstravit suis — hat von Heidelberg aus besonders auch auf das südliche Deutschland gewirkt; ebenso hat Erasmus, wie kosmopolitisch er auch fühlte und wirkte, in seiner späteren Zeit von Basel aus zunächst diesen Theil des Vaterlandes seinen Einfluss erfahren lassen. Von Tübingen aus hat damals vor Allen Heinrich Bebel als Förderer der lateinischen Studien sich erwiesen, theils als mächtig anregender Lehrer, der eine grosse Anzahl strebender Schüler, unter ihnen auch Melanchthon, gebildet hat, theils als gewandter und frisch vordringender Schriftsteller, dessen Commentarii de abusione linguae Latinae apud Germanos et de proprietate

---

1) Reichling, De Jo. Murmellii vita et scriptis. Monast. 1870. 8°. In Alkmar, wohin er 1513 gegangen war, hat er noch Tabularum opuscula tria pueris utilissima (über die Declinationen, die unregelmässigen Nomina, über die Präterita und Supina der Zeitwörter, über die unregelmässigen und defectiven Verba u. s. f.) geschrieben. Von Alkmar floh er, beim Brande dieser Stadt aller Habseligkeiten beraubt, nach Deventer, wo er 1517 starb.

eiusdem (1500) für einen weiten Kreis von durchschlagender Kraft gewesen sind[1]). Bebels Schüler waren Jakob Locher, dessen Grammatica nova, wahrscheinlich 1495 am Anfange seiner Lehrthätigkeit in Freiburg herausgegeben, zwar nicht die erste von einem Humanisten nach richtigen Grundsätzen gearbeitete zu nennen ist, aber gewiss durch bessere Anlage und einfachere Bestimmungen sich emfohlen hat[2]). Von einem anderen Schüler Bebels, Jakob Heinrichmann, erschienen 1506 Grammaticae institutiones mit der Ars condendorum carminum seines Lehrers; eine verbesserte Ausgabe erfolgte bereits 1507. Nach ihr soll Melanchthon unterrichtet worden sein, der auf sie dann seine eigene erbaute[3]). In dieselbe Reihe gehörte auch Johannes Brassicanus (Köl), der als Lehrer in Urach 1508 ein Buch unter demselben Titel veröffentlichte, Georg Simler, Melanchthons Lehrer, der 1512 Observationes de arte grammatica herausgab, z. Th. noch im Anschluss an den Graecismus des Eberhard von Béthune, Johannes Susenbrot, von dem eine Artis grammaticae institutio geschrieben worden ist. Weiter abstehend erscheint Johannes Cochläus mit seinem durch Uebersichtlichkeit, Klarheit und Kürze ausgezeichneten Quadrivium Grammatices[4]) und Johannes Aventinus, dessen Rudimenta linguae Latinae, zunächst für seinen fürstlichen Zögling Ernst von Bayern bestimmt, 1512 in München, 1517 verbessert und vervollständigt in Augsburg und sonst erschienen[5]). Wie sehr man damals auf Erleichterungen bedacht war, zeigte des Elsässers Matthias Ringmann Grammatica figurata, octo partes orationis secundum Donati editionem et

---

1) Zapf, Heinrich Bebel. Augsburg 1802. Er starb 1516.

2) Schon 1485 war von Nikolaus Prager in Reutlingen eine nach Perottus gearbeitete Grammatica nova erschienen, die bis zum Ende des Jahrhunderts achtzehn Ausgaben und Auflagen erlebte. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität S. 455 ff. Vgl. Hehle, Jak. Locher I, 20.

3) Ruhkopf S. 237 f., Zapf S. 23 f. und 47 f. Vgl. Förstemann, Nachrichten von den Schulen zu Nordhausen vor der Reformation (1829) S. 17. Heinrichmann starb 1561.

4) Otto, Cochläus S. 32 ff.

5) Burckhard, de linguae lat. in Germ. fatis p. 304 ff.

regulam Remigii ita imaginibus expressa, ut pueri iucundo chartarum ludo facetiora grammaticae praeludia discere et exercere queant, welche 1509 erschien, freilich aber den Grundsätzen der Humanisten ferner stand [1]).

Dass man so rasch als möglich von der Grammatik zur Lectüre (zunächst lateinischer Autoren) übergehen müsse, war bei den Humanisten, die gerade darin zu der alten Unterrichtsweise in scharfen Gegensatz traten, entschieden anerkannt; aber die Auswahl der zu lesenden Schriften war keineswegs auf einen festen Kreis beschränkt, vielmehr wurden nach besonderer Neigung der Lehrer oder nach Bedürfniss und Fähigkeit der Lernenden mancherlei Abänderungen getroffen. Daher ging man unbedenklich auch auf spätere Schriftsteller herab, ja man verwandte manches, was von Werken der Zeitgenossen als brauchbar erschien. Erasmus hat von den Dichtern Terenz, Virgil, Horaz, von den Prosaikern besonders Cicero und Cäsar, aber auch den Sallust empfohlen. Andere lassen neben Terenz auch für Plautus, neben Virgil auch für Ovid einen Platz offen [2]); bei Cicero scheint man nächst den Briefen mehr die philosophischen und die rhetorischen Schriften, als die Reden gelesen und erklärt zu haben. Murmellius erklärte in Münster gelegentlich auch Boethius de consolatione philosophiae [3]). Wie gross aber gerade dort die Thätigkeit für Besorgung von Ausgaben war, unter eifriger Theilnahme Rudolfs von Langen, ist bekannt [4]).

Was nun die Interpretation anlangt, so scheint man sich bei den Dichtern oft auf Umschreibungen oder Worterklärungen beschränkt zu haben; beim Lesen der Prosaiker fasste man von Anbeginn die Imitation zur Ueberleitung auf die praktische Anwendung ins Auge. In jedem Falle ging auch immer die Sache sehr langsam von Statten, obschon der Bücherdruck eine grössere Zahl von Exemplaren in die Hände der Schüler

1) Schmidt, Jean Sturm S. 245.

2) Murmellius gab (um 1510) electos ex poetis Tibullo, Propertio, Ovidio versus in usum scholarum heraus. Reichling S. 52.

3) Reichling S. 26.

4) Parmet S. 81 f.

brachte, wie denn manche Ausgaben ausdrücklich für die Zwecke der Schule eingerichtet wurden [1]). Auf umfassendere Lectüre konnte man noch nicht bedacht sein; aber man behandelte nacheinander ausgewählte Stellen, und an Büchern, die man später Chrestomathien genannt hat, fehlte es schon damals nicht. Dass immer wieder das moralisch Bildende besonders beachtet wurde, kann nicht auffallen, also auch nicht, dass bisweilen neben Cicero zu Seneca gegriffen und sein Sentenzenreichthum benutzt wurde, dass Valerius Maximus Freunde fand u. s. f. [2]). Wenige dürften bei der Lectüre auf formale Bildung so sorgsam geachtet, die Schönheiten einzelner Stellen so fein gezeigt, den Unterschied zwischen Cicero und Seneca, zwischen Virgil und Lucan so genau dargelegt haben, wie der grosse Lehrmeister Vittorino de Feltre in Mantua [3]). Aber bedeutende Stellen memoriren zu lassen, was auch er, dem Beispiele des Franciscus Philelphus und Aeneas Sylvius folgend, gethan hat, war bei den deutschen Humanisten ebenfalls gewöhnlich.

Mit besonderer Vorliebe wurde fort und fort Terenz gelesen. Und wie dies geschah, kann man ziemlich gut aus der im Jahre 1499 zu Augsburg erschienenen, mit Vorwort von Jakob Locher eingeführten Ausgabe dieses Dichters erkennen. Darin aber war zuerst ein Directorium vocabulorum, sententiarum, artis comicae, zugleich aber auch eine Glossa interlinearis enthalten, woran sich, den Text umrahmend, die Commentare von Donatus, Guido und Ascensius anschlossen. In den Text waren übrigens Holzschnitte eingedruckt, welche Scenen aus den Komödien darstellten. Lehrreich ist es auch, die Ausgabe des Horaz von Locher zu betrachten, welche (für Deutschland editio princeps) 1498 zu Strassburg erschien.

---

1) Dennoch dauerte das Abschreiben weit in das sechzehnte Jahrhundert fort, Heyd S. 48. Es schien auch deshalb sich zu empfehlen, weil man dabei Sprache und Inhalt sich besser einprägen konnte.

2) Von Erasmus wurden ja auch Seneca's Werke 1515 herausgegeben.

3) Rosmini, Idea dell' ottimo precettore nella vita e disciplina di Vittorino de Feltre (Bassano 1801) p. 114 ff.

Denn der ganze Charakter des sehr ausführlichen Commentars zeigt durch die Behandlung der Einzelheiten, dass diese Ausgabe für Anfänger bestimmt war, welche ausser den Elementen der Grammatik nur geringe Vorkenntnisse zur Lectüre mitbrachten [1]).

Als Hilfsmittel hatte man allerdings mancherlei Vocabularien. Reuchlins Vocabularius breviloquus, eine Jugendarbeit, zum ersten Male um das Jahr 1475 erschienen, muss sehr viel benutzt worden sein; die 25. Auflage ist 1504 herausgegeben worden [2]).

Vielfach in Verbindung mit der lateinischen Lectüre stand die Imitation. Das spätere praktische Bedürfniss führte wohl überall für den Anfang zu Versuchen in Briefen nach den von Cicero und dem jüngeren Plinius dargebotenen Mustern; aber die Anleitungen zum Briefschreiben wurden bald sehr gesuchte Bücher. Die Commentaria epistolarum conficiendarum von Heinrich Bebel, zum ersten Male 1500 in Tübingen erschienen und dann öfter aufgelegt, scheinen auch seinen Schüler Johannes Altenstaig, der 1512 das Opus pro conficiendis epistolis herausgab, ermuntert zu haben; die Schrift des Erasmus de conscribendis epistolis erschien erst 1522 [3]). Es begreift sich nun aber, dass man auch die Briefe gelehrter Männer dieses Zeitalters sammelte und zu Nachbildungen benutzte. Die Rhetorik glaubte man am besten nach den Anweisungen Cicero's und Quintilians zu lernen; in diese Richtung lenkte auch Konrad Celtis mit seiner Epitoma in utramque Ciceronis rhetoricam (1492). In der Kunst der Rede versuchten sich die deutschen Humanisten jener Zeit, in ähnlicher Weise wie die italienischen, bei sehr verschiedenen Anlässen, bei akademischen Festlichkeiten, wie vor

1) Hehle I, 30 f.

2) Geiger, Joh. Reuchlin S. 68 ff. Im Allgemeinen vgl. Weller, Lateinische Lehr- und Wörterbücher des sechzehnten Jahrhunderts mit deutschen Interpretationen, Serapeum 1860, No. 15.

3) Auch das zuerst 1488 in Venedig erschienene Opusculum scribendi epistolas des Italieners Francesco Negri ist in Deutschland viel gebraucht worden.

Fürsten und Prälaten, gelegentlich auch vor Kaiser Max, in patriotischem Schwunge; wie aber die von den Humanisten geleiteten Redeübungen beschaffen waren, davon lässt sich hier nicht eingehender sprechen[1]).

Ausserordentlich war die der Versification zugewandte Sorgfalt. Die Humanisten wollten ja alle Poeten sein, und die Bewunderung der lateinischen Dichter, denen sie nacheifern zu müssen glaubten, ging bis zu enthusiastischer Verherrlichung. Dies zeigt in besonderer Weise Lochers Oratio de studio humanarum disciplinarum et laude poetarum extemporalis (aus dem Jahre 1496). Da führt ihn Apollo in die elysischen Gefilde und hier zuletzt in den von den Dichtern bewohnten Palast, um ihm dann die Vertreter der einzelnen Dichtungsgattungen aufzuzählen, die Komiker, die Tragiker, die Satiriker, die Erotiker, zuletzt die Epiker, wobei dem Lucan besonderes Lob gespendet wird. Am Schlusse gibt der Redner seinem Auditorium eine vielfach an Cicero's Rede für Archias anklingende Betrachtung über die Schönheit der Poesie, über den hohen Werth der Dichter und die ihnen gebührende Anerkennung, über den bildenden Einfluss der Dichterlectüre auf Geist und Gemüth der Jugend[2]). — Celtis' erste Schrift (1486) war die Ars versificandi; sonst lehrte er die Dichtkunst nach Horaz und Terenz. Aber auch Bebel hat eine Ars versificandi geschrieben, die seit 1506 öfter gedruckt worden ist[3]); später kam Huttens Anweisung (de arte versificandi liber unus heroico carmine) heraus[4]). Besonders fleissig ist nach dieser Seite Murmellius gewesen. Er gab 1500 zu Münster den Versilogus Mancinelli's heraus; in der Schrift de verborum compositis, de verbis communibus et deponentibus (Köln 1507) findet sich eine längere Abhand-

1) Beachtenswerth ist die von Rudolf Agricola 1477 zu Padua gehaltene Rede über Petrarca, in welcher freilich auch der historische Stoff durch die übergrosse Künstlichkeit der Form zu leiden scheint. S. Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1874, S. 224 ff.

2) Hehle I, 22 f.

3) Zapf S. 155 ff.

4) Strauss S. 54 f.

lung über Quantität und ein Abschnitt Regulae de metrorum scansione und de metrorum generibus; von ihm haben wir auch Versificationis artis rudimenta (zuerst s. l. e. a., dann mit des Johannes Rivius Ratio distinguendi zu Köln 1566 herausgegeben), worin er nach Auszügen aus Nikolaus Perottus, Manutius, Sulpicius, Verulanus u. A. über Buchstaben, Silben, Versfüsse, über Hexameter, Pentameter und die lyrischen Versmasse handelt; auch in seiner Pappa und in Schulbüchern zeigt er eine ziemlich genaue Kenntniss der Quantität und der Metren[1]).

Besonders anziehend kann es erscheinen, die Anfänge der griechischen Studien und des griechischen Unterrichts, welche jene Zeit gesehen hat, zu betrachten. Schon im Jahre 1438 hatte der nachmals so berühmte Nikolaus von Cues in Constantinopel eine Anzahl griechischer Handschriften erworben, die er dann mit sich nach Deutschland brachte. Im Jahre 1460 waren dann durch den Cardinal Bessarion, der in Italien als unermüdlicher Pfleger der griechischen Studien wirkte, in Wien die beiden Mathematiker Georg Peurbach und Johann Müller (Regiomontanus) zu einer Reise nach Italien aufgefordert worden, wo sie nicht bloss mit Ptolemaeus und Euklid, sondern mit den Griechen überhaupt bekannt werden könnten. An der Ausführung dieses Gedankens verhinderte dann freilich den Ersteren der Tod; der Andere aber brachte mehrere Jahre jenseits der Alpen zu und kehrte nach Deutschland erst als Graece doctus et magna codicum copia instructus zurück. Das war bei uns der immerhin dürftige Anfang der griechischen Studien. Doch nicht lange nachher gab sich in Italien diesen Studien um ihrer selbst willen Rudolf Agricola hin, und, was in Italien schon gewöhnlich war, das machte er sich für Deutschland zuerst zur Aufgabe: er übersetzte griechische Schriften in das Lateinische (Reden des Isokrates, des Demosthenes und Aeschines, Dialoge des Lucian), in freier Behandlung, aber mit sicherem Verständniss. Sein berühmter Freund in Deventer, Alexander Hegius, war der Erste, welcher,

1) Parmet S. 149.

angeleitet von ihm, das Griechische in den Unterricht einzuführen unternahm.

Indess der eigentliche Bahnbrecher für griechische Studien ist Johann Reuchlin gewesen, der durch Schriften und Vorlesungen, wie durch persönliche Anregungen weit umher das Bewusstsein von dem Werth und der Nothwendigkeit dieser Studien lebendig gemacht und ihnen im Bildungswesen unserer Nation eine bestimmtere Stellung gesichert hat. Das Griechische hatte er bereits bei seinem ersten Aufenthalt in Paris kennen gelernt, dann in Basel als Zuhörer des Andronikos Kontoblakas erweitert, später, bei seinem zweiten Aufenthalt in Paris, unter Anleitung des Hermonymos von Sparta fortgesetzt und weiterhin, wie er schon in Basel begonnen, in Orléans, wohin er zum Studium des Rechts sich begeben hatte, über das Griechische Vorlesungen zu halten begonnen, wie er denn damals auch für seine Zuhörer nach Theodorus Gaza eine griechische Grammatik (μικροπαιδεία) abfasste, die aber wohl niemals gedruckt worden ist. Nach Deutschland zurückgekehrt, lehrte er wieder, während er in Tübingen als Advokat zu wirken begann, das Griechische an der jungen Universität daselbst. Von höchster Wichtigkeit aber für Reuchlins griechische Studien wurden später seine drei Reisen nach Italien (1482, 1489, 1498), wo er mit der platonischen Akademie in Florenz eine für seine geistige Richtung folgenreiche Verbindung knüpfte und zahlreiche Handschriften sammelte, auch mit dem griechischen Namen Capnio ausgestattet wurde. Im Ganzen wandte er dem Griechischen grössere Aufmerksamkeit zu als dem Lateinischen, da dieses von Anderen bereits mit regstem Eifer gepflegt zu werden schien. Auf seine Veranlassung erhielt die Universität Heidelberg eine griechische Professur, welche seinem auf seine Kosten in Italien unter Ficinus, Chalkokondylas und Politianus ausgebildeten Bruder Dionysius übertragen wurde. Er selbst aber hat noch in seinen letzten Jahren in Ingolstadt vor zahlreichen Zuhörern den Plutus des Aristophanes erklärt, für seine Vorlesungen in Tübingen die Reden des Demosthenes und Aeschines in der Sache Ktesiphons drucken lassen. Dass auch er

griechische Schriften in das Lateinische übersetzte, kann nicht auffallen; eher mag es überraschen, dass er ein Stück der Ilias in das Deutsche zu übertragen versuchte. Von eigenthümlicher Bedeutung war sein Gedanke, die vier Dialekte der griechischen Sprache genauer zu erforschen. Freilich haben ihm seine griechischen Studien auch schwere Anfechtungen von Seiten der Mönche zugezogen, die in der von ihm empfohlenen Sprache die Sprache der Schismatiker des Ostens verabscheuten; dafür haben spätere Geschlechter seine Verdienste um so dankbarer anerkannt [1]).

Grosse Förderungen erfuhren zu derselben Zeit die griechischen Studien durch Desiderius Erasmus. Er hatte früh auf dem ausgedehnten Felde der griechischen Literatur eine solche Belesenheit sich erworben, dass er in alle Geheimnisse der griechischen Geistesentwickelung eingedrungen zu sein schien und in der That für die zerstreutesten Bruchstücke ein lebendiges Verständniss gewonnen hatte. Die Welt erstaunte über die unendliche Fülle sprachlichen und historischen Wissens, welche seine Adagia, seine Parabolae, seine Apophthegmata vor ihr entfalteten. Und was hat er als Uebersetzer griechischer Autoren und zumal als Herausgeber des Geographen Ptolemaeus, des Philosophen von Stagira, des Alexandriners Origenes geleistet! Welche Verdienste hat er sich durch die erste Ausgabe des Neuen Testaments und die Auslegung der einzelnen Bestandtheile desselben erworben, durch eine Thätigkeit, die wie durch Gottes Fügung mit dem Beginne der Reformation zusammenfiel und den griechischen Studien eine neue Richtung anwies! Schon um das Jahr 1520 waren sie an allen Universitäten als nothwendig anerkannt, und Vorlesungen über Isokrates und Demosthenes, über Euripides

---

1) Erschöpfend jetzt nach Meyerhoff u. Lamey L. Geiger, Joh. Reuchlin, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1871. Dazu eine willkommene Ergänzung: Johann Reuchlins Briefwechsel, gesammelt und herausgegeben von Geiger. Stuttgart 1875, wozu noch kommt: Horawitz, Zur Biographie und Correspondenz Johann Reuchlins. Wien 1877. Vgl. Oehler in Schmids Real-Encycl. VII, 106 ff.

und Aristophanes, über die kleineren Schriften Plutarchs fesselten neben der Interpretation der neutestamentlichen Bücher die herbeiströmende Jugend.

In allen diesen Bestrebungen waren die Anregungen und Rathschläge des Erasmus von massgebender Bedeutung. Durch ihn sind ja auch Richard Crocus und Petrus Mosellanus nach Leipzig gekommen. Jener, ein Engländer, hatte in London unter Wilhelm Grocinus, in Paris unter Wilhelm Budaeus und Hieronymus Aleander studirt und war dann in Loewen, wo das Collegium Buslidianum unter des Erasmus Mitwirkung auch dem Griechischen Förderungen zu bereiten anfing, auch mit Erasmus in Verbindung getreten, um dann, sicher von diesem empfohlen, an der Kölner Universität das Griechische zu lehren [1]). Im Jahre 1514 von Herzog Georg, dem Gönner des Erasmus, nach Leipzig berufen, wirkte er hier drei Jahre mit grossem Erfolge, indem er seine Schüler — unter ihnen war der damals noch sehr junge Camerarius — mit wahrer Begeisterung für das Studium des Griechischen und mit herzlicher Zuneigung für sich selbst erfüllte, so dass seine Rückkehr nach England tiefe Betrübniss hervorrief. Aber schon hatte neben ihm Mosellanus eine eingreifende Wirksamkeit begonnen, und als er Nachfolger des Engländers geworden war, erlangte er, wie unscheinbar auch seine Person, wie bescheiden sein Auftreten sein mochte, als Lehrer und Schriftsteller solche Geltung, dass die von ihm vertretenen Studien in Leipzig für immer einen Ehrenplatz behaupten zu können schienen. Durch die Anerkennung, welche der Herzog ihm erwies, und durch die Würden, welche die Universität ihm entgegentrug, in ungewöhnlicher Weise ausgezeichnet, hatte der rastlos thätige Mann, wie man glauben konnte, eine glänzende Laufbahn vor sich, als er 1524 starb. An seinem

1) Dort hatte schon vorher Adam Potken als Lehrer des Griechischen an der Stiftsschule gewirkt; ja derselbe war früher bereits in Xanten Lehrer des Griechischen gewesen. Janssen I, 54. In Köln scheint der Italiener Wilhelmus Raymundus Mithridates um 1487 den ersten griechischen Unterricht gegeben zu haben. Ebend. S. 72.

Sterbelager stand Melanchthon, der zu dem grossartigsten Wirken auch für die griechischen Studien berufen war[1]).

Seiner Anfänge müssen wir doch wohl hier gedenken. Philipp Melanchthon, durch Verwandtschaft dem für jene so einflussreichen Reuchlin nahe gestellt, hatte als Knabe bereits in der Schule zu Pforzheim durch Simler das Griechische kennen gelernt und hierauf an der Universität Tübingen, unter Reuchlins fortgehenden Anregungen, noch lernend und schon lehrend eine wunderbare Thätigkeit entfaltet. Er führte seine Zuhörer rasch aus der Grammatik in die Schriftsteller hinein und übte durch Uebersetzungen aus dem Griechischen in das Lateinische zugleich in diesem; er las mit Freunden ganze Schriftsteller durch und brachte die kräftiger Strebenden in wenigen Jahren zu erfreulicher Sicherheit, zugleich doch wieder bereit, von einem Manne, wie Oecolampadius war, der bei einem Besuche italienischer Universitäten das Griechische bereits gründlich studirt hatte, in gemeinschaftlicher Lectüre Hesiods zu lernen; er arbeitete nebenbei auch Uebersetzungen von Schriften Plutarchs und Lucians aus und schrieb jene griechische Grammatik, die von unermesslichem Einfluss auf die griechischen Studien der nachfolgenden Periode werden sollte; zugleich war er mit einer in den Verhältnissen der damaligen Zeit unendlich schwierigen Zusammenstellung eines griechischen Lexikons beschäftigt. Auf dieser Höhe stand er, ein Jüngling noch an Jahren, als er auf Reuchlins Empfehlung 1518 nach Wittenberg berufen und damit in den Mittelpunkt einer Bewegung versetzt wurde, die bald die weitesten Kreise ziehen und ihn selbst zum Praeceptor Germaniae machen sollte[2]).

Was wäre wohl die Folge gewesen, wenn Hieronymus Aleander, ein trefflicher Humanist, nachher aber als Gegner Luthers zu üblem Rufe gekommen, den im Jahre 1511 ge-

---

1) Schmidt, Petrus Mosellanus (1867).

2) Heyd, Melanchthon in Tübingen. — Specielle Aufzählung der Förderer der griechischen Studien in dieser Uebergangszeit bei Joh. Müller in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik CXX, 480—483.

fassten Entschluss, von Paris nach Deutschland überzusiedeln und hier für die Pflege des Griechischen thätig zu sein, ausgeführt hätte? Er war ein deutscher Mann, der früher schon in Venedig mit Erasmus in Verbindung getreten war, in Paris aber wohl 2000 Zuhörer vor seinem Katheder gesehen hatte, und ihm war es gewiss, dass im Gegensatze zu den Italienern und Franzosen, welche vor Allem auf die nutzbringenden Künste sich legten, die Deutschen, dem Ideale zugewandt und auch zu rechter Verherrlichung der artes veteres in communem aliarum gentium usum bereit wären. Allein kaum hätte er neben Erasmus und dann neben Melanchthon auf deutschem Boden einen festen Platz gewonnen, da er doch auch in sittlicher Beziehung nicht eben musterhaft gewesen zu sein scheint.

Bei Betrachtung dessen, was damals in Deutschland für das Griechische geschehen ist, haben wir uns gegenwärtig zu halten, dass dieser Unterricht zunächst fast durchaus, auch an den Universitäten, Privatunterricht war. Einen öffentlichen Charakter erhielt er erst, als Reuchlin in Ingolstadt und Tübingen, Crocus und Mosellanus in Leipzig, Melanchthon in Wittenberg durch ausdrückliche Berufung ein amtliches Recht und bestimmten Gehalt sich gegeben sahen. Indess gewann es selbst in Köln, wo die Mönche gegen das Griechische mit besonderem Misstrauen erfüllt zu sein schienen, durch manche sonst kirchlich gesinnte Männer, wie Arnold von Wesel, Richard Crocus und Johannes Cäsarius, Eingang. In die Schule führte es zuerst Alexander Hegius zu Deventer ein, dessen Wissenschaft freilich wohl eine beschränkte war. Ein von manchen ihm zugeschriebenes und jetzt sehr seltenes Büchlein Conjugationes verborum Graecae ist sicher für seine Schüler verfasst worden [1]. An der Stiftsschule in Emmerich erhielt es durch einen Schüler des Hegius, der dort Rector wurde, einen Platz [2]. Vielleicht ist auch für die berühmte Domschule in Münster die erste Anregung zu griechischen Studien von De-

1) Parmet S. 79, Kramer S. 15.

2) Krafft, Aufzeichnungen des H. Bullinger S. 13 f.

venter gekommen; doch begannen sie dort in Wahrheit erst 1504, als Cäsarius, von Köln herbeigerufen, unter grosser Betheiligung der Schüler und Lehrer — selbst der Rector Timann Kemener war unter seinen Zuhörern — das Griechische lehrte [1]). Ob Simler, Melanchthons Lehrer in Pforzheim, das Griechische an der dortigen Schule oder nur mit Einzelnen getrieben, muss hier unentschieden bleiben [2]), und wie Hans Sachs in Nürnberg zu dem griechischen Unterricht, den er erhalten zu haben versichert, angeleitet ward, ist gar nicht zu sagen [3]). In Strassburg, wo später dem Griechischen ein so breiter Raum vergönnt war, hat Ottomar Nachtigal diese Sprache wohl nur durch Privatunterricht kennen gelernt [4]). Um so bedeutsamer erscheint nun, was der berühmte Georg Agricola, ein Schüler Mosellans, bei Errichtung einer griechischen Schule in Zwickau (1519 und 1520) erstrebte. Die Sache hatte freilich nur kurzen Bestand; aber es war mit dem der Zeit kühn vorauseilenden Gedanken ein triebkräftiges Samenkorn in die Erde gelegt [5]).

Beim Unterrichte in der griechischen Grammatik benutzte man auch in Deutschland zunächst die Erotemata des Manuel Chrysoloras, der in Italien die Liebe zur griechischen Literatur erweckt hatte; Reuchlin und Erasmus empfahlen das Buch mit gleicher Wärme. Aber auch die Grammatik eines zweiten Griechen, des viel später nach Italien gekommenen Theodorus Gaza, gewann in Deutschland Freunde [6]). Hier schrieb die

1) Parmet a. a. O. Krafft S. 32 f.

2) Camerarius, Vita Mel p. 7.

3) Hoffmann, Hans Sachs S. 13 f., Ruhkopf S. 257.

4) Brucker, Miscell. P. II, p. 305.

5) Ludovici, Hist. rectorum, gymnasiorum scholarumque celebriorum (Lips. 1708 ff.) III, 140, 149 f.; Herzog, Gesch. des Zwickauer Gymnasiums S. 10 f., 74 f; Fabian, Plateanus S. 1 f. (Zwickau 1880). Sehr ausführlich über Agricola Richter, Chronica der Stadt Chemnitz II, 340 bis 371. Vgl. Herzog, Georg Agricola, ein culturgeschichtliches Lebensbild in den Mittheilungen des Freiburger Alterthumsvereins 1865. Briefe von ihm an Camerarius in dessen Epp. famil. I, 346 f. Er war auch Verfasser des Libellus de prima et simplici institutione grammatica (Lips. 1520).

6) Die Erotemata des M. Chrysoloras sind nach Heeren, Biograph.

erste griechische Grammatik der Engländer Crocus. Doch bereits 1510 erschien in Wittenberg das jetzt wohl sehr selten gewordene Elementale introductorium in idioma Graecanicum[1]). Aber besonderer Eifer für griechische Grammatik bewegte die um Melanchthon in Tübingen vereinigten jungen Männer. Hier entwarf Oecolampadius seine Grundlinien, die er 1518 herausgab, hier beschäftigte sich auch Johann Knoder, später Kanzler des Herzogs Ulrich, mit Sammlungen zur griechischen Grammatik; hier bereitete in derselben Zeit Johann Secerius, der als gelehrter Buchdrucker und Herausgeber griechischer Autoren bekannt geworden ist, ein solches Buch vor; hier endlich schrieb Melanchthon selbst seine Institutiones graecae grammaticae, die in demselben Jahre erschienen, in welchem sein Freund Oecolampadius seine Grammatik herausgab, nachmals aber sehr oft wieder aufgelegt wurden und, 1545 von Camerarius verbessert, ein Jahrhundert sich in Ansehen erhielten[2]).

Dass man aber mit diesen Bemühungen vorerst noch nicht sehr weit kam, zeigt schon dies, dass selbst Melanchthon, obwohl er neben dem etymologischen Theile auch den syntaktischen ausgearbeitet hatte, nur jenen drucken liess, wie auch andere Grammatiker damals auf den ersteren sich beschränkten. Der Wettstreit der Reuchlin'schen und der Erasmus'schen Aussprache des Griechischen, später zu Gunsten der letzteren entschieden, scheint in jenen Tagen die Geister nicht sonderlich beschäftigt zu haben[3]).

Für die griechische Lectüre beschränkte man sich auf eine kleine Zahl von Schriften, am liebsten auf solche, welche moralisch

---

und literar. Denkschriften II, 180 nie gedruckt worden, aber Parmet S. 79 kennt eine Ausgabe. Auf der Grundlage der Grammatik des Theodorus Gaza ruhte wahrscheinlich die Μικροπαιδεία Reuchlins.

1) Ein Exemplar befindet sich in der Zittauer Stadtbibliothek. Vgl. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1879, S. 288 f.

2) Heyd S. 54—57.

3) Meyerhoff S. 80 f. Jakob Ceratinus widmete sein Büchlein de sono literarum praesertim graecarum (Köln 1529), worin er sich für die Erasmische Aussprache erklärt, dem Urheber derselben. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie IV, 89.

bilden konnten: auf Plutarchs allbekanntes, im Grunde sehr unbedeutendes Büchlein von der Kindererziehung, auf die kleinsten Reden des Isokrates, auf die Nebenschriften des Xenophon, auf einzelne Dialoge des Lucian, der überhaupt ja ein Lieblingsschriftsteller jener Zeit geworden, selbst zu scenischen Aufführungen benutzt und durch die Nachahmungen von Erasmus und Hutten zu besonderer Wirkung gelangt ist [1]. — In eigenthümlicher Weise bedeutend für den Unterricht wurde das 1495 zum ersten Male gedruckte und auf den alten Spruchdichter Phokylides von Milet zurückgeführte *Ποίημα νουθετικόν*. Freilich nach den von Joseph Scaliger (1606) begonnenen und in unserer Zeit von Bernays wieder aufgenommenen Untersuchungen ist dieses Mahngedicht das Machwerk eines hellenistischen Juden von Alexandria und unter sehr starker Benutzung der LXX verfasst. Aber die Gelehrten des 16. Jahrhunderts hegten keinen Zweifel an dem classischen Ursprunge des Gedichts und fanden, wie Andere vor ihnen, in den biblischen Anklängen desselben nur eine Bestätigung des apostolischen Wortes, dass Gott den Heiden sein Gesetz in das Herz geschrieben. Man war also um so mehr geneigt, das Poem auch in den Schulen zu benutzen, besonders als der Humanist Locher im Jahre 1500 eine freie lateinische Bearbeitung desselben veröffentlicht und seine Benutzung empfohlen hatte [2].

Ein besonderes Hinderniss für die Lectüre lag freilich im Mangel an Ausgaben der Schriften, die man beim Unterricht der Schulen und der Universitäten gebrauchen konnte. Und es fehlte noch in den Anfängen des 16. Jahrhunderts gar sehr an Männern, welche zur Besorgung solcher Ausgaben ausreichende Kenntnisse besassen, so dass die rührigen Buchdrucker in Basel, als sie griechische Classiker herauszugeben unternahmen, der besten Unterstützung entbehrten. Etwas Erstaunliches aber war es, als Reuchlin 1522 für seine Vor-

---

1) Gervinus, Gesch. der deutschen Nationalliteratur II, 440, 447; über Lucians Einfluss auf Hutten Strauss S. 133 ff.

2) Bernays, Ueber das Phokylideische Gedicht, ein Beitrag zur hellenistischen Literatur. Berlin 1856. Vgl. Hehle S. 34—37.

lesungen die beiden Reden, in denen Aeschines und Demosthenes einander so hart bekämpfen, bei Anshelm in Hagenau besonders drucken liess[1]). Manche bereits vorhandene Ausgaben waren wegen ihres Formats für den Unterricht nicht handlich genug.

Wie man die Schriftsteller, welche wirklich gelesen wurden, interpretirte, lässt sich schwer genauer bestimmen. Es fehlte vor Allem auch an Wörterbüchern für Schule und Lehrer. Wie weit das von John Craston (Crepton) 1481—83 zusammengestellte in Deutschland in Gebrauch gekommen, ist kaum zu sagen; das von Melanchthon in Tübingen bereits vollendete und noch 1518 zum Abdruck gebrachte ist niemals erschienen[2]). Im Grunde musste der Lehrer seinen Schülern alles zum Verständniss Nöthige darbieten, wenn er irgendwie es konnte: er hatte oft die Bedeutung der einzelnen Wörter anzugeben, die Formen derselben zu erklären, die Satzverbindungen deutlich zu machen und die sachlichen Notizen noch besonders hinzuzufügen. Bei solcher Interpretation ist im Ganzen wohl dasselbe Verfahren beobachtet worden, welches nach manchen aus jener Zeit noch erhaltenen Ausgaben namentlich lateinischer Autoren bei deren Erklärung angewendet worden zu sein scheint. In diesen Ausgaben sind aber die zwischen den Zeilen und an den Rändern angefügten sprachlichen und sachlichen Notizen, wie sie der Unterricht gab, so gehäuft, dass der eigentliche Text fast verschwindet. Dass manche sich Erleichterung durch lateinische Uebersetzungen schafften, an denen es doch nicht fehlte, versteht sich von selbst. Fernerhin unterliegt es keinem Zweifel, dass man bei solchem Unterrichte nur langsam vorwärts kam und auf sehr mässige Pensa sich beschränken musste.

Welcher geistige Gewinn konnte aus solcher Lectüre sich ergeben? Welche Einblicke in die Herrlichkeit der griechischen Welt wurden so möglich gemacht? Sicherlich hatten rechten

1) Schmids Encyclopädie VIII, 136. Ruhkopf S. 243.

2) Heyd S. 37. Des Ceratinus Dictionarius graecus, ein ziemlich umfassendes Werk, erschien erst 1524.

Gewinn nur Wenige. Aber energische Naturen arbeiteten sich doch ein, und die Schwierigkeiten dieser Studien konnten eher reizen als entmuthigen.

Und zunächst wurden sie nach einer besonderen Seite in hohem Grade bedeutsam. Alles drängte damals mit brennendem Verlangen darauf hin, die christliche Wahrheit, deren wissenschaftliche Ausdeutung und Begründung Jahrhunderte lang die tiefsinnigsten, wie die spitzfindigsten Geister beschäftigt hatte, in ursprünglicher Reinheit aus der lautersten Quelle lebendig zu erfassen und auf die innersten Bedürfnisse des Herzens zu beziehen. Darum nun die Sehnsucht so Vieler nach rechtem Verständniss des Neuen Testaments in der Grundsprache. Es bewegt uns zu inniger Rührung, wenn wir den grossen Mathematiker Regiomontanus uns vorstellen, wie er in Italien, durch genaue Erlernung des Griechischen in den Stand gesetzt, die Redner, Historiker, Philosophen und Dichter zu verstehen, doch vor Allem darauf bedacht ist, ein griechisches Neues Testament zu erwerben, und wie er zuletzt ein Exemplar, dessen Ankauf ihm nicht gelungen ist, correct und sauber abschreibt, um diesen Schatz dann allezeit bei sich zu tragen[1]). Oder ist es ein minder erfreuliches Bild, welches der berühmte Johannes Trithemius uns darbietet, der, während er die Mönche seiner Abtei Sponheim zu fleissiger Vervielfältigung der Handschriften anregt, unter den seltenen und kostbaren Werken seiner Bibliothek für das theuerste Gut das griechische Neue Testament hält und dieses eben deshalb selbst abschreibt[2])? War es nun ein Wunder, wenn Erasmus die griechische Sprache besonders darum wollte getrieben sehen, weil sie das unentbehrlichste Hilfsmittel zu wahrem Verständniss der heiligen Schrift sei und nun erst eine wahre Theologie möglich mache? Bereits im Jahre 1504 schrieb er einem Freunde: „Ich kann gar nicht sagen, wie ich mit vollen Segeln auf die heiligen Schriften hinstrebe, wie mir Alles zum Ekel ist, was mich von ihnen ablenkt oder auch nur aufhält. Aber die Ungunst

1) Janssen I, 109.
2) Janssen I, 83 f.

des Schicksals, das mich immer mit demselben Gesicht anblickt, hat mich bisher verhindert, von andern Beschäftigungen loszukommen. In solcher Gesinnung zog ich mich nach Frankreich zurück und gedachte dann frei und mit ganzem Herzen den heiligen Schriften mich zuzuwenden, ihnen mein ganzes übriges Leben zn widmen. Seit drei Jahren nun nimmt mich das Griechische völlig in Anspruch und ich glaube jetzt, nicht umsonst gearbeitet zu haben [1].“ Das Studium des Hebräischen hatte er aufgegeben, weil die Eigenthümlichkeit dieser Sprache ihn abschreckte und weil Leben und Geist eines Menschen für Mehreres nicht gut passe. Aber es fehlte ihm dann doch wieder Manches, was ihm das Neue Testament verständlich machen konnte.

Indem er nun alle Kraft auf die Ausgabe desselben richtete, schien es ihm doch zugleich von grosser Wichtigkeit, eine neue lateinische Uebersetzung davon herzustellen. Man wird nicht sagen können, dass er, um für seine Ausgabe einen ganz zuverlässigen Text zu gewinnen, die besten Handschriften benutzt oder feste kritische Grundsätze befolgt habe; aber er that das ihm Mögliche, und sein feines Sprachgefühl hat ihn in manchen zweifelhaften Fällen sicher geleitet. Gewiss war eine grosse wissenschaftliche That vollbracht, als er im Jahre 1516 zu Basel bei Frobenius diese Ausgabe, zugleich mit einer eleganten, von der Vulgata oft abweichenden lateinischen Uebersetzung, hatte erscheinen lassen. Die Ausgabe, keinem Geringeren als dem Papste Leo X. dedicirt und von diesem ausdrücklich approbirt, wurde mit grösstem Beifall aufgenommen und so schnell nach allen Richtungen verbreitet, dass bereits 1519 eine zweite, 1522 eine dritte, 1524 eine vierte, 1535 eine fünfte nöthig wurde, sämmtlich noch vor Erasmus' Tode. Wir haben hier nicht zu behandeln, wie sie in die mächtige Bewegung der Reformation eingegriffen hat; nur das mag erwähnt werden, dass Luther seine deutsche Uebersetzung nach der Ausgabe von 1519 gemacht hat.

---

1) Epp. p. 415.

Dass von Mönchen, gelehrten und ungelehrten, heftiges Geschrei wegen dieser Arbeiten gegen Erasmus sich erhob, das hat er gelegentlich seinem Freunde Mosellanus geklagt; von diesem aber wissen wir, dass er im Winter 1520, wohl unter Benutzung der im Jahre vorher erschienenen Ausgabe des Erasmus, die Paulinischen Briefe erklärte. Er schrieb damals an Mutianus Rufus, den Chorführer der Erfurter Humanisten: „Die ganze Jugend wirft sich auf das Studium der heiligen Schrift; obgleich ich nicht der beste Lehrer bin, hören doch meine Auslegung der Paulinischen Briefe an dreihundert. Welcher Wechsel der Dinge! Sonst kümmerte sich kein Mensch um diese, wie man meinte, unfruchtbaren Studien; jetzt sind sie oben auf und die andern treten in den Hintergrund [1].“

Der hebräischen Sprache Aufmerksamkeit und Fleiss zu widmen, entsprach zunächst dem Geiste des Humanismus wenig [2]. Erasmus hat gelegentlich dem grossen Bahnbrecher auch für die hebräischen Studien, Reuchlin, gestanden, dass er selbst nur obenhin mit dieser Sprache sich beschäftigt habe, weil er durch die Fremdartigkeit derselben abgeschreckt worden und eines Menschen Leben und Kraft zur Aneignung so verschiedener Dinge ihm nicht ausreichend erschienen sei; auch verstimmte es ihn, dass mit dem Beginn der Reformation so rege Theilnahme auf das Hebräische sich lenkte, während man vom Griechischen und Lateinischen sich abwenden zu wollen schien. Aber der im Mittelalter so oft auflodernde Hass gegen die Juden, obwohl in manchen Gemüthern noch immer stark fortwirkend, hinderte doch das Studium ihrer heiligen Sprache nicht mehr, man gewöhnte sich, neben dem Griechischen und dem Lateinischen das Hebräische im Zusammen-

1) Durch die Ausgabe des Erasmus war sicherlich auch Joh. Fisher, der mit ihm eng befreundete Bischof von Rochester, angeregt worden, sodass er noch 1518 das Griechische zu erlernen beschloss. Erasmi epp. p. 426 f.

2) Vgl. im Allgem. Geiger, Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland, 1870.

3) Geiger S. 4 f., 139 f.

hange des wissenschaftlichen Sprachunterrichts als nothwendig anzusehen, und selbst Erasmus sah in dem Collegium Buslidianum zu Löwen, dem er so grosse Theilnahme widmete, das Hebräische zu einiger Anerkennung gelangen. Freilich war das Erlernen desselben auch für die strebsamsten Geister mit grossen Schwierigkeiten verknüpft. Wir wissen nicht, wie weit es darin Johann Wessel gebracht, den ein tiefes religiöses Bedürfniss auf das Hebräische leitete; Rudolf Agricola, der noch in seinen letzten Jahren durch gleiches Bedürfniss dazu zurückgeführt wurde, kann nicht tiefer eingedrungen sein [1]; Konrad Pellicanus erlangte mit unendlicher Mühe doch nur eine dürftige Kenntniss dieser Sprache; weiter scheint in diesem Studium Sebastian Murrho, ein Schüler Dringenbergs und Freund Wimphelings und Reuchlins gekommen zu sein [2].

Feste Geltung aber in deutschen Landen haben die hebräischen Studien durch Johannes Reuchlin gewonnen. Der ausgezeichnete Mann hatte, wie so viele, die Abneigung gegen die Juden mit der Muttermilch eingesogen. Als er aber 1492 als Rath seines Landesherrn an den Hof des Kaisers Friedrich III. in Linz gekommen, den dort hochgeehrten Juden Jehiel Loans kennen gelernt hatte, änderte sich seine Auffassung, und wie er schon im nächsten Jahre noch einmal, von Wissensdurst getrieben, zu Loans zurückkehrte, so hat er seitdem keine Gelegenheit versäumt, wo Erweiterung seines hebräischen Wissens möglich war. Aber sein zweiter Lehrmeister auf diesem Gebiete wurde doch erst Obadja Sforno,

1) Er schreibt gelegentlich: Accedunt ad haec, ut dico, studia Hebraicarum litterarum, quae mihi novum et plenum molestiae negotium exhibent, ut mihi videar cum Antaeo luctari et multo plus laboris in his quam in Graecis exhaurire. Opp. 2, 185.

2) Pellicanus' Schrift de modo legendi et intelligendi hebraea ist 1877 zur Jubelfeier der Universität Tübingen von F. Nestle in einem photographischen Abdruck wieder herausgegeben worden. Pellicanus hat 1496 in Tübingen studirt. Die Schrift ist als ein Theil der Margarita philosophica des Gregor Reysch zuerst in Strassburg 1504 erschienen. Siehe Geiger S. 26 ff.

dem er 1498 in Rom näher trat und später noch auch deshalb dankbar sich verpflichtet fühlte, weil er durch ihn noch tiefer in die Geheimnisse der bereits 1494 von ihm in seinem Buche de verbo mirifico behandelten Kabbalah eingeführt worden war. Er wirkte dann selbst als Lehrer, erst in Heidelberg, dann in Stuttgart, nicht öffentlich, sondern Einzelnen Anweisung gebend oder sie berathend. So fand Pellicanus bei ihm Hilfe, so Melanchthon während seiner Studienzeit in Tübingen, das er nicht selten verliess, um den „greisen Vater“ in Stuttgart aufzusuchen, so Oecolampadius, der nach Beendigung seiner Studien in Heidelberg nach Stuttgart eilte, um von Reuchlin zu lernen. Aber er hatte gelegentlich auch für das Kloster Ottobeuern einen Lehrer für das Hebräische zu suchen; der Kurfürst Friedrich von Sachsen, der am liebsten ihn selbst nach Wittenberg berufen hätte, bat ihn, wenigstens einen andern vorzuschlagen, der an dieser Universität das Hebräische lehren könnte; der Buchdrucker Johannes Amerbach in Basel wünschte seine Unterstützung bei seiner Ausgabe des Hieronymus für die Stellen, welche Kenntniss des Hebräischen erforderten.

Als Schriftsteller hat er für die hebräischen Studien besonders durch zwei Werke ein bald allgemein anerkanntes Verdienst sich erworben: durch seine in Pforzheim 1506 zuerst erschienenen Rudimenta linguae hebraicae (Grammatik und Wörterbuch), bei denen Kimchi sein Führer gewesen war, und durch die in Hagenau 1518 herausgekommenen Libri III de accentibus et orthographia linguae hebr. Die Ausgabe der sieben Busspsalmen (1512) mit wortgetreuer Uebersetzung und sprachlichen Erklärungen sollte eine Ergänzung der Rudimenta sein. Er selbst hatte das sehr lebhafte Bewusstsein, etwas Grosses und Bleibendes geleistet zu haben, obwohl er bedauern musste, dass der Talmud ihm noch unerreichbar geblieben, und die hämischen Angriffe des Kölner Gegners Johann Pfefferkorn haben ihn zwar geärgert, aber nicht aus der Fassung gebracht, am wenigsten die Bewunderung der Zeitgenossen niedergehalten; die Nachwelt hat ihm bis zur Gegenwart uneingeschränkten Dank gezollt, und wie bereits das Zeit-

alter der Reformation seine Arbeiten ehrte und benutzte, davon ist in einem andern Zusammenhange ausführlicher zu sprechen. Die von ihm gehegte Besorgniss, dass der Humanismus in seiner Freude an den Gaben des classischen Alterthums von dem Worte der heiligen Schrift ablenken könne, ist in jener Zeit so wenig gerechtfertigt worden, dass vielmehr die Humanisten bald Ursache hatten, ihre Studien durch das Emporkommen einer neuen Theologie gefährdet zu sehen [1].

Andere Förderer der hebräischen Studien haben doch keine sichere Stätte zu nachhaltiger Wirksamkeit zu finden vermocht [2]. Matthäus Andrianus, wahrscheinlich ein spanischer Jude, der aber zum Christenthume übergegangen war, fand zwar einige Jahre in Basel bei Joh. Amerbach, dessen drei Söhne er auch im Hebräischen unterrichtete, besonders beim Druck der Werke des Hieronymus ausreichende Beschäftigung; dann aber war seines Bleibens weder in Heidelberg, wohin er 1513 kam, noch in Löwen, wo er 1517 lebte, noch in Lüttich, wo ihn Erasmus bald nachher für das von Buslidius begründete Collegium trilingue als Lehrer des Hebräischen in Thätigkeit setzte und doch bald in bitteren Hader mit ihm gerieth, noch in Wittenberg, wo erst Melanchthon und nach ihm Luther für seine Anstellung thätig waren, was sie nach einiger Frist bereut zu haben scheinen. Wie viele Schuld an solchen Missgeschicken Andrianus selbst hatte, der nicht so leicht zufrieden war mit dem, was ihm geboten wurde, oder ob die Gönner, die er fand, kein rechtes Vertrauen zu dem früheren Juden fassen konnten, lässt sich nicht entscheiden. Sicherlich war der Hass, von dem Johannes Böschenstein, jedenfalls ein bedeutender Förderer der hebräischen Studien in dieser Zeit, verfolgt wurde, nicht verdient. Obwohl von christlichen Eltern in Esslingen (1472)

---

1) Ueber die hebräischen Bücher der Reuchlinschen Bibliothek äussert sich Melanchthon in einem Briefe an Spalatin (Corp. Reform. I, 646, vom Jahre 1523) ziemlich ungünstig: Hebraicos (libros) ipse plurimi faciebat et magno emit, in quibus nihil est, quod probem praeter biblia. Reliqua ἀνθράκων θησαυρός. Vgl. Heyd, Melanchthon in Tübingen S. 10.

2) Geiger S. 41 ff.

geboren, hielt man ihn doch, seiner Protestationen nicht achtend, seiner Studien halber fort und fort für einen Juden, so dass er selbst in der Vaterstadt sich nicht behaupten konnte, bald auch aus Augsburg weichen musste und, als er (1518) nach Wittenberg gekommen war, ebenso wenig einen Halt fand, obwohl er hier eine hebräische Grammatik herausgab; bei einem zweiten Aufenthalte in Augsburg hat er die Grammatik von Moses Kimchi drucken lassen, aber doch keine Freunde gewonnen, die ihn unterstützt hätten; auch in Heidelberg, in Zürich, in Nürnberg († 1540 [1]) war sein Leben ein gedrücktes. — Zu stetiger Geltung kam das Hebräische doch erst durch die Reformation, welche es in die Universitäten einführte, von denen aus ihm auch in manche Schulen der Weg sich eröffnete.

Neben den Sprachen fanden die Realien in den Kreisen der Humanisten eine nur dürftige Pflege. Der geographische Unterricht lehnte sich an Pomponius Mela an, wozu besonders Joh. Cochläus durch seine Ausgabe dieses Schriftstellers (1512), mit welcher seine Brevis Germaniae descriptio in Verbindung trat, angeleitet hat [2]). Derselbe hat auch des Aristoteles Meteorologia für den Schulgebrauch benutzt und herausgegeben [3]). Die Kosmographie von Benj. Corvinus, dem Lehrer Bebels in Krakau, hatte dieser bereits 1497 oder 1498 in Basel veröffentlicht [4]). Für den Unterricht in der Geschichte, besonders der vaterländischen, fehlte es den deutschen Humanisten keineswegs an Sinn und Verständniss, und was Wimpheling in dieser Beziehung versucht hat, darf immerhin, wie unvollkommen es auch sein mag, als sehr ehrenwerth bezeichnet werden. Wir kommen auf diese Bestrebungen in anderem Zusammenhange zurück. — Für die alte Geschichte hatte der Unterricht den besten Anhalt und die zuverlässigste Belehrung in den Classikern selbst; wo es sich um eine Uebersicht handelte, konnte

1) Vgl. Geiger in der Allgem. Deutschen Biographie III, 184 f.

2) Otto, Cochläus S. 29 f., 34 ff., 41.

3) Otto S. 42 ff.

4) Cosmographia dans manuductionem in tabulas Ptholomei. Zapf, Bebel S. 91 ff.

Justin ausreichen, aus dem das ganze Mittelalter sich unterrichtet hatte, dem das kleine Buch bei aller Kürze durch den Reichthum des Inhalts und die gefällige Form lieb geworden war [1]).

Was sonst Gegenstand des Unterrichts sein konnte, besonders Mathematik und Rechnen, blieb den Bestrebungen der Humanisten fern. Für Chorgesang ist Cochläus in Nürnberg auf sehr bedeutsame Weise thätig gewesen [2]).

Eingehendere Theilnahme haben wir den scenischen Aufführungen der Humanisten zu schenken [3]). Dieselben knüpften sich fast durchaus an die Komödie des Terenz, der, auch im Mittelalter von Vielen gern gelesen, im Zeitalter des Humanismus durch die Vorzüge seiner Sprache und den Werth seiner Sittenlehren wie der aus dem Leben gewonnenen Beispiele, gerade für die Bildung der Jugend sich zu empfehlen schien. In ersterer Beziehung hatte Erasmus von ihm gesagt: inter latinos quis utilior loquendi auctor? purus, tersus et quotidiano sermoni proximus, tum ipso quoque argumenti genere jucundus adolescentiae; für sittliche Bildung aber schien er ja noch den Reformatoren nicht bloss als unbedenklich, sondern als durchaus heilsam [4]), und die leichtmüthigeren Humanisten nahmen um so weniger Anstoss. Leicht konnte es also auch geschehen, dass man die Stücke des Terenz durch Schüler aufführen liess, um die feinere Form der lateinischen Umgangssprache ihnen geläufiger zu machen und für die Erfahrungen des Lebens auszurüsten. Auch die ernsten Hieronymianer hielten es gelegentlich für zweckmässig, solche Stücke aufführen zu lassen; wir wissen, dass Sturm als Knabe von 13 Jahren bei den Hieronymianern in Lüttich den Geta im

---

1) Rühl, Die Verbreitung des Justinus im Mittelalter. Leipzig 1871.

2) Otto S. 30 f., 37 ff. Janssen, Deutsche Geschichte I, 204.

3) Vgl. Peiper, Zur Geschichte der lateinischen Comödie des fünfzehnten Jahrhunderts, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. 110, S. 131 ff.

4) O. Franke, Terenz und die lateinische Schulkomödie in Deutschland (1877) S. 8 ff.

Phormio des Terenz dargestellt hat[1]. Es war das aber nur der Anfang einer Benutzung, welche durch das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert sich fortgesetzt und zu mannichfachen Nachahmungen — man denke nur an den Terentius christianus von Schonäus — angeregt hat[2].

Es war also kein Wunder, dass die Humanisten früh in selbständigen dramatischen Darstellungen sich versuchten. Aber der älteste Versuch dieser Art ist die Komödie Codrus von Johannes Kerckmeister in Münster, der sich auf dem Titel seiner Schrift, die 1485 erschien, als Gymnasiarcha bezeichnet und noch vor der durch Rufolf Langen bewirkten Reform der dortigen Domschule in dieser den humanistischen Bestrebungen Eingang verschafft haben muss. Diese Komödie, durch einen Prolog in Hexametern eröffnet, ist in Prosa abgefasst, freilich nur eine Reihe launiger Scenen, in denen Baldus, Bartolus und Codrus — dieser ein gefoppter Faullenzer — die Hauptrollen haben. Der Verfasser ist übrigens sonst unbekannt[3].

In dieselbe Zeit gehört Wimphelings satirische Schulkomödie Stilpho, die er bei einer akademischen Promotion in Heidelberg aufführen liess, um das entgegengesetzte Streben zweier Jünglinge darzustellen, von denen der eine mit Eifer und Erfolg dem Studium obliegt, während der andere in Rom einen Sack päpstlicher Provisionen für verschiedene Pfründen holt, dann aber doch seiner Unwissenheit halber auf dieselben verzichten und zuletzt Schweinehirt werden muss. Es war dies also eine beissende Verhöhnung des schamlosen Pfründenhandels, zu welchem damals zahlreiche Kleriker die Käuflichkeit des päpstlichen Hofes missbrauchten[4].

1) Sturm, epp. class. I, 111.

2) Dies Wohlgefallen an den lateinischen Komödien bewirkte übrigens schon in dieser Zeit, dass man deutsche Uebersetzungen herausgab. So erschien eine deutsche Prosaübersetzung der sämmtlichen Lustspiele des Terenz 1449 in Strassburg; Albrecht von Eyb aber gab 1511 in Augsburg zwei Stücke des Plautus deutsch heraus. Janssen I, 235.

3) Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus S. 75 ff.

4) Schmidt in Herzogs R.-E. XVIII, 170.

Etwas später, doch ebenfalls in Heidelberg, schrieb Reuchlin, in heiterem Verkehr mit Vigilius und Wimpheling zu poetischen Spielen aufgelegt, seine Komödie Sergius oder Capitis caput, eine dramatische Satire auf die schmarotzenden Mönche, deren einer, Buttubatta, im Besitze eines Schädels ist, mit dem er wunderbare Dinge auszurichten verheisst. Anfangs hält er ihn unter seinem Mantel verborgen, dann aber zieht er ihn hervor und indem er eine glänzende Beschreibung von seiner Wichtigkeit gibt, lässt er ihn wie eine Reliquie von seinen sauberen Gesellen küssen; zuletzt überrascht er sie durch die Mittheilung, dass dies der Schädel jenes Apostaten Sergius sei, der nach damaliger Annahme den Mohamed beim Niederschreiben des Koran geholfen haben sollte. Allgemeinen Beifall fand diese Satire nicht, und Dalberg widerrieth die Aufführung des Stückes wegen eines am Hofe lebenden Franciscaners, der die Satire auf sich beziehen konnte. Aber Reuchlin schrieb dann (1497) eine zweite dramatische Satire unter dem Titel Henno, welche die Künste der Advokaten traf und von den Studenten aufgeführt wurde, die Dalberg nach der Aufführung bewirthete und mit goldenen Ringen und Denkmünzen beschenkte[1]). Ueber den Sergius hat später (1504) Hieronymus Emser in Erfurt unter grossem Zudrange der Studirenden Vorlesungen gehalten[2]). Ob die Nachricht, welche Camerarius[3]) gibt, dass der junge Melanchthon in Pforzheim scriptum quoddam ludicrum Reuchlini vor dem herbeigerufenen Reuchlin zu dessen grosser Freude habe aufführen lassen, auf den Sergius oder Henno zu beziehen sei, lässt sich nicht entscheiden[4]).

---

1) Oehler in Schmids Encyclopädie VII, 116. Vgl. Franke a. a. O. S. 63 f.

2) Kampschulte, Universität Erfurt I, 66.

3) Vita Melanchth. p. 9.

4) Ein seltsamer Poet war der unstet umherziehende Humanist und Astrolog Joseph Grünpeck, der nur gelegentlich Unterricht gab, 1496 aber, wo in Augsburg Patriciersöhne seine Schüler waren und unter seiner Anleitung die von ihm gedichteten Komödien aufgeführt hatten, ebendort

Die von Heinrich Bebel verfasste Komödie de optimo studio juvenum (1501) ist zwar nicht ohne satirische Beziehungen auf die Scholastiker jener Zeit, aber sonst von ernst lehrhaftem Charakter, wie er denn im voraus erklärt:

Erudientur enim juvenes: qui discere curant,
Quis modus in studiis optimus esse queat,
Qualis praeceptor, studium quod debeat esse,
Per quod virtutis culmen adire queas [1]).

Dagegen zeigen die Komödien von Jakob Locher (Philomusus), z. B. de sene amatore (1501), in sehr bestimmter Weise den Einfluss der lateinischen Komiker, wie dürftig auch immer Anlage und Durchführung ist [2]). Die jugendlichen Versuche von Christoph Hegendorf — de sene amatore und de duobus adolescentibus — sind ganz unbedeutend, weshalb der Vieles schreibende Verfasser kaum vor böswilligen Gegnern sich zu fürchten brauchte [3]). Diese konnten in seinen schülerhaften Nachahmungen höchstens einen Anlass zu unsanfter Beurtheilung seiner Muster erkennen.

Wohl nirgends haben sich die Humanisten an dramatischen Spielen so innig ergötzt, als in Erfurt, wo die um den Dichterkönig Eoban Hesse sich sammelnden jungen Männer wie anderen poetischen Bestrebungen, so auch dem Studium der lateinischen Komiker sich widmeten, deren Stücke sie wohl auch geradezu aufführten. Dies scheint sich aus einem sehr anziehenden Briefe des Antonius Niger an seinen Freund Camerarius, der seit 1518 in Erfurt studirte, und einem bei-

---

sie drucken liess. S. über ihn v. Oefele in der Allgem. Deutschen Biographie X, 56 f.

1) Zapf S. 146 f. Muther S. 67 f. und 93.

2) Hehle, Der schwäbische Humanist Jak. Locher Philom. (Ehingen 1873, 1874, 1875), bes. I, 17, 19, 29, 37 f., mit dem Nachtrag im 3. Theile; Franke S. 122 f. Die genannte Komödie ist eine Nachbildung der Asinaria des Plautus.

3) Franke S. 55, 101, 112, 116, 123 f. Er gab im Jahre 1519 zu Leipzig ein Encomium ebrietatis, ein Encomium sobrietatis und ein Encomium somni heraus.

geschlossenen Gedichte zu ergeben, aus dem wir Folgendes herausheben:

Aspice ut accelerent tepidi bona tempora veris,
Pectoribus cum lux corporibusque venit.
Quid nobis censes imprimis esse gerendum,
Sive quid inceptu convenit esse prius?
Certe aliquid Latiis scenis lusisse decebit;
Stent iterum et velis tensa theatra novis.
At licet hi lusus oculis animisque parentur,
Attamen eximii muneris instar habent.
Sive Epicharmei arridet tibi fabula Plauti,
Cui lacero medicas scis adhibere manus.
Macte animo laudi tibi res est ista laborque,
Hac fama est opera clara futura tua.
Quaeve fluunt facili filo bona scripta Terenti,
Quem probat artifici scena diserta stilo.
Vis et in Ausoniam Graecanicam ducere scenam?
Hoc isto poterit nil placuisse magis.

Von dem Nutzen solcher Aufführungen denkt Antonius Niger sehr günstig:

Uber et hinc veniet studiosa in pectora fructus
Et sata cum multo foenore reddet ager.
Haec erit ingenuis studiis praeclara palaestra,
Ad sacrasque per hanc est via Pieridas.
Illa statum finget, mores gestusque decoros,
Haec potis est vires ingeniumque dare.
Adde quod hic quivis se parte recludit ab omni
Et bene, quid possit quilibet, inde patet.
Cognita quae nuper sunt pectora Musica nobis,
Non essent, istud si latuisset opus.

Die Bezugnahme auf griechische Stücke, welche man in Scene gesetzt habe, erhält eine anmuthige Illustration aus der Erzählung, dass einer der jugendlichsten Genossen dieses

1) Camerarius, epp. libellus novus p. 37 f.

Kreises, Jakob Moltzer, nach der Aufführung eines lucianischen Dialogs, wobei er den Micyllus besonders trefflich vorgestellt hatte, den fortan von ihm beibehaltenen Namen Micyllus erhalten [1]). Es war eine doch nur vorübergehende und von persönlichen Bestrebungen abhängige Steigerung, dass man um dieselbe Zeit (z. B. in Zwickau) nach dieser Seite bis zu Aristophanes und Euripides sich verstieg.

Dass hier und da auch in kleineren Schulen scenische Aufführungen gewagt wurden, hing ebenfalls von besonderen Antrieben ab, welche Rectoren gelegentlich in eine Schule brachten; wir wissen von einer solchen Aufführung, die 1516 die Schule in Sorau unternommen hatte [2]). Wo aber solche Schulen in dieser Weise sich versuchten, da bewirkte früh wohl auch die Theilnahme, welche die ganze Bevölkerung der Sache zuwandte, dass man den lateinischen Darstellungen Einleitungen und Erläuterungen in deutscher Sprache beigab.

Künstlerische Anlage und Durchführung fehlten allen Nachbildungen, von denen zu reden war. Meist schienen einige Scenen in dialogischer Form eine Komödie zu machen; eigentliche Charakterzeichnung wurde kaum versucht; der Witz war gering, oft plump; die Aufführung erforderte wenig Aufwand von Zeit und Kraft. Es gehörte also für Darsteller und Zuhörer eine grosse Harmlosigkeit dazu, um das Gegebene für ansprechend nehmen zu können.

Die Entwickelung der Schulkomödie im sechzehnten Jahrhundert hat es freilich zu bedeutenderen Leistungen gebracht, deren Werth indess zu der grossen Anzahl der Stücke in keinem Verhältniss steht. Davon aber ist in einem ganz anderen Zusammenhange zu sprechen.

Die Humanisten jener Zeit liebten es nicht gerade, in Schulen dauernd thätig zu sein. Eine gewisse Unruhe trieb sie hin und her, und wenn sie schon an den Universitäten selten länger aushielten — auch wurde es ihnen ja durch die Vertheidiger des Alten schwer genug gemacht, festen Fuss zu

---

1) Classen, Micyllus S. 14 f., vgl. Kampschulte I, 235 f.
2) Kühn, Nachrichten von der Sorauer Schule (1770) S. 9.

fassen —, so hatten sie noch weniger Lust, in Schulen sich festhalten zu lassen, in denen ja auch das Arbeiten so mühselig und der Lohn so kärglich war. So kam es, dass selbst die sogenannten Poetenschulen, in denen der Humanismus recht eigentlich sichere Pflegestätten zu gewinnen schien, nicht recht gediehen. Auch fehlte es den Bevölkerungen der Städte fast überall, wie gross in ihnen auch die geistige Regsamkeit sein mochte, an eigentlichem Verständniss dessen, was die Humanisten brachten und wollten. Wie Rudolf Agricola das Wirken in einer Schule ansah, hat er in einem Briefe an seinen Freund Barbirianus ausgesprochen, der ihm im Auftrage des Senats von Antwerpen die Leitung einer Lateinschule in dieser herrlich aufstrebenden Stadt angeboten hatte. „Datur schola", so schreibt er, „res acerba, difficilis, morosa, aspectu ipso accessuque tristis et dura, ut quae flagris, lacrimis, ejulatu perpetuam carceris faciem prae se ferat. Quod si cui alii rei, huic vel maxime nomen a contraria verbi interpretatione potest inditum videri. Graeci enim scholam, id est otium dicunt, Latini ludum litterarium vocant eam, quum nihil sit aut otiosum minus aut severum aut ab omni ludo magis abhorrens. Rectius sane Graecus comicus Aristophanes, qui *φροντιστήριον*, id est curarum locum appellat. Scholam ergo ego?"

Und doch hatte Agricola, wie eben auch seine Briefe beweisen, vor Allem indess seine Schrift de formando studio (1484) — eigentlich auch ein Brief an Barbirianus, den Melanchthon 1532 herausgegeben hat —, die gesundesten Ansichten über den Unterricht. Er bedauert, dass so Viele sich auf die leeren, wenn auch wortreichen Artes legen und ihre Zeit mit Disputiren hinbringen, mit Räthseln, welche in so langen Jahrhunderten keinen Oedipus gefunden hätten und niemals finden würden. Die rechte Philosophie, die sehr verschieden sei von der Wissenschaft der Scholastiker, zerfalle in Moral- und Naturphilosophie. Jene sei aber nicht bloss aus Aristoteles, Cicero und Seneca zu schöpfen, sondern auch, ja ganz besonders aus den Geschichtschreibern, Dichtern und Rednern, welche zu den einzelnen Wahrheiten die Beispiele fügen, und

diese seien am wirksamsten zur Erkenntniss dessen, was recht ist oder nicht; die Betrachtung der Natur sei minder nothwendig, aber doch ein Bildungsmittel, weshalb das Studium der Geographie, der Botanik (nach Theophrast), der Zoologie (nach Aristoteles) zu empfehlen sei. Beiderlei Philosophie sei aus den classischen Schriften zu erlernen, und aus ihnen zugleich Kunst der Rede. Dabei müsse man mit möglichst treuer Uebersetzung in der Muttersprache den Anfang machen, durch welche Uebung man sich das Festhalten der lateinischen Worte für das in der Muttersprache Gedachte sichere. Was man aber lateinisch schreiben wolle, müsse man vorher immer in der Muttersprache denken etc.; ehe man auf zierlichen Ausdruck bedacht sei, müsse man rein und richtig schreiben lernen. Es folgen dann Vorschriften über das richtige Auffassen beim Lesen, über die Stärkung des Gedächtnisses, über das Verwenden des Aufgenommenen in lebendiger Composition etc. — Andererseits soll aber nach Agricola die Philosophie zur heiligen Schrift führen, worin für die Ordnung des Lebens die beste Anleitung gegeben ist; denn die heilige Schrift allein ist soweit vom Irrthum entfernt, als ihr Urheber, Gott selbst, sie führt allein auf sicherem, festem, rechtem Pfade ohne Dunkel, sie lässt den ihr Folgenden nicht betrogen werden, nicht verloren gehen.

In pädagogischer Beziehung wichtig waren auch Agricola's drei Bücher de inventione dialectica, die genauer erst 1523 von Phrissemius in Köln und aus dem Autographon von Alardus ebendaselbst 1529 herausgegeben wurden [1]). Er zeigte darin, wie man nach den allgemeinen Gesetzen des Denkens jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu untersuchen und darzustellen und so wahre Wissenschaft zu gewinnen habe. Leider hat der treffliche Mann dieses 1483

1) Ueber die Ausgabe von Phrissemius L. Krafft, Aufzeichnungen Bullingers (Elberfeld 1870) S. 25. Die Ausgabe von Alardus in der von diesem veranstalteten vollständigen Ausgabe der Werke Agricola's; 2 v. 4°. Die jener Schrift vorausgehende Epistola Melanchthonis ad Alardum (auch in Corpus Ref. III, 673 f.) ist sehr belehrend über Agricola.

begonnene Werk nicht vollenden können, da er bereits am 28. October 1485 in Heidelberg starb.

Eine so vereinfachte, auf den natürlichen Grundlagen aufgebaute Dialektik war durchaus geeignet, den leeren und doch so anspruchsvollen Formalismus der Scholastiker um seine Geltung zu bringen, was sich bei der dann beginnenden Bewegung der Geister sehr bald zeigte. Die Humanisten selbst verfolgten nur zum Theil entschiedener, was in dieser Richtung lag, manche derselben huldigten einem Formalismus anderer Art, den man den Cultus der schönen Form nennen könnte, und verstanden nicht viel besser als ihre Gegner dasjenige, was sich aus den Tiefen des Lebens zu neuer Gestaltung herauf arbeitete, zu würdigen. Aber sie haben doch auch mit ihrem Formalismus dem Neuen gedient. Dass sie diesem durch ihre auf das Griechische und Hebräische gerichteten Studien die wesentlichsten Förderungen, auch wider ihren Willen, bereitet haben, braucht hier kaum bemerkt zu werden.

Gegen die Vertreter des römischen Rechts, welche, die alten Volksrechte zurückdrängend, eine hohe Scheidewand aufführten zwischen dem Volke, dem sie unerträgliche Lasten aufbürdeten, und den Regierenden, deren Ansprüche sie ins Ungemessene steigerten, haben manche Humanisten, wie Jakob Wimpheling und Sebastian Brant, in sehr entschiedener, volksfreundlicher Art sich aufgelehnt [1]). Andere, wie Thomas Murner, der ja in den Epp. obsc. virr. wirklich noch den Humanisten beigezählt wird, suchten das römische Recht, dessen das Volk sich doch nicht erwehren konnte, ihm durch besondere Bearbeitungen und Uebersetzungen möglichst nahe zu bringen [2]). Noch Andere, wie Johann Apel, wiesen die Juristen auf die Nothwendigkeit hin, durch das Studium der Classiker die rechte Grundlage für die sonst äusserlich und barbarisch betriebenen Berufsstudien zu suchen [3]). Mann muss aber doch

1) Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I, 472—486.

2) Goedeke in der Einleitung zur Ausgabe der Narrenbeschwörung S. XLI f.

3) Muther S. 235 ff. Vgl. im Ganzen Otto, Cochläus S. 84 ff.

auch wieder sagen, dass die Humanisten, indem sie das Leben der alten Welt, das so lange vorzugsweise in städtischen Entwickelungen sich dargestellt hatte, durch Schrift und Rede ihren Zeitgenossen gegenwärtig machten, das Aufstreben des Bürgerthums entschieden gefördert, während sie doch auch wieder durch das, was sie über die auf den Trümmern jener Entwickelungen sich aufbauende Fürstengewalt zu sagen hatten, zum Durchdringen monarchischer Bestrebungen beigetragen haben. Und so kamen sie zu den Ordnungen des mittelalterlichen Staates und des damit so eng verflochtenen Kirchenthums in einen mehr oder weniger bewussten Gegensatz, der unter Umständen auch die volkswirthschaftlichen Interessen stark berührte [1]).

Nothwendig führten die humanistischen Studien in ganz besonderer Weise auch zu Betrachtung der Schicksale und Zustände des eigenen Volks. Und hierbei müssen wir noch etwas genauer verweilen.

Wenn die Wissenschaft des Mittelalters vielfach im Reiche der dürren Abstractionen sich bewegt und über und zwischen den wirklichen Dingen, die man nicht achtete, eine Welt des Scheines und Wahnes sich vorgezaubert hatte, so stellte sich der Humanismus, zuerst in Italien, dann überall da, wo er Geltung erlangte, auf den festen Boden der Thatsachen in Natur und Geschichte, wie denn auch die Gestalten, die aus den classischen Werken ihm entgegentraten, durchaus den Eindruck des Lebendigen, Persönlichen, Greifbaren machten. Auch musste ja was aus diesen Werken über die Geschicke und Verhältnisse der edelsten Völker sich erkennen liess, den Sinn für Beobachtung des Nahen, Verwandten, Fortwirkenden schärfen, zu den mannigfachsten Vergleichungen anregen und also auch in sehr verschiedener Weise die Aufmerksamkeit auf die grossen Angelegenheiten des Vaterlandes lenken. Wir wundern uns also nicht, wenn die Humanisten jener Zeit oft auch ein starkes Nationalgefühl zum Ausdruck brachten und

1) Vgl. Roscher, Gesch. der National-Oekonomik in Deutschland, bes. S. 34 f.

in ihren Kreisen zu erwecken suchten, und, obwohl sie in dem Wohlgefallen an den in den Werken der Classiker sich darbietenden Kunstformen die Nachbildung derselben als ein besonders ehrendes Geschäft ansahen, die Sprache des eigenen Volkes aber, die noch so wenig entwickelt zu sein schien, eher vernachlässigten, so haben sie doch gern deutsche Art und Sitte gerühmt, an den Grossthaten des deutschen Volkes und an der Herrlichkeit des deutschen Reiches sich erfreut. Und wenn sie dies thaten, da hörte ihre Poesie auf, leerer Klingklang, ihre Rede blosses Phrasenwerk zu sein. Denn ihr Herz war bei der Sache, lebendige Empfindung kam zum kräftigen Ausdruck, Begeisterung gab ihren Werken ein über die nächsten Zwecke hinausgehendes Gewicht. Hatten einst Griechen und Römer so gross von sich gedacht, waren noch immer Italiener und Franzosen so stolz auf ihre Vergangenheit, wie auf das, was sie noch zu sein glaubten, so durften doch auch die Deutschen dessen sich rühmen, was die Vorfahren gethan, was sie selbst noch auszurichten im Stande waren.

Die deutschen Humanisten, oft auf der Wanderung sich versuchend, kannten ihr Land und Volk. Sie waren an den mit Schiffen belebten Strömen dahingezogen, durch weite, mit Dörfern und Schlössern erfüllte Gegenden, über Höhen mit Weinpflanzungen und durch Ebenen mit wogendem Getreide; sie hatten in Städten Aufnahme gefunden, wo eine betriebsame Bevölkerung mit jeder edlen Kunst vertraut war und in herrlicher Waffentüchtigkeit jedem Feinde sich gewachsen fühlte; sie hatten überall Männer von Geist und Gaben, von ehrenfester Gesinnung und höherem Streben gefunden, die Sinn hatten für das, was sie selbst erfüllte und bewegte. Wie hätten sie nun nicht reden sollen von Allem, was Gegenstand ihrer Betrachtung, ihrer Freude und Hoffnung geworden war? Wir dürfen in der Rede, welche Heinrich Bebel, der Humanist von Tübingen, einst vor Kaiser Maximilian in Innsbruck gehalten hat, den ersten lebendigen Ausdruck der so erweckten Begeisterung erkennen, in jener Schilderung der Mutter Germania, die, wenn sie auch jetzt entwürdigt scheint mit dem

zerzausten Lorbeerkranz, doch das Haupt noch immer so hoch trägt, noch immer mit dem Blicke ihrer Augen schreckt, noch immer so reich an Söhnen ist, welche in Billigkeit und Gerechtigkeit, in Standhaftigkeit und Glaubenstreue sich bewähren, zu heldenmüthigem Ringen jedem Volke getrost sich stellen können[1]). Und schon hatte Konrad Peutinger, der mit Bebel eng befreundete Patricier in Augsburg, in seinen „Tischreden von den wunderbaren Alterthümern Deutschlands" eine andere Form zur Verherrlichung des Vaterlandes gefunden[2]). Christoph Scheurl aber, der Nürnberger Humanist, wie hat er zu Bologna vor einer bunt zusammengesetzten Studentenschaft die deutsche Heimath gefeiert mit den sonnigen Hügeln und den schattigen Hainen, den fruchtbaren Gefilden und dem Reichthum an edlen Metallen und salzhaltigen Quellen! Wie jugendlich stolz hat er die Kraft der deutschen Fürsten und Stämme, die Werke der deutschen Kunst, die Kernhaftigkeit der deutschen Sprache gepriesen, zwar in lateinischer Rede, aber so, dass man darin gewaltig, unwiderstehlich eine durchaus neue Anschauungsweise aufleuchten sah[3])! Auch für Ulrich von Hutten ist Deutschland noch immer das erste Reich der Welt, in welchem auf die Zeit der Kriege eine Zeit der Bildung und der Erfindungen gefolgt ist, und auch an den Niedersachsen, deren unmässiges Trinken ihm missfällt, hat er zu rühmen, dass sie gesunder und stärker seien als die anderen Deutschen, und im Kampfe tapfer sonder Gleichen[4]).

---

1) Vgl. Muther S. 77 ff. Ueber Bebels Freund Michael Coccinius Horawitz in der Allgem. Deutschen Biographie IV, 378 f.

2) Horawitz, Beiträge zur Geschichte der Historiographie in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1875. Vgl. Geiger in v. Sybels Histor. Zeitschrift 1875, 1.

3) Muther S. 83 ff. Scheurls eigenes Urtheil über seinen zu Bologna gedruckten Libellus de laudibus Germaniae et ducum Saxoniae in seinem Briefbuch, herausgegeben von v. Soden und Knacke S. 10.

4) Strauss, Ulrich von Hutten S. 60 ff. Consequent ist freilich Hutten nicht. Oefter erscheint ihm fast alles Bestehende unerträglich. Sein Ideal ist im Grunde das Deutschland des Tacitus (optimum Ger-

Aber alle Herrlichkeit gipfelte für diese Humanisten doch in dem römischen Kaiserthum deutscher Nation, und Stärkung der Kaisermacht wie Mahnung der Kaiser an ihre Aufgaben erschien ihnen als eine ernste Pflicht. Da war es nun vor Allem der ritterliche Kaiser Maximilian, zu welchem ihre Bewunderung emporschaute. Er hatte ja auch Theilnahme für humanistische Bestrebungen und wusste sie zu würdigen, wie denn durch ihn die Universität Wien eine Pflegestätte des Humanismus wurde[1]. Seine Persönlichkeit trat so lebendig, so stattlich in den Vordergrund der Ereignisse, an denen er Theil nahm, wenn er sie auch nicht beherrschte oder entschied. Er gab nach der langen Regierung des schläfrigen Vaters seinem Volke wieder das Gefühl, dass es einen Herrscher habe voll grosser Gedanken und nie verlegen um einen herzhaften Entschluss. So wurde er zumal für die Humanisten am Oberrhein ein Gegenstand der lautesten Anerkennung. Er war ihnen das Ideal eines Fürsten, und Wimpheling nahm keinen Anstand, ihn mit Karl dem Grossen auf dieselbe Linie zu stellen, ja seine Thaten über die des macedonischen Alexander zu erheben. Aber sie blieben bei solcher Lobpreisung doch nicht stehen. Heinrich Bebel, der diesen Kaiser ebenfalls über die Massen preist, lässt ihm im Namen der Germania sagen, dass er die Sonderbünde bei den Fürsten im Reiche abstellen solle, weil Eigennutz der Einzelnen und daraus hervorgehende Zwietracht den mächtigsten Staaten Verderben bereitet habe und darum auch die übergrosse Nachsicht und Milde des Kaisers dem deutschen Vaterlande Unheil bringen könne. Bei der wachsenden Türkennoth aber riefen die oberrheinischen Humanisten den Kaiser Max in den beweglichsten Worten auf, dass er in Gemeinschaft mit den Fürsten des Reiches zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen sich aufmache. So Wimpheling in seinem Dialoge de bello Turcico;

maniae tempus), wo man bloss von heimischen Erzeugnissen gelebt, in Thierfellen einhergegangen, in zerstreuten Hütten gewohnt, Niemand Geld gekannt, Kaufleute noch gar nicht gesehen habe. Roscher S. 43.

1) Aschbach, Die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Maximilians I. (1877).

so Sebastian Brant in seinem Gedichte Turchorum terror et potentia, neben ihnen Locher in seiner Tragoedia de Thurcis et Soldano, Hutten mit seiner Epistel der Italia[1]).

Allein auch gegenüber den Franzosen rührten sich die oberrheinischen Humanisten. Die Franzosen hatten im Jahre 1444 wieder Gelüste nach der Rheingrenze kund gegeben und vom Dauphin Ludwig, der die wilden Armagnacs zu grauenvoller Verwüstung in das Elsass geführt, war diese Landschaft als eine ursprünglich zu Frankreich gehörige bezeichnet worden. Als hierauf aber selbst in Strassburg eine Hinneigung zu Frankreich bemerkbar wurde, da schrieb der wackere Wimpheling 1501 seine Germania ad rempublicam Argentinensem, worin er nachzuweisen sich bemühte, dass schon in Cäsars Tagen am linken Ufer des Rheins Deutsche gewohnt, dass auch die Frankenkönige und namentlich Karl der Grosse Deutsche gewesen. Obgleich nun der streitbare Franciscaner Thomas Murner in einer Schrift Nova Germania, die übrigens doch auch gegen die französische Begehrlichkeit sich aussprach, manche Annahmen Wimphelings nicht ohne Grund angriff, so schien es doch dem Rathe der Stadt Strassburg angemessen, Murners Schrift eilends zu verbieten und vernichten zu lassen, so dass sie jetzt wirklich nur noch in zwei Exemplaren vorhanden ist[2]).

Auch in anderer Weise gab sich der Patriotismus der deutschen Humanisten kund, indem sie ihre mehr gelehrten Arbeiten auf Erweckung vaterländischer Gesinnung berechneten. So wollte Reuchlin 1495 durch Verbreitung einer deutschen Uebersetzung von den zwei ersten philippischen Reden des Demosthenes den Patriotismus der Fürsten zu gemeinsamer Bekämpfung der Feinde des Reiches aufregen[3]). Da war es kein Wunder, dass der Germania des Tacitus be-

---

1) Hehle, Der schwäbische Humanist Jak. Locher (1873) I, 29 f. und Strauss a. a. O. S. 131.

2) Rathgeber in v. Sybels Historischer Zeitschrift 1877, S. 3.

3) In Reuchlins Briefen tritt patriotische Gesinnung sonst wenig hervor.

sondere Theilnahme sich zuwandte. Im Jahre 1502 erschien das Büchlein, wie man annimmt, zum ersten Male, in Leipzig; 1509 gab es eben dort Johannes Rhagius Aesticampianus heraus; 1513 folgte eine dritte Ausgabe in Wien. Es lässt sich denken, dass, als zwei Jahre darauf unter den Augen des Papstes Leo X. jene berühmte Ausgabe der Annalen erschien, welche die durch italienische Schlauheit aus dem Kloster Corvey entführte Handschrift der fünf ersten Bücher möglich gemacht hatte, in Deutschland die Aufmerksamkeit besonders gross war.

Da musste man sich auch aufgefordert fühlen, die Geschichte des deutschen Vaterlandes zu schreiben. Es war ja zunächst noch ein schweres Stück Arbeit; aber um so verdienstlicher erscheinen die Versuche, die man in dieser Richtung machte. Wir denken dabei vor Allem an Wimphelings Epitoma rerum Germanicarum, welche 1505 in Strassburg erschien. Den wackern Mann hatte es bekümmert, dass während andere Nationen die herrlichen Thaten ihrer Väter sich erzählen liessen, die Deutschen wie Schlafsüchtige aller höheren Regungen entbehrten und gegen den Ruhm ihres Vaterlandes gleichgiltig waren, und so hat er das von einem Freunde Begonnene ausgeführt, damit die Deutschen die hohe Begabung, die kriegerischen Triumphe, die Erfindungen auf dem Gebiete der Künste, den herrlichen Charakter ihres Volkes erkennen und auch die Nachkommen angefeuert werden möchten, täglich noch grössere Thaten hinzuzufügen. Freilich ist nun das von ihm Dargebotene ungleichmässig gearbeitet, im Einzelnen nicht selten unrichtig; aber die Verehrung für Rom hat ihn nicht gehindert, als deutscher Mann die Geschichte der grossen Kaiser zu erzählen, und auch sonst findet immer wieder sein patriotisches Herz entsprechende Worte.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, die Humanisten nach ihrem Verhältniss zu den Buchdruckern, die seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts für das ganze Bildungswesen des ausgehenden Mittelalters so bedeutend geworden sind, eingehender zu betrachten. Für uns genügt es eigentlich, die Benutzung des Bücherdruckes für die Zwecke des Unterrichts, wie sie die Humanisten sich zur Aufgabe gemacht haben, in Kürze darzustellen; Anderes, was wir anfügen, kann nur zur Erläuterung dessen dienen, was für uns in den Vordergrund tritt.

Wenn die Humanisten jener Tage zwischen Handschriften und Druckschriften zu wählen hatten, so zogen sie freilich wohl in den meisten Fällen jene vor, weil sie darin die zuverlässigeren Texte hatten oder doch zu haben glaubten, und sie konnten solche ja gar nicht entbehren, wenn es sich für sie um gelehrte Arbeit handelte. Aber Handschriften waren doch oft nur mit Mühe zu erlangen, wenn sie geliehen werden sollten, und zuweilen selbst um schweres Geld nicht zu erwerben. Sobald dann die Benutzung für den Unterricht in Frage kam, musste das von den Buchdruckern Dargebotene äusserst willkommen sein. Hatte man vorher immer das zeitraubende Dictiren anwenden müssen, um den Schülern, welche nachschrieben, die nöthigen Texte zu verschaffen, so hatte man jetzt doch die Möglichkeit, eine Anzahl von Exemplaren fertig in die Hände der Schüler zu bringen, wobei noch immer Aermere das, was sie brauchten, von Stunde zu Stunde sich abgeschrieben haben mögen. Wir wissen, wie Reuchlin noch in seiner letzten Zeit für seine Vorlesungen eine grössere Anzahl der Schriften, welche er behandeln wollte, drucken liess. Freilich aber bestimmte sich die Wahl des zu Lesenden oft nach dem, was man gedruckt haben konnte; denn die Buchdrucker sorgten meist für die allgemeinen Bedürfnisse, und seltener wohl geschah es, dass die humanistischen Lehrer das für Unterrichtszwecke Brauchbare durch die Buchdrucker besonders besorgen liessen. Auch wechselten sie Wohnsitz und Thätigkeit zu oft und die Zahl ihrer Schüler war meist zu unsicher, als dass sie den Buchdruckern für genügenden Absatz

Bürgschaft zu bieten im Stande gewesen wären. Wo Humanisten in grösseren Officinen als Correctoren thätig waren — und wir kennen sehr tüchtige Männer, die in solcher Stellung längere oder kürzere Zeit gearbeitet haben —, da konnten die Unternehmer leicht auch auf manches für den Unterricht Brauchbare aufmerksam gemacht werden.

Die Buchdrucker waren übrigens selbst nicht selten Gelehrte und zugleich unternehmende Buchhändler. Oporinus, Amerbach und die Froben in Basel, Anshelm in Pforzheim, Tübingen und Hagenau, Quentell in Köln, Koburger in Nürnberg, Thanner in Leipzig wussten wohl, wie sie durch Förderung der humanistischen Bestrebungen ihre Geschäfte emporbringen konnten [1]. Aber auch aus Italien, namentlich aus Venedig, wo Aldus Manutius eine so grossartige Thätigkeit entwickelte, kamen durch Vermittelung der Nürnberger Classiker in grosser Zahl nach Deutschland. Dagegen sorgten die in manchen Klöstern angelegten Druckereien wohl nur für den nächsten Bedarf und wohl nur selten für humanistische Zwecke. Anders wieder die Hieronymianer, z. B. in Rostock.

In Städten, wo ein neuer Geist Schulen zu freier Entwickelung brachte, wie in Deventer und Münster, traten die Buchdrucker wie von selbst in den Dienst des Unterrichts [2]. So waren in Münster, besonders unter den Anregungen des trefflichen Rudolf von Langen, bis zu seinem Tode († 1519) gedruckt worden: Plautus' Aulularia, Cicero's Briefe, Prudentius, Cyprianus, Plinius' Briefe, Cäsar, Horaz, Juvenal, Persius, Seneca's Hercules furens, Virgils Aen. II., ausserdem grammatische und rhetorische Schriften.

Aber die humanistischen Schulmänner legten es nicht gerade darauf an, ihren Schülern viele Bücher in die Hände zu bringen. Johannes Murmellius, der so eifrig für Schulbücher gesorgt hat, war der Ansicht, dass man namentlich

1) Ueber Anshelm vgl. Allg. Deutsche Biographie I, 483, über Koburger Scheurl, Briefbuch S. 15 f., 20 f. Im Allgem. Janssen I, 13 ff.

2) S. Niesert, Beiträge zur Buchdruckergeschichte Münsters (1828); Parmet, Rudolf von Langen (1869) S. 81 f.; über Westfalen im Ganzen sehr belehrend Nordhoff S. 129 ff.

jüngeren Schülern nur wenige und nur ganz correcte Bücher in die Hand geben dürfe, dass man ihnen auch nicht bloss Gedrucktes zur Benutzung gebe, sondern sie auch, um sie im Schreiben und in der Orthographie zu üben, fortwährend noch abschreiben und nachschreiben lasse. Er klagte dabei lebhaft über die zahllosen Fehler, die in den gedruckten Büchern zu finden seien [1]).

Immerhin sind Classikerausgaben aus jener Zeit noch sehr gesucht und für die Kritik der Texte mannigfach brauchbar, und viele derselben sind noch erhalten. Dagegen sind sehr viele Grammatiken und andere Lehrbücher, die damals im Unterrichte benutzt wurden, bis auf einzelne Exemplare zu Grunde gegangen. Dies gilt z. B. von der Ars magna Donati, welche überhaupt zu den ersten Büchern gehörte, die, zunächst in Holz geschnitzt, in Haarlem und Mainz herauskamen; von diesen Ausgaben sind nur noch Fragmente erhalten [2]).

Dass durch den Eifer der Humanisten auch neue Bibliotheken entstanden, versteht sich von selbst. Welchen Bücherschatz Reuchlin zusammengebracht hat, ist bekannt; wir wissen auch, mit welch rastlosem Eifer Trithemius in seiner Abtei Sponheim durch Abschriften und Kauf auf Mehrung der Büchersammlung bedacht war; bekannt ist, wie die Universitäten Wien, Heidelberg, Erfurt mit solchen Schätzen ausgestattet wurden [3]); für Schulen freilich dürfte in dieser Zeit noch wenig geschehen sein, wenn man ausnimmt, was Rudolf von Langen für die Domschule in Münster gethan hat [4]).

Aller Orten regte sich so treuer Fleiss, den steigenden Bildungsbedürfnissen zu entsprechen. Nur darf man bei dem, was durch die Humanisten für engere Kreise geschah, nicht übersehen, wie doch auch Andere in anderer Weise dem immer lebhafteren Verlangen des Volkes nach geistiger Nahrung, und zwar in der Sprache des Volkes, Befriedigung zu schaffen, zu seiner

---

1) Reichling, de Jo. Murmellii vita et scriptis p. 41.
2) Gräfenhan, Gesch. der Philologie IV, 109.
3) Vgl. Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter (1871) S. 348 f.
4) Nordhoff S. 97 f.

religiösen und sittlichen Bildung beizutragen treu bemüht gewesen sind. Es war eine grosse, froh und kühn aufstrebende Zeit, die freilich auch unruhig sehr Verschiedenes ergriff und noch einen Alles bewegenden, in entschiedene Richtung leitenden Impuls zu erwarten schien, um grosse Neubildungen zu versuchen. Das Gefühl, dass Ausserordentliches sich vorbereite, war überall lebendig und gab sich oft in freudigen Erwartungen, zuweilen aber auch in trüben Ahnungen kund. Neben der schonungslosen Kritik des Bestehenden wirkte doch fort und fort die Anhänglichkeit an das von den Vätern Ueberlieferte; neben der Entschlossenheit, welche rasch vorwärts strebte, ging doch eine gewisse Zaghaftigkeit vor einem Ungeheuren, das kommen zu müssen schien und doch auf die Herzen drückte wie ein schweres, am Himmel heraufziehendes Gewitter. Und Niemand hat vorhersagen können, was wirklich gekommen ist, noch bei dem Sturme, der sich erhob, zu deuten vermocht, was er niederwerfen werde, um Platz zu schaffen für die Gestaltungen einer durchaus andern Welt.

Personen-Register.

Orts-Register.

Berichtigungen.

S. 16 Z. 2 v. u. lies: Trivium und Quadrivium.
S. 29 Z. 19 v. o. lies: Dwerg (statt Devery).
S. 149 Z. 5 v. o. lies: St. Germansstift (statt Germersstift).
S. 289 Z. 7 v. u. lies: Ceratinus (statt Coratinus).
S. 306 Anm. 3 lies: in Pirkheim (statt und P).
S. 312 Z. 2 v. u. lies: Sarzana (statt Sargana).

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.